This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575047 5

Die

Polen in Danzig.

1-6-1909

Die

Polen in Danzig.

Historische Erzählung

von

C. Quandt.

Hamburg,
Druck und Verlag von Wolf Lothar Oemler.
1881.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
472264

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

16 DEC. 08.

Einleitung.

Vineta, die alte, stolz und groß,
Der nordischen Meere Königin.
Es leuchtet die Mauern und Zinnen,
Und drüber ragen zum Himmel hin
Die Häuser und Tempel drinnen.

Finelius.

Wo sich zwei Weichselarme mit einander vereinigen und zwischen malerischen und reich bebauten Gefilden dem Meere zueilen, liegt seit vielen hundert Jahren Danzig, die alte Godescanzia,*) von ihren Poeten das nordische Venedig genannt, düster, massiv und eigenartig, ein stattliches Werk der Menschenhand inmitten eines herrlichen Gottesgartens. Stolze Thore und zahlreiche Türme ziehen schon aus weiter Ferne die Blicke auf die majestätische Stadt. Die Straßen drinnen sind eng und oft gewunden, wie es einer alten Veste ziemt, die Häuser kehren ihnen den oft reich verzierten Giebel zu und mannigfache Vorbauten oder Beischläge. Wenn zwischen ihren himmelhohen Wänden und in dem zusammengedrängten Menschengewühl jedoch der Blick nicht leicht den Himmel finden kann, so tönt allstündlich an das Ohr, als Mahnruf von oben, der Choral der Turmuhren, die von der Pfarrkirche und vom Rathaus alle Gassen und Gäßchen beherrschen und gleich frommen Väterstimmen zu den im raschen Fluge der Zeit nachfolgenden Enkeln sprechen. Und nähert man sich nun dem Mittelpunkte der Stadt, den die beiden königlichen Gebäude bezeichnen, flüchtet man aus dem Gedränge

*) Gothenschanze.

draußen in ihr Inneres, da meint man gar den Geist der Väter reden zu hören, ja wirken und schaffen zu sehen.

Schau hier die schön geschnitzte Thür des Sitzungssaales im obersten Geschoß des Rathauses. Gerechtigkeit und Friede küssen sich und rufen der Seele des Beschauers den 85. Psalm ins Gedächtnis, dies Mustergebet eines patriotischen Herzens.

Auf jener Thür schreitet ein gemalter Ratsherr ernst, fromm und würdevoll die Stufen herab, den Finger auf dem Munde, Verschwiegenheit lehrend, und sagt durch seine ganze Erscheinung so viel besser als Worte, wie ein Stadtältester sein soll, daß ich meine, der Eine oder der Andere, der zur Beratung gekommen war, ohne den rechten Ernst und Eifer für sein Amt mitzubringen, muß schon angesichts dieses Bildes in sich gegangen sein.

Nicht weit von dort mahnt die täuschend natürliche Darstellung eines Lauschers die Häupter der Gemeinde zur Vorsicht, und oben an der Decke prangt in Freskofarben die Stadt Danzig, von Feinden bestürmt, aber von Gottes Hand gehalten und beschirmt. „Der Saal ist ganz nach dem der Signoria in Venedig gebaut und verziert," sagt der alte Kastellan des Rathauses; „und was zum zweiten Mal gemacht wird, gerät natürlich noch besser als das erste Mal." Das ist problematisch; aber Besseres als diesen Deckenschmuck hat sicher Paul Veronese nicht geschaffen, als er seine berühmten Wandmalereien mit dem Bilde der Venetia krönte, wie sie stolz auf der Erdkugel thront, während Sieg und Friede und andere allegorische Figuren ihr huldigen.

In alten Zeiten mochte jenes Deckengemälde in Danzig noch eine höhere Bedeutung haben, zumal für den „edeln Rat", der darunter seine Beschlüsse erwog. Denn die Lage der Stadt war in mehr als einer Beziehung schwierig und oft bedrohlich. Eine deutsche Hansestadt, doch ohne den Schutz und Verband des Reiches zu genießen, inmitten der polnischen Monarchie, eine

völlig selbständige Republik unter einem König, der wiederum kaum sein eigener Herr war, ein Bollwerk der evangelischen Lehre, umgeben von Grundherren, die im Eifer für den Katholicismus mit Feuer und Schwert den neuen Glauben auszurotten strebten, kämpfte sie bald in den Kriegen der Hansa, bald in denen der Krone Polens; bald verteidigte sie ihre Unabhängigkeit auf dem Reichstag zu Krakau, bald ihre Handelsprivilegien gegen die eifersüchtigen Seemächte der Ostsee; bald widerstand sie den gewaltsamen Eingriffen des polnischen Adels in ihr Gebiet oder den feineren Umtrieben des Bischofs von Leßlau oder Cujavien, der sie noch immer so gern in seine Diöcese gerechnet hätte und ebenso scheel auf ihre Glaubensfreiheit sah, wie die übrigen Nachbarn auf ihren Reichtum.

Dennoch gelang es dem kleinen Freistaat Jahrhunderte hindurch, allen diesen Gefahren zu entgehen oder zu trotzen, und hier im Sitzungssaal ward es weislich erwogen, wie man allezeit vorsichtig handelte, ohne sich etwas zu vergeben. Manch Erinnerungszeichen daran ward drum dort aufbewahrt, und darunter auch das Bild der Frau, aus deren Leben ich etwas erzählen will, das beweist, daß es weder den Töchtern noch den Söhnen der Stadt an dem frommen Opfermut und der klugen Thatkraft fehlte, durch die allein ein Gemeinwesen stark und dauerhaft sein kann.*)

Erstes Kapitel.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt,
Sie hat des Weibes Loos getragen;
Die Sorgen haben nicht gefehlt.
Chamisso.

Sabine König war vor mehr als zweihundert Jahren die Tochter eines Schöffen von Danzig, und außer einem Bruder das Aelteste von einem Häuflein Geschwister, bei denen sie von

*) Das Bild ward seitdem mit anderen aus dem Rathaus in das Stadtmuseum versetzt.

ihrem vierzehnten Jahr an Mutterstelle vertrat. Denn so frühe schon ward sie verwaist, allein sie nahm die Pflichten und Sorgen, die ihr daraus erwuchsen, mit soviel Ernst und Gewissenhaftigkeit auf ihre jungen Schultern, daß ihr Vater oft rühmend sagte, er hätte die Hausfrauenhände und Hausfrauenaugen in seinem Heimwesen nie vermißt, und als sie älter ward, fand er bei ihr auch den hellen Verstand und das kluge Wort seiner lieben Seligen wieder. „Sabine," pflegte er zu fragen, wenn etliche befreundete Kollegen bei einem Kruge Bier von eigenem Gebräu über städtische Angelegenheiten verhandelt hatten und endlich mit bedenklichem Kopfschütteln gegangen waren, „Sabine, was meinst du dazu?" Und die Tochter, die inzwischen emsig bei ihrer Arbeit gesessen oder, die Männer bedienend, leise ab- und zugegangen war, hob dann ihre nußbraunen, ruhigen Augen und sagte ihre Ansicht klar und bescheiden und traf so oft den Nagel auf den Kopf, daß Herr Eberhardt König bedauernd sagte: „Mädchen, wie schade, daß Du kein Junge geworden bist! was hättest Du für einen Ratsherrn abgegeben! Aber Du kannst nicht dafür, das hast Du von Deiner Mutter." Zuweilen nützte auch der Schöffe die Weisheit seines Töchterleins, und ihre Ratschläge beeinflußten das öffentliche Wesen, ohne daß Jemand eine Ahnung davon hatte.

Kein Wunder, daß Herr Eberhardt seine Sabine wert hielt, und daß der Gedanke, sich je von ihr zu trennen, ihm fast so fern lag wie seinem jüngsten Söhnlein, das sie von der Wiege an erzogen hatte. „Nur so schön ist sie nicht wie meine Alte war," sagte der Vater, und darin hatte er Recht wie in allem Andern. Sie war nicht schön, namentlich in ihrer ersten Jugend, wo die Verantwortung und Arbeit, die auf ihr lasteten, vorzeitig den Schmelz von ihrer Wange streiften, und sie weit älter erscheinen ließen, als sie war. Auch später, als sich über ihr Gesicht und Wesen mehr und mehr eine frauenhafte Würde

verbreitete, die ihr sehr wohl stand, war sie keine Schönheit, nicht einmal hübsch. Dennoch sah man sie gern an mit der reinen, weißen Stirn, dem sorgfältig gescheitelten, lichtbraunen Haar und den klugen, treuen Augen. Ob ich, als Jüngling, ihr meine erste Liebe geweiht hätte, weiß ich nicht. Aber, als Mädchen hätte ich sie mir beim ersten Sehen zur Freundin erwählt und nicht geruht, bis sie mir ihr zurückhaltendes Herz erschlossen hätte, wo ich dann für mein ganzes Leben wohl aufgehoben gewesen wäre.

Hans Anselm Schütz, der Kaufmann aus der Jopengasse, dachte anders darüber. Er war gleichfalls in jungen Jahren verwaist, indem er kurz nach einander beide Eltern verlor und mit dem Vater zugleich Reichtum und Ehre. Denn Herr Heinrich Schütz starb an einem Schlagfluß des Tages, wo es sich herausstellte, daß er bankerott war. Viele seiner Mitbürger hatten dabei Verluste erlitten, und das Schicksal seines Sohnes wäre wohl ein hartes gewesen, wenn nicht seine Jugend und sein ansprechendes Gesicht und Wesen, daß ihn von Klein auf zum Liebling aller Bekannten machte, ihm unter den Standesgenossen mitleidige Freunde erweckt hätte. Ja, hätte er weniger glänzende Locken, weniger sanfte Augen und freundliche Lippen gehabt, wäre er nicht so bescheiden, heiter und liebenswürdig gewesen, man würde ihn nach dem strengen Ehrbegriff der Alten aus einer Gesellschaft ausgestoßen haben, deren Rechte sein Vater verwirkt hatte. So aber nahm man sich seiner aufs Thätigste an, rettete ihm sein mütterliches Vermögen, beschwichtigte die erzürnten Gläubiger, half ihm ein neues Geschäft anzufangen. Jetzt konnte es bereits wieder ein blühendes genannt werden; Hans Anselm war in allen Patrizierhäusern ein wohlgelittener Gast, und über die traurige Vergangenheit war Gras gewachsen.

Am häufigsten ging er in dem königschen Hause aus und ein. Er war der Schulgenosse der ältesten Kinder des Schöffen,

und obgleich er sich mit ihrem großen Bruder nicht sonderlich stand, so hatte Sabine, seitdem Anselm seine Mutter verlor, dem um mehrere Jahre älteren Knaben stets eine fürsorgliche Teilnahme gezeigt, die für den Zuschauer zugleich rührend und komisch gewesen wäre, die dem Verwaisten aber sehr wohl that, besonders da, durch ihre Tochter angeregt auch die gute Frau Schöffin sich seiner annahm, so lange sie lebte. Als dann später das junge Mädchen so viele andere Sorgen übernommen hatte, vergaß sie ihres Schützlings nicht, sondern behandelte ihn wie einen vierten Bruder, wußte den Groll zu überwinden, den Herr Eberhardt dem alten Schütz nachtrug, und ihn endlich auch in einen Freund des Jünglings umzustimmen.

Hans Anselm hatte sich längst gewöhnt, Sabinen so fleißig zu Rate zu ziehen, wie kaum ihr Vater, und begegnete ihr mit einem Gemisch von Vertrauen, Achtung und Herzlichkeit, das sie sehr glücklich machte. Den jüngeren Geschwistern war er hinwieder Helfer und Beistand in tausenderlei Dingen und ihr erklärter Liebling; auch kam er keines Sonntag-Nachmittags ohne dem Einen oder Anderen etwas mitzubringen, bald ein selbstgefertigtes Spielwerk für den Kleinsten, bald ein paar rote Ohrgehänge für die hübsche Johanna, bald einen Vorrat von thorner Pfefferkuchen für sie alle. Dem Schöffen war er allmälig ein um so lieberer Gesellschafter geworden, als er seit dem Tode seiner Seligen den Artushof (der in Danzig die Stelle des Ratskellers vertrat) sehr selten besuchte. „Denn", sagte er, „ist keine Henne da, so muß wenigstens der Hahn im Neste bleiben," und trank sein Bier daheim. Seinen ältesten Sohn aber hatte er, seit er erwachsen war, auf Reisen geschickt.

Um diese Zeit, als Sabine etwa einundzwanzig Jahre zählte, nahm das Geschäft des jungen Schütz einen besonders günstigen Aufschwung. „Bald bin ich ein gemachter Mann," sagte er eines Tages zu ihr, „und fehlt mir eigentlich nur noch Eins;

das aber, ist auch nicht weit.“ Er schaute dabei auf das junge Mädchen mit einem Blick, der nicht mißzuverstehen war, und sie senkte davor ihre Augen. Lächelnd ergriff er ihre Hand, und sie ließ sie ihm schweigend, doch ohne aufzublicken, während ein zartes Rot sich immer tiefer über ihr Antlitz legte. „Aber“ — sagte sie endlich.

„Du meinst, was sie hier anfangen sollen ohne Dich? Jenun, die Knaben sind ja jetzt groß genug, sich allein zu helfen. Und das Kind, die Johanna, ist drei Jahre älter, als Du warst, als Du die Haushaltung auf Dich nahmst mit all den Kleinen; da wird sie doch jetzt an Deine Stelle treten können! Es trifft eben alles glücklich zusammen.“

Das war nicht der Einwand gewesen, der Sabinen auf der Zunge lag. Sie dachte vielmehr, daß, wenn er so viel erworben hätte, sein erstes Anliegen sein müßte, seines Vaters Schulden zu bezahlen; sie hätte es nie anders von ihm erwartet. Aber stark wie sie war, in diesem Augenblick kam ihr das Wort nicht über die Lippen. Es war das erste Mal, daß er oder irgend ein anderer ihr vom Freien sprach. Er that es freilich, als wärs eine Sache, die sich von selbst verstände, vielleicht war es auch so — sie hatte nie darüber nachgedacht. Aber als er sie anschaute mit dem Blick, wußte sie auf einmal, daß sie ihn lieber hatte, als alles andere in der Welt, daß seine Liebe und Ehre ihr Glück war, und in ihrem Herzen quoll es empor wie ein warmer Strom und machte ihren Mund verstummen.

Sie hätte auch zu einer Antwort nicht mehr Zeit gefunden denn „die Kinder“ kamen herein, und Schwester Johanna rief: „Sabine, es giebt eine Schlittenfahrt nächsten Sonntag über das Eis nach Neufahrwasser. Nicht wahr, da bittest Du Vater, daß er mich auch einmal mitläßt? Und du Anselm mußt mich fahren!“

Schmeichelnd hatte sie die Schwester umfaßt; jetzt stand sie schon wieder in der Mitte der Stube und klaschte in die kleinen Hände, während ihre Augen funkelten in kindlicher Lust, ihre Wangen glühten, ihre Haare in hundert wirren Löckchen um ihre Stirn wehten, das reizendste, lebendigste Bild der Freude. Denn war Sabine dem Geiste nach der Mutter Ebenbild, so war deren leibliche Schönheit im vollsten Maße das Erbteil der jüngeren Schwester geworden. Ein Fremder, der sie so plötzlich vor sich gesehen hätte, müßte durch ihren Anblick bezaubert worden sein. Anselm Schütz aber, der daran gewöhnt war und, wie das ganze Haus, nur ein Kind in ihr sah, wiegte lächelnd den Kopf und meinte, er glaube nicht, daß er noch sie am nächsten Sonntag zu der Partie würden aufgelegt sein; es werde bis dahin eine große Veränderung eintreten — mit dem Wetter.

„Woher weiß Du das!“ rief sie, halb schmollend, halb lachend, und er gab ihr noch einige neckische Antworten und ging. Johanna gab sich indessen nicht so leicht, und Sabine, die sie zärtlich liebte, verhieß ihr endlich, sie wolle dabei thun was in ihrer Macht stände, obgleich ihr Sinn weit anderer Dinge voll war. Auch willigte der Vater, wenn auch ein wenig scheltend, endlich ein unter der Bedingung, daß Anselm Schütz ‚auf den leichtsinnigen Springinsfeld Acht gäbe‘; an des letzteren schließlicher Zustimmung zweifelte Johanna nicht.

Sie brachte die ganze Woche hin mit Vorbereitungen und Ausmalungen der erhofften Vergnügungspartie und war in heiterster Aufregung; Sabine half ihr bei jenen treulich, und beide sehnten aus verschiedenen Gründen Hans Anselms nächsten Besuch herbei. Er kam aber lange nicht.

Am Samstag gab es allemal viel Arbeit vor dem Feierabend. Johanna waltete im Obersaal, polirte die Schränke und Bilderrahmen und all das künstlich geschnitzte Gerät, putzte

Glas und Silber und dergleichen hübsche Sachen, während Sabine an Herd und Leinenschrank, an Backtrog und Badewanne thätig war, und der Vater, dem Scheuern aus dem Wege gehend, in seinem abgelegenen Arbeitsstübchen saß und auch seinerseits den Wochenabschluß machte. Diesmal aber sah Sabine von der Küche aus den jungen Schütz das Haus betreten und durch den düstern Vordersaal geradeswegs auf des Schöffen Heiligtum zuschreiten. Er trug Sonntagskleider, und Sabine wußte, warum er kam.

Ihr erster Impuls war, ihm entgegenzueilen und zu sprechen: „Thu es noch nicht! Ich liebe Dich ja so sehr, aber ich kann warten, bis —" ja das passende schonende Wort wollte ihr nicht gleich einfallen, und während sie darüber nachsann und ihre Hände von dem Teig befreite, in dem sie gewirkt hatten, war der günstige Augenblick verstrichen, und Anselm war zu ihrem Vater hinein.

Sie war in den Vorsaal getreten und schaute mit klopfendem Herzen nach der Thür des ‚Studios'. Sie war nicht ganz geschlossen, und wenn Sabine näher schritt, so konnte sie jedes Wort der Männer verstehen. Aber nein, zur Horcherin wollte sie drum nicht werden! Und eilig ging sie zurück an ihre Beschäftigung, um mit doppelter Emsigkeit zu arbeiten. Zuweilen hielt sie jedoch inne, ob man sie nicht rief; aber der goldgelbe Kuchen lag bereits auf dem Blech — vielleicht zum Verlobungsmahl bestimmt — und Niemand verlangte nach ihr. Immer bänger ward ihr zu Mut, und immer schneller rührten sich ihre Hände. Da hörte sie eine Thür gehen, einige heftige laute Worte — dann schloß man das Haus mit Heftigkeit, und Alles war still.

Einen Augenblick stockte ihr Puls; ihre schlimmsten Befürchtungen schienen übertroffen. Jetzt fuhr sie mechanisch fort, die Wäsche ihrer Brüder zurecht zu legen; aber ihre Finger

zitterten zu sehr, und einige Minuten später erhob sie sich, um in der Einsamkeit ihres Schlafgemachs Fassung und Ueberlegung zu suchen. Aber auch das blieb ihr versagt. Denn kaum hatte sie es betreten, als ein halb unterdrücktes Schluchzen ihr Ohr traf, und hinzutretend, fand sie die liebliche Schwester am Boden knieend, das Gesicht in die Kissen ihres Bettes vergraben und weinend, daß es ihre ganze zarte Gestalt durchschütterte, wie ein Gewittersturm einen Rosenstock.

Johanna war der Verzug des Hauses, und obgleich Sabine die Ursache dieses Schmerzes für eine kindische und vorübergehende halten durfte, ja, so tief bekümmert sie auch selbst war, so konnte sie diesen Anblick doch keinen Augenblick ruhig ertragen. „Ums Himmels willen, mein liebes Kind, was ist Dir?“ rief sie mitleidig, und suchte das Haupt der Knieenden emporzurichten. Der aber flossen die Thränen noch reichlicher, und lange währte es, bis Sabine nur die Worte „Anselm“ und „die Schlittenfahrt“ vernehmen konnte.

Eine Regung des Unwillens wollte doch in ihr aufsteigen. Hatte das Kind denn keinen andern Gedanken, als daß er nun nicht mit ihr fahren werde! Aber woher wußte sie es? „Johanna, sprich, wenn Du mich lieb hast.“

Da umschlang die Weinende sie mit Heftigkeit und rief: „Ja, ich habe Dich lieb, alle haben Dich lieb, Dich allein!“ und endlich nach manchem bittenden Wort, wie Liebe und Angst es eingaben, legte sie ihr Köpfchen an Sabinens Brust und erzählte, oft unterbrochen von Seufzen und Schluchzen:

„Ich sah von oben, daß Anselm ins Haus kam, und so lief ich hinunter und wollte ihm sagen, daß Vater es erlaubt hat. Gewiß, ich wollte nichts weiter! O, aber Du mußt nicht böse sein! sie sprachen so laut, und die Thür war offen. Ich wollte nur hören, ob sie vielleicht von der Schlittenfahrt sprächen, — aber sie sprachen von Dir. Und — Anselm sagte, Vater

ſollte — Dich ihm zur Frau geben; er wollte aber nicht. Wir könnten Dich nicht entbehren — das iſt ja auch wahr! — und ich ſei ſo unverſtändig. Anſelm wieder ſagte, ich ſei alt genug, um verſtändig zu werden, und ſie redeten darüber hin und her. Zuletzt ward er ungeduldig und rief: „Das ſind nur Ausflüchte, Herr Schöffe. Wenn Ihr mir Eure Tochter verweigern wollt, ſo ſagt mir wenigſtens den wahrhaftigen Grund.“ Der Vater war ſchon vorher in der Hitze, aber Du glaubſt nicht, wie er da zornig ward, und ſagte — ach mit einem Tone: ‚Nun, ſo wißt junger Mann, daß der Sohn eines Bankrottirers erſt ſeines Vaters Schulden bezahlen ſoll, ehe er um meine Tochter freit.‘ Mehr hörte ich nicht, ich glaube, ſie machten die Thür auf, und ich lief fort. Aber Anſelm, der arme Anſelm! — Ach, Sabine, hätteſt Du gehört, was er von Dir ſagte, wie lieb er Dich hat! Und von mir ſagen ſie alle, ich bin ein unvernünftiges Kind.“

Neue Thränengüſſe erfolgten; das Haupt Johannas ſank in der Schweſter Schoß. Die aber ſaß ſchweigend und wie erſtarrt. Ihre Arme, die anfangs die Andere umſchloſſen gehalten, waren ſchlaff herniedergeſunken, ihre Wimpern lagen ſchwer auf den bleichen Wangen, und ihre Lippen preßten ſich aufeinander, als ob ſie eine ſchmerzhafte Operation erdulde. Lange blieben die beiden Mädchen in dieſer Stellung, bis endlich Johanna emporſah und ausrief: „O, Du ſprichſt kein Wort zu mir! Du biſt ſo böſe, daß ich gehorcht habe.“

Da zuckte es um Sabinens Lippen zum Lächeln oder zum Weinen: „Dir böſe? nein, mein liebes, liebes Kind.“ — „O, nenne mich nicht ſo!“ rief jene ungeduldig, „ich kann es nicht mehr hören!“ Dann ſich wieder an die Schweſter ſchmiegend, ſagte ſie mit tiefem Schmerz: „Ach, vergieb mir, ich meine es nicht ſo. Ich bin ſo ſchlecht, Du kannſt Dir garnicht denken, wie ſchlecht.“

Jetzt fielen auch aus Sabinens Augen einige Tropfen, voll, heiß und haſtig. Sie küßte die Schweſter mit Zärtlichkeit und ſagte: „Sei ruhig, mein Liebchen, und ſag mir für heute nichts mehr. Gott wird uns helfen und raten und alles lenken.“

„Aber der arme, gute Anſelm!“ ſchluchzte Johanna noch einmal. „Ach, und er wird nie wiederkommen!“

„Gott helfe ihm auch!“ ſagte Sabine mit einem Seufzer und ging, ihre Arbeit zu vollenden. Die Mägde wunderten ſich, wie ſpät es heut ward. Aber ſelbſt die alte Dore, die ſchon bei der Mutter gedient hatte, brummte nur leiſe darüber. „Es muß etwas ſein mit der Jungfer,“ ſagte ſie. „Das Geſicht iſt ihr ſo weiß und ernſt, als wärs eine Leiche.“

Der folgende Tag verging ſehr traurig im Hauſe des Schöffen. Des Morgens gingen wohl alle wie gewöhnlich in feierlichem Putz zur Kirche, aber ſie brachten nicht die ſonntägliche Freudigkeit mit heim, die ſonſt ihr Beiſammenſein würzte. Johanna namentlich, die doch ſonſt durch ihre ſonnige Munterkeit Alt und Jung bei guter Laune erhielt, ſaß ſtill und traurig wie ein verregnetes Röslein. Sabine war auch ſchweigſamer als gewöhnlich, der junge Schütz blieb aus, und der Schlittenpartie ward mit keinem Wort mehr gedacht. Der gute Herr Eberhardt ſelbſt ſah zu dem allen ſehr unbehaglich drein. Das Mittageſſen ſchmeckte ihm nicht, der Mittagsſchlaf wollte ſich nicht einſtellen. Er ging in ſeinem Stübchen auf und ab, trat mehrmals in das Wohnzimmer, und da er hier immer die gleiche Stille fand (die Knaben hatte Sabine aufs Eis geſchickt), ſo verließ er es bald wieder und ging endlich aus. Die Schweſtern gingen gegen Abend in die Veſper, ſprachen wenig mit einander, thaten ſich aber zu Liebe, was ſie konnten; und Johanna zeigte ſich von dem Tage an ſoviel geſetzter, daß es bald von allen Baſen und Paten beifällig bemerkt ward.

Sabinens verändertes Weſen fiel nur ihrem Vater auf,

und lange konnte er nicht schweigen. Am Mittwoch, als er sich in die Sitzung begeben wollte und die Tochter ihm den Amtsrock anhalf, sah er den jungen Schütz auf dem Markt vorübergehen und ihr Gesicht sich umschatten.

„War der am Sonntag hier?“ fragte er nach einigem Besinnen. Sabine verneinte es einfach, und Eberhardt König brummte, unzufrieden über seinen Mangel an diplomatischem Talent.

„Weißt Du, daß er um Dich angehalten hat?“ sagte er endlich grade heraus, und sie entgegnete: „Ja lieber Vater, und auch, daß Du ihn abgewiesen hast, weil er der Sohn eines Bankrottirers ist.“

Sie sagte es mit vollkommener Ruhe, aber der Alte hörte doch einen Vorwurf heraus. „Hm,“ sagte er mit einiger Verlegenheit, „ganz so war es doch nicht; ich meinte nur — und hätte ich gewußt, daß Dir die Sache nahe geht“ —

„O, um meinetwillen mach Dir keine Sorge, lieber Vater, mir ist schon recht, was Du thust.“

Der jüngste Sohn des Schöffen schaute aus dem Beischlag durch die Glasthür herein und machte dadurch der Unterredung ein Ende, und Herr König verließ das Haus sehr mißmutig. Er hatte es wirklich mit dem Anselm nicht so böse gemeint, und seine Hitze reute ihn. Freilich seine Sabine mochte er nicht gern hergeben; in die konnte er sich aber nun gar nicht finden, und er murrte seufzend: „Die Mädchen haben es doch alle hinter den Ohren.“

Am nächsten Sonntag blieb Herr Eberhardt erst garnicht daheim. „Wir wählen heut einen Vorstand in St. Christophorus Bank,“ sagte er zu seiner Tochter und ging in den Artushof.*) Die Mädchen waren allein mit dem jüngsten Bruder,

*) Die Kaufmannschaft und die Ratsverwandten von Danzig teilten sich in sechs Genossenschaften oder Bänke, deren jede in dem Artushof ihren gesonderten Platz erhielt.

und ein jedes in seiner Art vermißte den gewohnten Sonntagsgast. Als aber Sabine hinausgegangen war, das Abendessen zu beschicken, kam ihr Johanna in die Küche nachgeeilt, fiel ihr um den Hals und flüsterte glühend und bebend: „Anselm ist da! er ist wieder da!“

Sabine ward sehr bleich; einen langen, innigen Blick heftete sie auf die Erregte; dann gingen sie beide, schwesterlich umschlungen, in das dämmerige Wohnzimmer. Der junge Kaufmann lehnte am Kamin mit abgewandtem Gesicht; seine schöne Gestalt hob sich in deutlichen Umrissen und wie mit einer Glorie umgeben von dem flammenden Hintergrunde. Vor ihm aber stand der kleine Eberhardt, hob die klugen Kinderaugen neugierig fragend zu ihm empor und sagte, gerade als die Schwestern eintraten: „Hans was ist das eigentlich, ein Bankrottirer?“

„Um Gotteswillen, was sprichst Du!“ rief Johanna und riß den vorschnellen Kleinen von Anselms Seite, als hätte er, mit einer Waffe spielend, den Jüngling verletzt. Auch Schütz war herumgefahren, als habe ihn unvermutet ein Stoß getroffen, und der Knabe, den Beides erschreckte, fuhr halb weinerlich fort: „Aber Sabine sagte doch neulich zu dem Vater, Du wärest der Sohn eines Bankrottirers.“

Johanna preßte dem Bruder die Hand auf die Lippen, und so in halb knieender Stellung blickte sie angstvoll und verwirrt von Hans Anselm auf Sabine, deren Augen sich unwillkührlich gesucht hatten und die nun hoch aufgerichtet einander gegenüberstanden, er, glühend errötend bis unter das Stirnhaar, sie, marmorbleich, die Hand auf das Herz gepreßt.

„Sabine,“ sagte er endlich mit dumpfer Stimme, „ist dies wirklich die Wahrheit, was das Kind spricht?“

„Ja,“ entgegnete sie mit gesenkter Wimper, leise aber bestimmt. Der Klang ihres tiefen, weichen Altes schlug so bekannt an sein Herz, daß er dem Worte nicht glauben konnte. Vor-

tretend faßte er ihre kalte Hand und rief: „Sabine es kann ja nicht sein! Du selber solltest Deinem Vater die harte Rede in den Mund gelegt haben?“ Sie schwieg.

„Oder halt! zielte dahin das Aber, das Du mir neulich als einzige Antwort gabst?“

„Ja,“ sagte sie wie vorhin, obwohl mit zuckender Lippe, und sprachlos ließ er ihre Hand aus der seinen fallen. Vielleicht litt er mehr durch beleidigten Stolz als gekränkte Liebe; er wußte es nicht, auch schien ihm der ganze Vorgang unfaßlich. Nach einer kurzen aber peinlichen Pause sagte er: „So habe ich hier ja wohl nichts mehr zu schaffen,“ setzte den Hut tief in die Stirn und schritt mit einem kurzen „Lebt wohl“ der Thür zu. Da aber warf sich Johanna ihm in den Weg.

„Es ist ja nicht wahr!“ rief sie. „Sabine, sag doch, daß er Dich falsch verstanden hat, daß Du ihn lieb hast, daß“ — Sabine blieb unbeweglich, und Thränen hemmten die Worte der lieblichen Schwester.

Flehend, eine Hand Sabinen, die andere dem Jüngling entgegenstreckend, stand sie zwischen den Beiden, fast überirdisch schön im Schmuck ihrer Jugend, ihrer Liebe und ihres Schmerzes, und Hans Anselm fühlte sich bei ihrem Anblick seltsam erweicht. Seine Augen wanderten eine Sekunde lang zwischen ihr und der reglosen Sabine hin und her. Dann sagte er bitter: „Gieb Dir keine Mühe! Du siehst, sie ist verloren,“ und wandte sich abermals dem Ausgang zu.

Doch das holde Kind ließ ihn nicht. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und schluchzte: „Nein, Anselm, nein, so darfst Du nicht von uns gehen! Haben wir Dich doch alle so lieb, so lieb gehabt alle die Jahre, und haben uns gesehnt nach Dir die zwei Wochen lang, der Vater und alle. Wie sollen wirs tragen, wenn Du im Zorn von uns schiedest und kämst nicht mehr wieder. O, Anselm, Du hast mir ja nie

etwas abgeschlagen! vom ersten Spielzeug, das Du mir schenktest, hats ja nichts Gutes für mich gegeben ohne Dich! Wie kannst Du uns denn jetzt verlassen wollen!"

Des Jünglings dunkelblaue Augen schimmerten feucht. „Ich danke Dir," sagte er weich; „Du wenigstens hast ein treues Herz, Du süße Kleine." Damit drückte er seine Lippen auf ihr unschuldiges Antlitz, machte sich sanft von ihr los und ging hinaus. Auch Sabine war gegangen noch ehe Johanna sich nach ihr umwandte, und nur der kleine Eberhardt stand noch da, welcher, endlich begreifend, daß er ein Unheil angestiftet, nun seinerseits in ein lautes und klägliches Weinen ausbrach.

Trübe Wochen folgten diesem traurigen Tage. Anselm kam nicht mehr die Feierabende zu erheitern, doch hörte man wohl gelegentlich, wie thätig und erfolgreich er in seinem Geschäft sei. Zwischen den Schwestern wars wie eine Scheidewand. Johanna fand indessen ihre Heiterkeit bald wieder. Sie ging häufig zu und mit Bekannten aus, und Sabine wußte wohl, wen sie dort traf, aber sie schwieg. Sie selbst erschien eine Zeitlang völlig unnahbar. Sorgsam und sacht erfüllte sie ihre täglichen Pflichten, sanft und dienstbereit war sie gegen Jedermann, aber das Lächeln, das sich sonst zuweilen so sonnig über ihre Züge zu stehlen pflegte, sah man nicht mehr, und ihre Augen lagen in dunkeln Ringen und meist verborgen unter den schweren Lidern.

„Mädchen," sagte der Schöffe eines Tages zu ihr, „so kann das nicht länger fortgehen. Magst Du denn absolut nicht mehr aushalten bei Deinem alten Vater, so sags, und Du sollst Deinen Willen haben. Ja, ja, der Anselm hat sich meine Worte zu Nutze gemacht, jetzt steht er da als ein respektabler Mann, und — da sieh!"

Zugleich nahm er von seinem Schreibtisch einen Brief und

legte ihn in ihre Hände. Dann beobachtete er voll gutherziger Erwartung ihr Gesicht, während sie las:

„Wohlweiser und hochgeehrter Herr Schöffe! Es hat mir Ew. Edeln geneigtes Schreiben und freundliche Anerkennung zu einer ganz besonderen Satisfaktion gereicht. Sollte ich aber von dero beigefügter Einladung Gebrauch machen, so wollet mir vorher die Versicherung geben, daß ich nicht abermals abschläglich beschieden würde, so ich um eine Eurer Töchter anfragen wollte. Der ich übrigens u. s. w."

„Nun Tochter, was soll ich ihm antworten!" rief der alte Herr, sobald Sabine zu Ende gelesen. Sie antwortete indessen erst nach einer kleinen Pause: „Ich habe da nicht viel zu sagen, denn ich bins nicht, die er meint."

Herr Eberhardt traute seinen Ohren nicht. „Wie, Du willst doch nicht sagen, er könnte die Kleine meinen?"

„Ei, Vater, sie ist siebzehn Jahr, groß und schön dazu, und sie liebt ihn von Herzen."

Der alte Schöffe schüttelte dennoch den Kopf, auch als Sabine des Weiteren ihm auseinandersetzte, wie gut die Zwei für einander paßten. „Aber daraus werde ein anderer klug!" rief er endlich. „Um Dich hat er doch damals angehalten; oder meint er, ich hätte meine Töchter nur so für ihn zur Auswahl!"

„Er hat sich geirrt, lieber Vater," sagte sie. „Es ist auch viel besser, ich bleibe hier; noch könnt Ihr mich ja brauchen."

Herr König strich wohlgefällig über ihr glattes Haar.

„Also soll ich ihm schreiben, daß er kommen kann?"

„Je eher, je lieber, Herzvater. Johanna wird sehr glücklich sein."

Und sie war glücklich, die liebliche Jungfrau mit den strahlenden Augen und den holdverschämten Wangen, die Hans Anselm am nächsten Sonntag spazieren führte, und alle Welt

blieb bewundernd und beglückwünschend stehen und sagte, den Wandelnden nachblickend: „Welch ein schönes Paar!“ Sechs Wochen darauf gabs am langen Markt eine fröhliche Hochzeit, und als dann unter Lachen und Weinen die Braut vom Vaterhause schied, umhalste sie auch Sabinen zum ersten Male seit langer Zeit. Selbst Anselm, der bei dieser Gelegenheit tausendfach Anlaß fand, ihre mütterliche Fürsorge zu erkennen, drückte ihr beim Abschied freundlich die Hand, und Sabine lächelte dankbar.

In dem jungen Haushalt in der Jopengasse ließ sie sich Anfangs nur selten blicken, so häufig auch die Schwester ihren Rat und Beistand einholte. Als aber Johanna ihren Gatten mit einem Knäbchen beschenkte, änderte sich das. Sabine kam, um Mutter und Kind zu pflegen und übertrug auf dieses all die Liebe, die sie für seinen Vater gehegt hatte, und der kleine Heinrich schloß sich auch bald so innig an sie, daß Johanna manchmal eifersüchtig klagte, er frage nach ihr viel weniger als nach der Muhme.

Der armen Sabine war das indessen wohl zu gönnen, denn außerdem hatte sie wenig Freude. Ihr ältester Bruder, Magnus, mit dem sie nie sonderlich gestimmt, war von seinen Reisen zurückgekehrt und führte bald darauf eine Frau ins Haus, vor welcher der bisher darin waltende Geist entwich wie traute Dämmerung vor dem blendenden Schein der Kugellampe. Sabine, aus ihrer bisherigen Stellung verdrängt und fast zur Dienerin herabgedrückt, fühlte doch weit tiefer jede Hintansetzung oder Vernachlässigung, die ihrem Vater widerfuhr, und sie wurde zum ersten Male in ihrem Leben heftig, ja, sie ließ sich in einen hitzigen Streit ein, als die junge Hausfrau Lust bezeugte, Herrn Königs Studio anderswohin zu verlegen. Sabine setzte diesmal ihren Willen durch, aber in der Schwägerin hatte sie seither eine unversönliche Feindin, die ihr auf alle Weise zu ver-

ſtehen gab, wie ſehr ſie im Wege ſei, und ihr Bruder, von ſeinem Weibe beeinflußt, ſprach es wohl offen aus: „Wenn ſich nur erſt für die Sabine ein Verſorgung fände.“

Da geſchahs, daß Herr Johannes Zierenberg, ein angeſehener Ratsherr und ſeit kurzem Witwer, bei ſich überlegte, er könne für ſein einjähriges Töchterchen keine beſſere Pflegerin finden als Sabine König, weswegen er auch nicht lange ſäumte, bei den Ihrigen um ſie anzuhalten. Der alte Schöffe, der ſich durch die Verhältniſſe ſeines Hauſes nicht wenig bedrückt fühlte, ſagte, es würde ihm eine große Ehre ſein, er wolle aber ſeiner Tochter freien Willen laſſen. Der Sohn dagegen meinte, ſie wäre toll, wenn ſie nicht zugriffe. Sabine bat um Bedenkzeit. Sie wußte, daß ſie dem Bruder eine Laſt ſei und wäre gern gegangen, aber der Vater würde dann noch mehr entbehren. In ihrem Hauſe würde ſie ihm freilich ſtets eine behagliche Stätte offen halten, doch es war eben noch etwas anderes in ihrem Herzen, was ſie zögern ließ.

Sie beſuchte deſſelben Tags gewohnter Weiſe ihre Schweſter, die ſeit der Geburt eines zweiten Kindchens kränkelte. Das junge, ſchöne Weib lag, als Sabine eintrat, auf einem Ruhebett in der Nähe des Fenſters und ließ ihre Sternenaugen bald über die Häuſer weg gen Himmel ſchweifen, bald nach dem weißen Köpfchen ihres Töchterchens, das neben ihr in ſeiner Wiege ſchlief. „Sabine,“ rief ſie und ſtreckte ihr die durchſichtige Hand entgegen, „wie freue ich mich, daß Du kommſt, ich wollte ſchon ſo traurig werden, daß Anſelm mich nachher ſicher geſcholten hätte.“

Sie ſagte das in ſcherzhaftem Ton, aber eine Thräne ſchimmerte zwiſchen ihren langen, ſeidigen Wimpern, und die gute Schweſter rief: „Ei was, Du traurig, mein Liebling, der das Glück blüt wie ein Roſengarten? Haſt einen Mann, der Dich auf Händen trägt, Deinen kleinen lieben Heinrich, den

Goldjungen, und jetzt noch dies herzige Püppchen! Komm" sagte sie, das jetzt erwachte Kind emporhebend, „komm und sag Deiner Mutter, sie sei eine thörichte Frau, wenn sie Dich ansieht und weint."

Johanna konnte dem Anblick nicht widerstehen, sondern küßte das kleine rosige Gesichtchen mit glückseligem Lächeln. „Aber" sagte sie nach einer Weile, „wenn ich nun von meinem Mann und den Kindern fort müßte?"

„Wie kannst Du nur an so etwas denken!" rief Sabine, legte das Kleine fast hastig in sein Bettchen und schloß die Schwester in die Arme. „Daß Du jetzt schwach und matt bist, ist ja natürlich und wird bald vorüber sein. Aber wenn Du hier liegst und härmst Dich mit solchen Gedanken, dann wundert es mich garnicht, daß es diesmal so lange dauert, ehe Du wieder munter bist, und Dein Mann hat ganz Recht, wenn er darüber schilt. So eine junge Frau kann wohl mehr überstehen und hat nichts zu fürchten."

Johanna hörte dies alles an, als wollte sie sich recht gern dadurch trösten lassen. Gleichwohl sagte sie als Antwort: „Aber wenn ich es doch nicht überkäme! Sieh, ich fühle mich noch immer nicht stärker als vor Wochen, eher schwächer. Und wenn ich nun fort müßte — es sind ja wohl jüngere als ich gestorben — was soll aus den Kindern werden?"

„Ich kanns nicht ertragen, Dich so reden zu hören," sprach tief bewegt Sabine. „Gott wird Dich ihnen und uns ja erhalten, wo nicht, so wird er doch für sie sorgen."

Die junge Mutter schwieg, und Sabine widmete dem Nichtchen ihre gewandte Sorgfalt. Nach einer Pause fuhr jene wieder fort. „Wenn ich sterbe, mußt Du an meine Stelle treten, dann wär mirs schon leichter."

Sabine hätte fast aufgeschrieen vor Schreck, aber sie bezwang sich, und nur ihr Blick wars, auf den Johanna ant-

wortete: „Nein, laß mich einmal reden. Ich habe in dieser Zeit so viel darüber nachgedacht, warum doch alles so gekommen ist, warum ich eine so glückliche Frau geworden bin und Du zu Hause sitzen mußt in all dem Elend. Du warst doch immer so viel besser, und eigentlich — nun, ich hörte es ja damals, — eigentlich liebte Anselm doch zuerst Dich.“

Sabine beugte sich tief über die Wiege und sagte: „Schweig doch davon; es war ja nur ein Irrthum.“ „So?“ sprach die andere mit der Hartnäckigkeit eines kranken Kindes, „aber er warb doch um Dich! Du wiesest ihn freilich ab, so kalt und rauh, daß ich Dirs lange nicht vergeben konnte. Und ich dachte damals nur, wie ich den armen Anselm trösten wollte. Nachher aber habe ichs mir doch überlegt, daß ein Geheimniß dahinter stecken muß. Du warst doch früher immer so gut mit meinem Mann; ich kann nicht glauben, daß Du ihn verachtetest. Und nicht wahr, wenn er mich verlöre, so würdest Du ihn nicht zum zweiten Mal fortschicken? Du würdest ihn trösten über mich, wie ich ihn trösten wollte über Dich, und meinen Kindern eine Mutter sein? Versprich mirs!“

Vergebens hatte Sabine versucht, sie zu unterbrechen; jetzt antwortete sie nicht sogleich. Bleich, mit fest geschlossenen Lippen blickte sie hinaus auf die Straße. Dann wandte sie sich plötzlich um, drückte Johanna ans Herz und sagte: „Mein Liebling, quäle nicht Dich und mich so unnütz. Du wirst, Du mußt leben und Anselms Trost und Freude bleiben! Und sag ihm nicht etwa auch solch Wort. Glaub mir, es würde ihn tief bekümmern. Ich bin ja zufrieden, daß er mich hier duldet als Schwester. Sonst weiß er wohl jetzt so gut als ich, daß wir Zwei nicht für einander gepaßt hätten, und hat er sicherlich das beste Teil erwählt: die schönste und liebste Frau in ganz Danzig, die nun aber ein artig Kind sein wird, sich von mir wird zu Bett bringen lassen, wunderschön schlafen und keinen thörichten Gedanken mehr nachhängen.“

Des andern Tags gab Sabine Herrn Zierenberg ihr Jawort, und bald darauf ward sie des hochgeachteten Mannes Weib. Johanna war wohl genug, um auf der Hochzeit zu tanzen, aber ihre volle Kraft erlangte sie nicht wieder. Leise und fast schmerzlos schwand die schöne Blume dahin, und ein Jahr später trug man sie in die Familiengruft unter der Pfarrkirche, wohin ihr schon ihr Töchterchen vorangegangen war.

Ob Sabine bereute, daß sie ihrem Schicksal jene Wendung gegeben? — Sie hatte, nachdem die Schwester an ihrer Brust den letzten Seufzer ausgehaucht, dem weinenden Hans Anselm die Hand gereicht und mit ihrer trauten Stimme gesagt: „Gelt, Schwager, um der Toten willen und um der alten Freundschaft willen, Dein Sohn ist mein Sohn!" und er hatte eingeschlagen.

„Nun durft ich das thun, ungescheut," sagte sie zu sich; und nach Jahren, als ihre Tochter, die der Verstorbenen gleich Johanna getauft war, das neunte und zehnte Gebot zu lernen hatte, sprach sie einmal zu ihr: „Siehst Du, der Doktor Luther sagt hier in der Erklärung nicht wie sonst: ‚Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir nichts Liebloses und Eigensüchtiges begehren, sondern allein das Gute', weil er wohl gewußt hat, daß wir unserm Wünschen und Denken leider Gottes nicht gebieten können, sondern er sagt, daß wir nur überall, wo es nicht mit der Liebe stimmt, das Gegenteil davon thun sollen. So hab ich es auch immer gehalten, und fiel mir einmal ein, zu begehren, was nicht recht war, flugs that ich etwas, das mir unmöglich machte, es zu erlangen, und bin allezeit wohl dabei gefahren."

In Wahrheit, wer sie sah, die stattliche Frau Bürgermeisterin Sabine Zierenberg, der dachte: „Das ist ein braves und glückliches Weib," und hatte Recht. Sie war ihres Vaters Stolz und Freude, so lange er lebte, ihrer jüngeren Geschwister

Anhalt und Anwalt gegenüber dem oft ungerechten älteſten Bruder, ihres Mannes Hausehre im eigentlichſten Sinne des Wortes, ihren Töchtern, der eigenen ſowohl als der andern, eine liebende Mutter. Auch wurde ſie von beiden gleich geliebt und verehrt, jedoch faſt mehr noch von ihrem andern Pflegling, Heinrich Anſelm Schütz. Und groß war auch ihre Liebe zu dieſem Sohne ihrer Schweſter und ihres einſtigen Geliebten, ja, wenn Sabine irgendwo ſchwach war, ſo war ſie es zuweilen gegen ihn, dem alle Freude nur in ihrem Hauſe blüte. Denn ſein Vater ſchloß ſich ſeit der Mutter Tode vollſtändig ab und lebte nur noch ſeinem Geſchäft, dem er ſich mit faſt übertriebenem Eifer hingab. Er erreichte dadurch, daß er unter die reichſten und angeſehenſten Kaufleute zählte, verfiel aber früh dem Alter und einer eigenſinnigen Grämlichkeit, und das reiche Gemüt ſeines Sohnes würde neben ihm verkümmert ſein ohne Sabine. Die lehrte ihn, den Vater lieben und an ſeine Liebe glauben, und ihre Fürſorge erhielt ihm die ſorgloſe Heiterkeit, die einem Kindesleben ſo heilſam iſt wie Sonnenſchein der jungen Pflanze. Wenn ſie ihn dann mit ihrer kleinen Tochter ſpielen, deren erſte Gehverſuche unterſtützen und ihr mit unſchuldiger Galanterie allerhand knabenhafte Ritterdienſte erweiſen ſah, dann wollte ſich oft in ihr Herz eine freundliche Hoffnung ſchleichen, daß ihrem Kinde noch einſt das Glück werden würde, auf das ſie verzichtet hatte. Aber ſie ſchüttelte dann den Kopf und ſprach: „Wie Gott will!“

Zweites Kapitel.

Die Pinzauer wollten wallfahrten gahn,
Dahin, wo St. Salvator thät stahn.
Derhalben wärn wir da,
Derhalben wärn wir da.
(Volkslied.)

Sechs Meilen von Danzig, in einem langgestreckten Waldthal, liegt heutigen Tages das freundliche Städtchen Neustadt, das vormals den Namen Weyerowo führte nach seinem Gründer, dem Woiwoden von Pomerellen, der, als ein reicher Mann und eifriger Katholik, den Entschluß faßte und ausführte, hier einen Wallfahrtsort zu gründen. Ein Traumgesicht soll ihm den ersten Antrieb dazu gegeben haben, und in den Gefahren einer heißen Schlacht verpflichtete er sich dazu durch ein Gelübde, doch scheint es, daß er sich eine Zeit lang in der Erfüllung saumselig zeigte und sich durch diese Gleichgiltigkeit sowie durch eine gewisse Duldsamkeit gegen Andersgläubige den Tadel der Mönche zuzog. Aber seit dem Tode eines Lieblingssohnes, den man ihm als das Strafgericht des Himmels darstellte, suchte er diese Schuld durch doppelten Eifer wieder gut zu machen, und gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erhoben sich am später darnach benannten Himmelfahrtsberg die ersten der zweiunddreißig Stationskapellen, die seitdem die steilsten Gipfel und Abhänge der laubigen Hügel zieren oder verunzieren, denn leider ist die Bauart der meisten sehr dürftig. — Auch legte man im Thale drunten am 8. September, als an Mariä Geburt, den Grundstein zu St. Annens Kirche und Kloster.

Eine zahlreiche Volksmenge hatte sich dazu eingefunden, zumeist kassubische Dienstleute von den Gütern des Woiwoden, auch Deutsche genug, die gleich ihm ihre Muttersprache bis auf ihren eigenen Namen vergessen hatten und ihn mit polnischer Endung aussprachen. Sie sahen größtenteils verdrossen und

kümmerlich aus, und ihre Kleidung war (vielleicht von der weiten Wanderung) vielfach unsauber, oft gar zerrissen, doch immer von den bunteſten Farben. Denkt man ſich dazu bunt geſchmückte Heiligenbilder, von weiß gekleideten Jungfrauen getragen, von den vielfarbigſten Fahnen umgeben, welche die Mönche des Kloſters Oliva davor ſchwenkten und ſenkten, denkt man ſich den Biſchof von Leslau*) im vollen Ornate der Prozeſſion voranſchreitend, und neben ihm, mit unbedecktem Haupte, ſonſt aber fürſtlich angethan, den ſtolzen Woiwoden, der eigenhändig die Kapellenſchlüſſel trug, und hinter ihnen ein ſtattliches Gefolge von Geiſtlichen und Edelleuten: ſo wird man begreifen, daß der Zug, wie er ſich um den Saum der Hügel zwiſchen den Bäumen dahinſchlang, von fern ein maleriſches und impoſantes Bild gab, zumal wenn bei einzelnen Stellen des ſonſt verworren und unharmoniſch klingenden Geſangs die ganze weit gedehnte Menge andächtig auf die Knie ſank. Bald aber klingelten die Glöckchen zum Weitergehen, die Trommeln, die von einzelnen Büßern zum beliebigen Gebrauch der Nachwandelnden auf dem Rücken getragen wurden, raſſelten lärmend darein, die Fahnen rauſchten im Winde, Trompeten ſchmetterten, und die Stimmen der Weiber erhoben ſich gellend zu den höchſten Tönen, bis endlich eine Pauſe eintrat und in langſamem Takte mit wohlgeſchulten Kehlen die Mönche einen lateiniſchen Hymnus begannen.

Oben auf der Höhe, etwas ſeitwärts vom ſteil anklimmenden Wege ſtand eine kleine Gruppe von Edelleuten, dem Anſchein nach die Kavaliere einer großen dunkelhaarigen Dame in einem Reitkleid von ſchwarzem Sammet. Der kühne, düſtere Schnitt ihrer Züge, die unter der Stirn zuſammengewachſenen Augenbrauen ließen ſie ſogleich als Tochter des Woiwoden Jakob

*) Der Hauptort des Bistums war Marienwerder.

Weyer erkennen, nicht minder ihre ſtolze, gebietende Haltung. Auch ihre Stimme klang der ſeinigen ähnlich, rauh und tief, wiewohl ſie jetzt mit einem Lächeln ſagte: „Es war ein guter Einfall, Herr Janikowski, uns auf dieſem Umweg herzuführen. Wir können hier aufs Beſte ſehen und hören, und unten war der Staub und die Hitze unerträglich. Dazu der Anblick all dieſer Kranken und Krüppel mit ihrem ewigen Gebettel! Abſcheulich!“

Der Angeredete, ein junger Mann von ſchlankem Wuchs mit ſehr glänzenden und gutherzigen Augen verneigte ſich artig und ſagte: „Verbum slowo*), Padrona Marina, ich würde ſtolz ſein, wenn mir die Ehre, Euch zu führen, wirklich zu Teil geworden wäre.“

Die andern Herren lachten und blickten auf einen Jüngling von ausgezeichneter, doch echt ſlaviſcher Schönheit, der, dicht neben dem Fräulein ſtehend, ihr noch jetzt auf dem unebenem Boden als Stütze diente. „Ich hoffe,“ ſagte er mit gekräuſelter Lippe, „daß Ihr auch die Ehre zu ſchätzen wißt, unſerer angebetenen Herrin als Wegweiſer zu dienen. Den Platz zu ihrer Seite,“ fügte er mit leiſem, eigentümlich weichem Klang hinzu, „das Glück Euer erſter Diener und nächſter Beſchützer zu ſein, wird mir keine Macht der Erde mehr ſtreitig machen.“

Das Fräulein blickte mit ſichtlicher Befriedigung in ſeine ſammetſchwarzen, glühenden Augen. „Und doch Mieſko,“ ſagte ſie ebenſo leiſe und ſeitwärts tretend, „doch wollt Ihr ſobald ſchon mich verlaſſen.“

„Wollt! moja luba**)! ſteht es denn in meinem Willen und Belieben! kann ich von dieſer Reiſe zurückbleiben, wenn der König, der Biſchof und Euer Vater meine Begleitung wünſchen?“

Marina runzelte die Stirne. „Ich ſage nicht, daß Ihr

*) auf mein Wort. — **) meine Teure.

zurückbleiben ſollt. Nur ſolltet Ihr, wenn Ihr mich wirklich liebt, verlangen, daß auch ich mit dem König ginge."

Ueberraſcht, faſt erſchrocken ſchaute Miesko ſie an. „Padrona, ich würde entzückt ſein, wenn Eurer Vater darein willigte!" rief er mit ſchneller Faſſung.

„Er willigt aber nicht darein," ſagte ſie ſchroff. „Sagt, könnt Ihr einen Grund erdenken, warum er es mir abſchlägt! Antwortet mir, Miesko Luboßki," ſetzte ſie heftiger hinzu, da er zögernd ſchwieg.

In ſeinen Zügen zuckte es wie Wetterleuchten, doch zwang er ſie zu einem traurig ſchmachtenden Blick, und ſagte mit dem ſanfteſten Schmelz ſeiner Stimme: „Moja kochanna, wenn ich nun nicht ſprechen dürfte?" Sie ſchüttelte ungeduldig den Kopf. „Wenn es ein Unternehmen gälte, das für die Kirche ſo wichtig wäre wie für die Krone, und das mit Gefahr verbunden wäre?"

„So würde ich Gefahr und Ehre teilen," ſagte das Fräulein, wiewohl ſeine Weiſe nicht ohne Einfluß auf die ihre blieb. „Laßt ſehn, Luboßki, ich will es."

„Und dürfte der, welcher Euch liebt, zugeben, daß Ihr Euch ausſetzt?"

„Weit eher, als daß er ſich ſelber ausſetzt," murmelte ſie.

„Marina, kochanna, das iſt die Pflicht eines Mannes," entgegnete er mit Pathos.

Sie aber ſprach: „Ihr verſteht mich falſch, Miesko. Es ſoll ſehr ſchöne Mädchen in Danzig geben, und ich — nun ich weiß ſehr wohl, daß ich nicht hübſch bin."

Ihre Stimme bebte ein wenig. Er aber rief: „Jak mamen kocham*), jeder andere als Ihr ſollte ein ſolches Wort mit dem Leben büßen!"

---

*) ſo wahr ich meine Mutter liebe.

Der Zweifel wich noch nicht von ihrem Antlitz, als sich ein anderer der Kavaliere dem Paare näherte, ein bleicher junger Mann mit langem rötlichem Haar und vielen Sommersprossen. Man pflegte ihn spottweise Lubosßkis Spiegelbild zu nennen, weil er sich stets in seiner Nähe hielt, ihn nachahmend, bewundernd, und unterstützend. Ein Wink des Freundes mochte ihn herbeigezogen haben, denn er kam eilig und sagte in scherzhaftem Ton: „Doch kein Streit zwischen unserer hohen Herrin und ihrem getreuen Paladin?" „Doch, Herr v. Lubenyi!" rief sie, schnell eine lachende Miene annehmend, „und ich mache Euch alle zu Schiedsrichtern. Stellt Euch vor, daß ich den Wunsch ausspreche, meinen Vater nach Danzig zu begleiten, und Lubosßki wagt, sich zu widersetzen."

Die Edelleute sahen aus, als wüßten sie nicht gleich eine passende Antwort; nur Janikowski sagte unbefangen: „Ich denke, es wird auch sonst keine Dame in des Königs Gesellschaft reisen." Weyers Tochter aber warf hochmütig den Kopf auf und rief: „Deswegen dürfte ich doch wohl eine Ausnahme machen!"

„Gewiß, gewiß!" versicherte man von allen Seiten. „Es würde unserm Einzug und Aufenthalt erst den rechten Glanz verleihen," sagte der stutzerhafte Wilpowski.

„Ihr, Janikowski, solltet als Dame reisen, damit man Euch in Danzig nicht kennt!" lachte ein gewisser Lepinski, der unter der Gesellschaft den Spaßmacher spielte.

„Freilich Euer Vater hat sich dort Anno 23 einen schlimmen Namen gemacht," spotteten die andern. Er aber entgegnete mit unverwüstlicher Gemütlichkeit: „Ich werde mir einen guten machen."

„Er spricht schon Deutsch trotz Lubosßki und hofft uns bei den danziger Damen damit den Vorrang abzulaufen!" rief wieder Wilpowski.

„Pah, die Danzigerinnen, hab ich mir ſagen laſſen, tragen Schauben bis über die Augen und Ohren und verdecken den übrigen Teil des Geſichts mit dem Fächer," fiel Lepinski ein.

„Das wäre ja ärger als bei den ungläubigen Türkinnen," ſagte Luboßki, „ſie thäten aber ſicher wohl daran, wenn Marina in ihrer Mitte erſchiene."

Die letzten Worte verſcheuchten ein wenig die drohende Wolke, die ſich bereits auf des ungeduldigen Fräuleins Stirn geſammelt hatte, und ſie rief: „Alſo das iſt abgemacht! Ihr alle — außer Janikowski — werdet es bei meinem Vater befürworten, daß ich die Reiſe mitmache." Allein die allgemeine Zuſtimmung kam nicht ſo ſchnell, als ſie dachte.

„Befürworten! ſicherlich, wenn es deſſen bedürfte," ſagte Lubenyi.

„Ich fürchte nur," entgegnete Luboßki, „daß jedes Fürbitten da vergeblich ſein dürfte, wo Marinas Wunſch nichts ausrichtete."

„Wie, der edle Woiwod iſt dawider? es wäre grauſam!" ſagte Wilpowski.

„Aber was Padrona Marinas Liebenswürdigkeit ihm nicht abgewann, wird freilich unſer Wort nicht erreichen," ſprach wieder Lubenyi, „und wenn Herr Jakob Weyer es beſchloſſen hat, daß wir ihrer holden Gegenwart ſo lange entbehren ſollen —"

„So hat er jedenfalls die weiſeſten Gründe dazu," fiel Luboßki ein. Wilpowski gab ſeufzend eine ähnliche Erklärung, Lepinski zog ein klägliches Geſicht, und Janikowski ſagte lachend: „Ihr ſeht, Padrona, ſie dienen nur mit dem Munde beſſer als ich."

„Und der Spruch der Schiedsrichter fiel zu meinen Gunſten aus," ſprach Luboßki mit ſeinem gewinnendſten Lächeln und ſtreckte dann mit bittender Miene dem Fräulein die Hand entgegen. In ihren Zügen kämpften die verſchiedenartigſten Empfindungen; die weicheren ſchienen zu ſiegen, als er die Lippen

auf ihre Fingerspitzen drückte; allein, ob sie Lubenyis Augenzwinkern bemerkte, ob anderes sie beeinflußte, genug, sie wandte sich hastig ab und rief: „Und doch, ihr Herren, werde ich mit Euch in Dänzig sein; was gilt die Wette?“

Beteuerungen und Ausrufe aller Art erfolgten, doch Janikowski erhob warnend den Finger und deutete nach dem Fuß des Hügels, wo eben jetzt die Prozession anlangte, und, Marina an der Spitze, begaben sich die Kavaliere hinab, um dem Oeffnen der Kapellen aus größerer Nähe beizuwohnen.

Der Weihbischof sprach bei einer jeden die üblichen lateinischen Formeln und Gebete, die Thür und die Versammlung ward mit Weihwasser besprengt, Weihrauchfässer entsandten ihre duftenden Wolken, und als sie sich verzogen, war die Pforte bereits zurückgeschlagen und man sah in einen engen Raum, dessen ganze Hinterwand von einem Oelgemälde bedeckt war, das in bunten Farben und mit gutem Willen ausgeführt, eine der am Oelberg geschehenen heiligen Geschichten darstellte. Halb vom Rauch verhüllt, halb von der hell einfallenden Sonne beleuchtet, erschienen diese Bilder in einer Schönheit, an welcher die Kunst des Malers wenig Anteil hatte; die Gestalten gewannen eine wunderbare Lebendigkeit, und tief ergriffen, weinend und an die Brust schlagend, stürzte die Menge aufs Knie, ja die Andächtigen traten dicht heran und bedeckten die Hände der gemalten Apostel mit leidenschaftlichen Küssen.

Nicht weit davon war unter einer Buche eine bekränzte Kanzel errichtet, und jedesmal, nachdem auf die eben beschriebene Weise eine der Kapellen eröffnet war, bestieg jene ein Mönch, um die Bedeutung dieses Festes dem Volk ans Herz zu legen. Er predigte mehr populär als inhaltsreich.

„Diese Kapellen,“ sagte er unter anderm, „sollen drei Pfropfreislein sein auf dem faulen Wildapfelbaum dieses Landes, sollen drei Pfähle oder Pflöcke sein, daran der heilige Petrus

sein Netz hängt, (und ein rechtes Strohgarn soll es sein!), sollen sein wie die Mehlkörner, davon geschrieben steht im Buch der Könige, daß sie den bittern Coloquintenfraß genießbar machten. O bracia*), ihr wisset wohl, in welchem Garten die Coloquinten hier zumeist wachsen, die wurmstichigen Wildäpfel, die den Heiligen ein Gräuel sind. Soll da ein guter Same aufgehen, da heißt es Umhauen und Schneiden, Hacken und Kratzen! Ihr wißt, in welchem Wässerlein sie schwimmen, die feisten Barben und Lachse, die aus dem Teich der heiligen Kirche sind ausgebrochen und rühmen sich der Freiheit, bis sie der Walfisch, i. e. der Teufel, frisset mit Haut und Haar. Da heißt es Reusen und Hamen zurichten, Angeln und Stechen, ob sie sich schon wehren, die unvernünftigen Fischlein, die nicht wissen, was ihnen frommen mag. Ich kann für jetzt nicht mehr davon sagen. Fischfangen ist ein heimlich Geschäft. Doch solltet ihr berufen sein zu helfen, daß der Garten umgegraben und der Bach ausgefischt werde, denkt daran, was ich euch heute geprebigt habe, und auf sie, und auf sie wie St. Michael auf den Drachen!"

Während durch solche und ähnliche Worte der Redner seine Zuhörer in eine sehr gehobene und thatenlustige Stimmung versetzte, lehnte unter einem der nächsten Bäume, etwas lässig auf seinen Hirtenstab gestützt, der Bischof von Leslau, eine stattliche Erscheinung, wie man sich wohl einen Kirchenfürsten vorstellen mag. Seine Haltung war vornehm, vielleicht ein wenig zu elegant, seine Geberden würdevoll und anmutig, der Schnitt seiner Züge edel und wohlwollend, und seine hohe, heitere Stirn schien wie gemacht für den Nimbus eines Heiligen. Dennoch schossen seine klugen, grauen Augen zuweilen Blicke, die den Eindruck des Ganzen störten, die mehr dem Politiker, Hof- und Lebemann ziemen mochten, als dem Geistlichen. So jetzt, als

*) Brüder.

er, nachdem er lange mit halb geschlossenen Lidern gelauscht und beobachtet hatte, den Abt von Oliva herbeiwinkte und ihm zuflüsterte: „Euer Pater da macht seine Sache nicht ungeschickt, aber bedeutet ihn doch, daß er mit seinen Winken nicht allzu handgreiflich wird, es genügt, den Eifer für die gute Sache im allgemeinen anzufachen.“

Der Abt bekundete seine Willfährigkeit, und da jetzt eine Pause eintrat, schritt der Bischof mit einer freundlichen Neigung seines Hauptes der nächsten Kapelle zu, wo noch, seitdem sie geöffnet war, Ernst Weyer auf den Knien lag, den stolzen Nacken demutsvoll beugend und die düsteren Augen unter den buschigen Brauen unverwandt auf das Bild heftend. Er zuckte leicht zusammen, als des Prälaten Finger sanft seinen Mantel berührte, murmelte noch ein Amen und stand auf.

„Verzeiht mir, verehrter Freund, wenn ich Eure Andacht störte,“ sagte der Bischof höflich, indem er den Woiwoden zu einem schattigen Rasenfleck begleitete, der sich wie ein Pfad durch das Dickicht fortsetzte. Verzeiht, Ihr wolltet mir, wenn auch von fern, die Punkte zeigen, wo Ihr die übrigen Stationen dieses heiligen Wallfahrtsweges wollt errichten lassen. Meine Zeit ist so karg gemessen,“ fügte er hinzu, sobald sie aus der Hörweite der Menge waren, „daß ich sie auf diesem Gange benutzen muß, um mit Euch von einem andern Werke zu reden, daß, so verschieden es von diesem hier erscheinen mag, nicht minder zum Wohle und zur Ausbreitung unserer alleinseligmachenden Kirche dienen soll.“

Der Edelmann neigte zustimmend sein Haupt. „Ich habe mich ihrem Dienste geweiht,“ sagte er, „und seit Ihr mich überzeugtet, daß es heilsamer sei, wenn ich in der Welt für sie wirke, statt hinter Klostermauern, habe ich jedem Eurer Winke gehorcht wie ein Ordensbruder seinem Prior.“

„Die Heiligen werden es Dir lohnen, mein Bruder! In-

dessen, so fest ich auf Deinen Eifer, Deine bewährte Sohnestreue gegen unsere Mutter, die Kirche, zählen mag, so bedarf es doch bei unserem Vorhaben der größten Behutsamkeit und vor allem des pünktlichsten Zusammenwirkens, denn dadurch allein kann es gelingen, die Wachsamkeit dieser Städte zu täuschen und die Bedenken des Königs zu besiegen."

Weyer machte einmal während dieser Rede eine ungeduldige Gebärde, entgegnete jedoch nur: „So sagt, was ich thun soll, hochwürdiger Vater."

„Fürs erste also wisset," fuhr in seinem sanftesten Tone der Bischof fort, „ich habe Lubosski ins Vertrauen gezogen; er ist leichtsinnig, ehrgeizig und verschlagen, aber —" (und wäre wohl ein passenderes Wort gewesen!) — „Euch und unserer guten Sache ganz ergeben."

„Sagt lieber, meiner Tochter," sagte der Woiwod ziemlich wegwerfend.

„Nun wohl," sprach lächelnd der Prälat, „ich habe ihm Hoffnung gemacht, daß Ihr seine Werbung günstig ansehen würdet, wenn er sich hierbei brauchbar erwiese."

„Wie?" sagte der Woiwod mit demselben hochmütigen Aufwerfen des Kopfes, wie es seiner Tochter eigen war, „der Schlachtiz? Nachdem Ihr mir zu einer ganz anderen Verbindung Aussicht machtet?"

Der Bischof zuckte leicht mit den Achseln. „Ich schreibe Euch ja in dieser Sache nichts vor," sagte er, „auch ist ihm kein Versprechen gegeben. Wenn erst die heilige Kirche triumphirt haben wird, wenn die Stadt sich Eurer Oberhoheit und meinem Hirtenstabe beugen wird, dann habt Ihr noch immer Freiheit, ihm die Antwort zu geben, die Euch beliebt. Bis dahin aber wäre es nicht wohlgethan, seine Hoffnungen zu zerstören. Auch denke ich, bemerkt zu haben, daß Marina ihm sehr gewogen ist."

„Meine Tochter wird thun, was ich gebiete," sagte Jakob

Weyer, „und ich hoffe überdem, daß ſie höher ſtrebt, als — — aber warum ſpreche ich jetzt von ſo weltlichen Dingen? Sankta Maria! das Fleiſch iſt ſchwach.“

„Ihr habt Recht,“ entgegnete der Biſchof, „es wird Zeit ſein, davon zu reden, wenn der König ſich erſt wird zu einer Heirat entſchloſſen haben, wenn ſeine Räte dann mit mir für eine einheimiſche Braut ſtimmen, und nicht, wie jetzt noch viele thun, den franzöſiſchen Vorſchlägen geneigt ſind.“ — Weyer winkte haſtig mit der Hand, und der Biſchof ſagte abbrechend: „Ich danke Euch für dieſe Bereitwilligkeit; ich hoffe, Luboßkis Gewandtheit wird uns nützlich ſein, denn — und das iſt das Schwierigſte: der König darf von unſern Schritten ſo wenig ahnen als die Bürger. Nein, unterbrecht mich nicht. Ich weiß, daß Euer entſchloſſener Sinn den Wankelmut und die Schwäche dieſes Prinzen nicht begreift — wiewohl ihn vielleicht gerade dieſe zum Erwählten unſeres Adels machten! — Aber trotz dieſer Schwäche hat er zuweilen einen Eigenſinn, dem keine fremde Macht etwas abgewinnt, und falls er unſer Thun verräteriſch fände“ —

„Verräteriſch!“ rief der Woiwod erglühend.

„Ich ſage nur, wenn er oder jemand anders es ſo nennen wollte, ſo —“

„Gut alſo, was wollt Ihr, das weiter geſchieht?“

„Was Euch ſchwer fallen wird, edler Woiwod. Ihr müßt der Geradheit Eures Weſens Gewalt anthun und das Viſir der Vorſicht vor Eure ſtolze Stirn nehmen, daß nichts ans Licht tritt, bis alles vollendet iſt. Der Abt von Oliva wird in jenen Tagen ein neues Muttergottesbild weihen laſſen. So werden ſich Eure Unterthanen und Mannſchaften ſammeln können, ohne daß es Aufſehen macht; zudem werden die Mönche fortſetzen, was heute begonnen iſt. Zum Führer Eurer Leute wird ſich mein Vetter Frankowski am beſten eignen, den ich Euch

heute vorgestellt habe, und dem Ihr auch vollständig vertrauen könnt."

„Und warum soll ich nicht selbst den Ueberfall leiten? Mir däucht, das ziemte mir besser als die Rolle des Politikus, die Ihr mir zugedacht habt."

Der Bischof lächelte fast unmerklich. „Eure Abwesenheit würde zugleich Verdacht erregen. Zudem wir werden auch da drinnen Männer voll Mut brauchen. Es wird vielleicht zu Feindseligkeiten kommen, ja, wir müssen wünschen, daß die Städter das Gehässige des Friedensbruches von uns nehmen. Auf jeden Fall darf zwischen ihnen und dem König keine Freundschaft entstehen. Auch gilt es, ihn im rechten Augenblick zu bestimmen, und was mir und dem Fürsten Jablunka nicht gelänge, das würde Eure Entschiedenheit und Glaubenseifer erreichen. Denn es gilt ja nichts, als das Seelenheil dieser verblendeten Bürger!"

Marina war unterdessen zu ihrem Platz auf der Höhe zurückgekehrt, wo hurtige Diener Erfrischungen zurechtstellten und ihre Kavaliere sie umschwärmten wie Schmetterlinge. Sie lauschte mit halbem Ohre ihren Schmeichelreden, während ihre Augen, die nach ihrem Vater spähten, gleichgiltig über die Versammlung hinstreiften, die eben mit Eifer der leiblichen Stärkung oblag und manche mitgebrachte Flasche, manchen Speisekober mit freudiger Geschäftigkeit leerte. In einem Seitenthälchen waren sogar einige Leinwandzelte aufgeschlagen, in welchem neben Weihwedeln und Heiligenbildern allerlei Eß- und Trinkbares feil gehalten ward, und letzterem diente auch ein Planwagen, der etwas abgesondert in der Nähe der Landstraße hielt, halb hinter Büschen versteckt. Doch fehlte es den Insassen deshalb nicht an kauflustigen Kunden, ein Beweis, daß die Waare gut war. Plötzlich zuckte ein Blitz des Zornes über des Fräuleins Gesicht, und sie rief aus: „Ha, seht, ich glaube wahrlich, das

elende Ketzergesindel wagt sich selbst hier heran zu unserer Feier!"

„Was giebt es?" fragten die Herren aufmerksam.

„Da dieser Wagen", zürnte sie, „ich irre mich nicht! Sie hatten eine Herberge hier an der Landstraße. Aber als mein Vater diese Kapellen erbaute, wollte er natürlich keine Ketzerwohnung in solcher Nähe leiden und befahl ihnen, entweder katholisch zu werden oder fortzuziehen. Sie verweigerten aber beides hartnäckig, und so ließ mein Vater ihnen endlich die Kate über dem Kopf abbrechen und sie hinausweisen. Aber trotzdem hausiren sie auf seinem Gebiet."

Der erste Ruf des Fräuleins hatte indessen die Menge aufmerksam gemacht auf den Karren und eine drohende Bewegung dahin veranlaßt, so daß die Eigentümer, welche schlimme Erfahrungen gemacht haben mochten, es für geraten hielten, die Flucht zu ergreifen. Ein grauköpfiger Mann hieb auf das Pferd ein, und dieses, ein kräftiger Litthauer, hatte bald die Reihe der Herbeidrängenden durchbrochen, die nun mit Geschrei hinterdrein liefen. Einige Knaben, die etwas zu eilig zur Seite sprangen, fielen und rollten lachend den grasigen Abhang hinunter.

„Psia krew!*) seht, sie mißhandeln vor unseren Augen die Unsern!" rief Marina. „Wer mein Ritter sein will, wird diese Ungläubigen nicht ungestraft entkommen lassen!"

Sie warf zugleich einen gebietenden Blick auf Lubosski, und dieser eilte mit der Schnelligkeit eines Pfeiles zur andern Seite des Hügels hinab, wo einige Pferde angebunden standen, schwang sich auf eines derselben und jagte in einem weiten Bogen an der Versammlung vorüber dem Wagen nach. Lubenzi folgte ihm und würde nicht der Einzige gewesen sein, wenn

*) Ein beliebtes polnisches Scheltwort.

nicht Marinas Laune es verhindert hätte. „Vier Edelleute gegen einen Strolch wäre wahrlich zu ungleich," meinte sie spöttisch.

„Nehmt mich mit; Ihr reitet ja wie zur Jagd!" rief indessen Lubenyi dem Freunde zu, und es war ihm, als hörte er im Fluge die Antwort: „Wer nur einmal so aus ihren Banden entfliehen könnte!" Erschrocken spornte er sein Tier an Luboßkis Seite, legte die Hand einen Augenblick auf dessen Zügel und sagte: „Wie, Du denkst doch nicht die Partie aufzugeben, nachdem sie fast gewonnen ist? Bedenke —"

„Ich vergesse nie, daß sie des reichen Woiwoden Tochter ist," entgegnete Luboßki, während ein finsterer Blick sein schönes Gesicht entstellte, „indessen möchte ich jeden Augenblick der Freiheit, der mir noch bleibt, auskosten, wie der Verurteilte den letzten Gnadentrunk. Dalej!"*)

Gerade wo der Weg um eine Ecke bog, holte Luboßki das verfolgte Fuhrwerk ein und brachte es schnell zum Stehen. Sein drohender Befehl nötigte den bestürzten Lenker abzusteigen, und die Reitpeitsche schwingend, rief er: „Wie darfst Du Hund Dich unterstehen, Dein Gesicht zu zeigen und Deinen Teufelskram feilzuhalten, wo sich die Gläubigen versammeln zum Dienst der Heiligen? Knie nieder!"

„Herr," sagte der Angeredete zitternd, „verzeiht mir, ich bin ein ehrlicher Mann und halte keinen Teufelskram feil, sondern gutes Bier, und ich störe keinen in seiner Andacht, aber ich will doch leben."

„Willst Du? Nun ich will Dir hier einen Denkzettel geben, daß Du Dir auf ein andermal lieber den Tod wünschen sollst, als in die Nähe dieses heiligen Ortes zu kommen!" Und wieder hob sich die Peitsche.

---

*) Vorwärts!

„Um Gottes Willen ſchont meinen Vater!“ rief da unter dem Leinewanddache eine helle Stimme, und ein blonder Mädchenkopf tauchte aus dem Verſteck empor. Ob er einem Kinde oder einer Jungfrau angehörte, war nicht zu erkennen, denn die Geſtalt, die jetzt hervorkam, war verkümmert und verwachſen; allein mit einer Behendigkeit, die niemand dem armen Geſchöpfe zugetraut hätte, kletterte es herab, warf ſich zwiſchen die beiden Männer und wiederholte in flehendem Tone: „Schont ihn; er hat wahrhaftig nichts Böſes gethan! Wir ſind von jeher ordentliche Leute geweſen.“

„Pah, Herumtreiber!“ ſpottete Luboßki, dem es ein grauſames Vergnügen gewährte, durch feindliche Gebärden ſeine Opfer zu ängſtigen. Das Mädchen aber umklammerte den Alten wie ſchützend mit den ſchwachen Armen und rief: „O Herr, wir können nichts dafür, daß wir von Haus und Hof vertrieben wurden! Und mein Vater iſt krank ſeitdem! Er hat das Reißen von dem Schlafen unter freiem Himmel! Liebe Herren, habt Mitleid mit ihm!“

Lubenyi, der bisher der Scene lachend zugeſchaut hatte, fühlte bei dieſen Worten eine weichere Regung.

„Erlaßt dem Elenden die Peitſche,“ ſagte er, „und Du, Mädchen, ſuche lieber, womit Du Deinen Vater loskaufen kannſt, als daß Du Dich da im Staube wälzeſt.“

Er winkte in bezeichnender Weiſe nach dem Inhalt des Wagens, allein Luboßki rief mit hartem Hohn: „Dazu müßte ſie hübſcher ſein! Nichts da, Lubenyi! Muß ich die Tyrannei erdulden, ſo will ich ſie wieder üben! Hinweg, Du Krüppel, oder kopa kobialkow! Du wirſt es bereuen!“

„Geh, Anna,“ ſagte auch der Alte, „und laß die Herren ihr Mütchen an mir kühlen. Sie haben die Macht und wollen ſie brauchen. Sie dürfen aber nicht mehr Böſes thun, als Gott ihnen zuläßt.“

„Predigst Du, Schurke von einem Ketzer?“ rief der Edelmann, und ein wuchtiger Hieb riß fast einen Fetzen aus des Hausirers Kittel.

Das Mädchen war erschreckt zurückgewichen, mehr vor den Blicken, als vor den Worten des Polen. Als sie aber die Peitsche in seiner Hand schwirren sah, sprang sie mit einem jammernden Schrei aufs neue dazwischen, sodaß der zweite Schlag ihren Vater nur streifte, sie aber voll ins Gesicht traf.

„Halt!“ tönte da auf einmal eine gebietende Stimme, und aus dem Busche hervor sprengten zwei andere Reiter so schnell und gewaltsam auf Luboßki ein, daß sein Pferd zu einer rückweichenden Bewegung gezwungen ward. Der erste, ein Mann von hohem Wuchse, in einfacher, doch vornehmer Reisekleidung, fiel ihm kräftig in den Zügel und rief in fließendem Polnisch, doch mit dem Accent eines Deutschen: „Ist hier zu Lande adelige Sitte, hilflose Reisende auf offener Straße anzufallen?“

Luboßki knirschte gleich dem edlen Rosse, das er ritt. „Laßt los, Verwegener!“ rief er mit einem Fluch, und seine Gerte hob sich sausend gegen den Fremden. Allein dieser, mit einer Gewandtheit und Heftigkeit, die vollkommen der seines Gegners gleich kam, entriß ihm das Werkzeug seiner Barbarei, und, sich in den Steigbügeln hebend, erteilte er dem Tiere des Polen einen Hieb, daß es sich auf die Hacken setzte und seinen Reiter abwarf.

Der Zweite der Hinzugekommenen, welcher des Andern Diener war, hatte ebenso rasch dem am Boden liegenden Mädchen und ihrem Vater in den Wagen geholfen, warf dann dem letzteren die herabgeglittene Leine zu und sagte: „Nun fort mit Euch, was Eure Mähre laufen will,“ und der Litthauer schien die Mahnung zu verstehen, denn er setzte sich unverzüglich in Trab und war bald mit dem leichten Gefährt hinter Bäumen verschwunden, so ängstlich auch die großen,

hellen Augen des Kindes nach ihrem Retter zurückblickten. Der Diener aber eilte seinem Herrn zu Hilfe und kam gerade recht, um mit seinem Arme einen Säbelhieb aufzufangen, der jenen sonst in den Hinterkopf getroffen hätte. Denn Lubenyi hatte, als er den Genossen fallen sah, vom Leder gezogen und sprengte wütend auf den Fremden ein. Doch ehe Letzterer sein Pferd herumwerfen oder Lubenyi seinen Angriff erneuern konnte, fühlte er sich mit kräftiger Hand zurückgehalten, und Janikowski rief ihm zu: „Halt, Bracie, siehst Du nicht, daß Dein Gegner unbewehrt ist?"

Marina nämlich, unzufrieden, daß ihr der Ausgang des Abenteuers durch die Waldecke verdeckt ward, war mit ihrer Begleitung aufgebrochen und kam jetzt mit verhängtem Zügel daher.

„Was ist geschehen? Luboßki, Ihr seid verwundet! Will keiner dem armen Gefallenen beispringen! Wo ist der Karren und der Hausirer?" so rief sie angstvoll, während ihr Geliebter, der sich den Fuß verstaucht hatte, vergebliche Anstrengungen machte aufzustehen und an sein Pferd zu gelangen. Gehorsam ihrem Winke, stiegen sogleich einige der Herren ab, um ihm zu helfen, während Lubenyi bereits das Tier eingefangen hatte; aber da Mieszko sonst unverletzt war, so waren seine Genossen geneigt, den Fall eher scherzhaft zu nehmen. Sie umgaben ihn mit übertriebenem Bedauern und schlecht verhehltem Lachen, und als das Fräulein noch einmal die Frage wiederholte: „Wo seid ihr verwundet? Ist kein Feldscheer zur Hand?" da brach es unaufhaltsam hervor, und Lepinski sagte: „Beruhigt Euch, Padrona, er ist nur ins Herz getroffen durch Eure schönen Augen und zu Boden gestreckt — durch sein Pferd!"

Marina warf unwillig die Locken zurück, und während sie einen Gegenstand suchte, an dem sie ihren Zorn auslassen könnte, fiel ihr Blick auf den Fremden, der, abgesondert von den andern, beschäftigt war, die Wunde seines Begleiters zu verbinden.

„Wer seid Ihr?“ rief sie hochfahrend, indem sie auf ihn zusprengte, „und wie kommt Ihr in diese Lage und Gesellschaft?“

Der Angeredete wandte mit ruhiger Verwunderung sein Gesicht nach ihr um, und so edel war der Schnitt seiner Züge, so ernst und fest der Ausdruck seiner stahlblauen Augen, daß sie sogleich mit größerer Höflichkeit wiederholte: „Was ist hier geschehen, mein Herr? Ich bin die Tochter des Woiwoden Weyer.“

Der junge Mann verneigte sich, wie er bei einer Vorstellung im Schlosse ihres Vaters gethan haben würde und erwiderte einfach: „Mein Name, Padrona, ist Heinrich Anselm Schütz, Sohn eines Kaufmanns aus Danzig. Ich bin auf der Heimreise, und ich störte jenen Herrn dort bei einer Gewaltthat, die er gegen einen hilflosen Mann und ein unglückliches Mädchen begehen wollte.“

War schon bei Nennung eines bürgerlichen Namens Marinas günstige Stimmung gegen den Fremden sehr gesunken, so schlug sie vollends in das Gegenteil um, als er seine Rede so beendete.

„Und wer giebt Euch das Recht, auf meines Vaters Grund und Boden den Schiedsrichter zu spielen?“ rief sie aus. „Wie, wenn ich nun selbst als Strafe verhängt hätte, was Ihr eine Gewaltthat nennt?“

„Dann, Panna,“ entgegnete er, „würde ich es von Herzen bedauern.“

„Mit Eurer Reue wäre mir wenig gedient,“ sprach sie verächtlich, er aber fuhr fort: „Verzeiht, Ihr versteht mich falsch. Ich würde Euch bedauern, daß Ihr solche Befehle geben könnt, und daß Ihr — Edelleute findet, die sie ausführen.“

Marina stand wie verwirrt vor Zorn bei dieser unumwundenen Antwort; ihre Begleiter hielten es für angemessen, einen Schrei der Entrüstung auszustoßen. Luboßki aber, dem

man inzwiſchen auf ſein Pferd geholfen hatte, ſaß kaum im Sattel, als er eine der darin ſteckenden Piſtolen ergriff und im Fortreiten auf den jungen Danziger abfeuerte.

Die von Wut und Beſchämung bebende Hand hatte indeſſen ſchlecht gezielt, ſodaß der Schuß nur vorüber an Heinrichs Haupthaar in einen Baum am Wege fuhr. Allein als wäre es ein Signal, ſo griffen alle Kavaliere zu den Waffen, und auch die Menge des gemeinen Volks, die neugierig näher gekommen war, und in einem durch den Reſpekt gezogenen Kreis umherſtehend, ſich bisher begnügte, Scheltworte gegen den ‚Ketzer‘ auszuſtoßen, machte jetzt gleichfalls Miene, zur Thätlichkeit zu ſchreiten.

Dennoch würde der junge Deutſche wahrſcheinlich Stand gehalten haben wenn nicht Janikowski, der ihm ſchon einmal beigeſtanden hatte, ſich zwiſchen ihn und ſeine Angreifer geworfen hätte, und während der Wald ihm die Seite deckte, rief dieſer hilfreiche Freund dem Reiſenden in ſeiner Mutterſprache zu: „Mach ſich fort! ich Euch decken die Rück! Hab ſich zu Hauſe nichts Liebes, das würd weinen, wenn hier tot auf das Landſtraß?“

So gemahnt gab Heinrich Schütz den vergeblichen Widerſtand auf, ſie würden aber wohl kaum entkommen ſein, wenn nicht auch Marina gerufen hätte: „Laßt ſie! er flieht, und er hat Kühnheit genug gezeigt, um ihm das Leben zu ſchenken!“

Auch der Woiwod und der Biſchof waren durch den Lärm des Schuſſes aus dem Dickicht des Waldes herbeigelockt, und Letzterer hatte eben gehört, daß es ſich um einen Danziger handele, als er ausrief: „Um aller Heiligen willen, jetzt nichts Unbedachtes! Nichts, werter Freund,“ flüſterte er, „was uns zu früh mit dieſen Städtern in Zwiſt bringen könnte!“

„Steckt die Waffen ein!“ rief auch Jakob Weyer.

„Wollt Ihr denn dieſen Tag mit Blutvergießen entweihen,

wo unſern Händen nur der Roſenkranz ziemt und unſern Lippen das Kyrie. Und Du, Tochter, ſollteſt ein Beiſpiel der Andacht geben an der Schwelle des Heiligtums, anſtatt Dich vorwitzig in Dinge zu miſchen, die Dich nichts angehen.“

Drittes Kapitel.

O, Vaterhaus voll Glück und Frieden,
Sei uns gegrüßt viel tauſendfach!
Ob längſt wir ſind davon geſchieden,
Ob noch uns birgt das liebe Dach. — —
Denn holde Bilder drinnen prangen,
Aus unſrer lieben Jugendzeit.

J. Braun.

Dem Rathaus gegenüber an der Ecke des langen Marktes ſtand das ſtattliche Wohnhaus des Herrn Zierenberg, damaligen präſidirenden Bürgermeiſters der Stadt Danzig. Eine breite Steintreppe führte zu einem kleinen, gotiſch verzierten Vorbau, der an Sommerabenden einen angenehmen und lauſchigen Sitzplatz gewährte, und die Fenſter waren mit reicher Stuckatur umgeben. Seiner Lage gemäß kehrte es deren eine größere Reihe der Straße zu, als die meiſten danziger Wohngebäude, und die Familienzimmer und Säle genoſſen dadurch den Vorzug größerer Helle, aber darum fehlte es dem alten Hauſe nicht an traulich ſchattigen Hinterſtübchen, die ſich mit den ſauberen und wohl verſehenen Wirtſchaftsräumen um einen kleinen, gartenähnlichen Hof reihten.

In einem dieſer Stübchen, das mit ſeinen altertümlich geſchnitzten Möbeln und den blütenweißen grünumrankten Vorhängen ausſah wie eine rechte Lockfalle für die Behaglichkeit, ſaß am Morgen, der den im vorigen Kapitel berichteten Scenen

folgte, ein junges Mädchen. Die Sonnenstrahlen, die sich durch das gelichtete Laubwerk einer Linde stahlen, warfen den Blätterschatten und goldig zitterndes Licht auf das hellbraune Haupthaar der Jungfrau. Ein Nelkenstock senkte seine vollen dunkeln Blüten wie liebkosend an ihre zarten Wangen, und die Myrte, die vor dem geöffneten Fenster im Winde hin und her schwankte, schien mit dem daneben stehenden Rosmarin zu wetteifern, wessen Zweige zuerst die unschuldvolle Stirn berühren würden. Das war Johanna Zierenberg, Sabinens Tochter und ihrer Mutter verjüngtes und verschöntes Abbild, und wer die Beiden je neben einander sah, wußte nicht, sollte er mehr über die Ähnlichkeit staunen oder darüber, daß sie trotzdem so verschieden waren. Was in Sabinens Zügen herb und entschieden war, erschien hier sanft und milde, statt des frühreifen Ernstes thronte hier unbewußte, jugendliche Lieblichkeit, und die Augen, dunkler als die der Mutter, verrieten in ihrer seelenvollen Tiefe einen Hang zur Träumerei, welchen sich Sabine ihrer Zeit niemals gestattet hätte.

Auch jetzt saß Johanna mit halbgesenkten Lidern; die Näharbeit ruhte in ihrem Schoße, und der Thomas a Kempis lag zwar aufgeschlagen auf den Tisch, aber sie las nicht; sie dachte an vergangene Zeiten, an den Unterschied von Einst und Jetzt und an den gestrigen Abend, der ihr jenen auf einmal fühlbar gemacht hatte.

Es war um Sonnenuntergang gewesen, als Johanna mit Schwester Rose und Base Emma, der Tochter des Oheim Magnus, im Vordersaal saß, und die beiden Letzteren waren heiter und scherzten wie gewöhnlich, während sie dem Spiele des Springbrunnens (drüben vor dem Artushofe) zusahen, welcher von einem frischen Septemberwind getrieben, seine Wasserstrahlen oft unversehens über einen Vorbeiwandelnden ausschüttete, zum großen Ergötzen der fröhlichen Straßenjugend.

„Saht Ihrs!“ rief Rose mit hellem Lachen, „wie es eben Herrn Neckerbart traf, gerade als er hierher grüßen wollte! Aber er geht so ruhig und gravitätisch weiter, als wär es nichts. Ich glaube, wenn der Neptun da auf einmal seinen Dreizack schwänge und gerade auf ihn losginge, es brächte ihn nicht aus seinen Schritt.“

„Nun,“ sagte Emma, „mir scheint doch, er geht stets langsamer, wenn er hier vorbeikommt; 'meinst Du nicht auch, kleine Hanna?“

Die Angeredete hatte nur halb gehört. 'Sie war eben beschäftigt, ein Tuch über einen Vogelkäfig zu decken, den ihr vor Jahren Vetter Heinrich Schütz zum Andenken geschenkt hatte, als ihn sein Vater zum Studiren ins Ausland sandte. „Ah, so,“ bemerkte Emma spöttisch, „Du bringst Deinen kleinen Liebling zu Bett. Es ist doch gut, wenn man statt so eines ausgeflogenen Zeisigs einen anderen im Käfig hat. Da draußen werden sie wohl leicht weggefangen.

„Meinst Du Vetter Heinrich damit?“ frug Rose harmlos. „Nun, der wird ja auch bald wieder heimfliegen. Dann wird es gewiß ein munteres Leben im Hause werden. Wie freu ich mich darauf!“

„Nun, früher waren wir Zwei eigentlich nicht die besten Freunde mit ihm. Er spielte immer mit Johanna und hätte ihr am liebsten jedes Steinchen aus dem Wege geräumt, und auf uns hatte er immer zu schelten, daß wirs nicht ebenso machten.“

„Wir triebens auch manchmal ein wenig zu arg mit dem Necken,“ sprach wieder Rose, „und sie war uns immer zu klein, weil wir zwei Jahre älter waren. Aber das ist lange her, nicht wahr, Hannucha! Gelt, Du sagst ja gar nichts. Woran denkst Du?“

„Ich dachte nur,“ antwortete Johanna, „wie traurig es

für Heinrich ſein muß, wenn er heimkommt und findet Onkel Anſelm nicht mehr.“

„Nun, der iſt ja ſchon mehr als zwei Jahre tot,“ entgegnete Emma, „und, nimm mirs nicht übel, ich glaube nicht, daß er ſein Haus darum ſehr leer finden wird. Ich weiß ja, daß Dir der alte Oheim beſonders gewogen war; Du magſt daher mehr von ihm zu rühmen wiſſen, als andre Leute; mir ſchien er ſtets der grämlichſte und eigenſinnigſte Kauz unter der Sonne.“

„O, Emma, wie kannſt Du ſo ſprechen! Er war ja ſo unglücklich. Denk doch, die wunderſchöne Muhme, die ihm ſo früh geſtorben!“

„Ei was, die wars nicht mehr, die ihm am Herzen lag, daß er Tag und Nacht am Geſchäft blieb nur, um ſich zu zerſtreuen. Seinen Sohn wollte er zum reichen und angeſehenen Mann machen, das wars. Darum ſparte und ſchaffte er, und darum mußte der ſo früh fort auf hohe Schulen, und nicht einmal als der Oheim ſtarb, durfte er zurückkommen; nein, bis er mündig wäre und Doktor dazu, ſollte er ſich nicht in der Stadt betreffen laſſen. Wie wunderlich!“

Johanna that die liebloſe Rede weh. Sie wußte ja nicht, welche geheimnisvolle Sympathie ſie und den alternden, wortkargen Mann zu einander gezogen hatte. Als Kind hatte ſie freilich große Scheu vor ihm gehabt, aber allmählich war das tiefſte Mitleid an die Stelle getreten, und ihre Phantaſie umgab das früh ergraute Haupt des Kaufmanns mit einem romantiſchen Glorienſchein. Schüchtern zuerſt, dann mit wachſender Vertraulichkeit, ſuchte ſie ſeine Einſamkeit zu erheitern, und ihm mit dem vorzeitig abgeſtorbenen Herzen that dennoch ihre kindliche Liebe wohl, wie die Märzſonne dem erſtarrten Gefilde. Niemand konnte ein Lächeln auf ſeine Lippen locken oder es ihm zu Dank machen, wie die kleine Johanna, und in ſeiner

letzten Krankheit mochte er gar niemand um sich haben als sie allein. Ja, seine letzten Worte waren ein Segenswunsch für sie. „Gott vergelte Dir, Kind, was Du an mir gethan hast. Du hast das Gesicht Deiner Mutter und das Gemüt meiner Seligen, und ich wünsche, das mein Sohn — —“ Hier lähmte der Schlagfluß seine Zunge, und was er später noch aussprechen wollte, konnte er nur durch Blicke. Doch sagten die, daß er, mit Gott und aller Welt versöhnt, von hinnen schied.

„Uebrigens,“ fuhr Base Emma fort, „hat ers erreicht. Sein Sohn ist ein gemachter Mann, dem alle Ehrenstellen in der Stadt offen stehen, und das Geschäft blüt derweil unter Ohm Eberhardts Händen wie nie. Bald wird der Vetter sich dann auch wohl etabliren, und da unsere Hanna ihr Herz schon halb und halb verloren hat — an Herrn Neckerbart“ —

„Aber, Emma!“ rief Johanna fast unwillig, aus ihren Gedanken emporschreckend. „Ja, wenn Du es streitest, ist es sicher wahr!“ fiel die Cousine ein, und sie und Rose lachten herzlich.

„Nun, Mädchen, was habt Ihr, das Euch so lustig macht?“ fragte Frau Sabine, die mit Licht hereintrat. Aber Emma erwiderte unbefangen: „Ei, Muhme, wir sprachen nur vom Vetter Heinrich, und freuen uns, daß er bald wiederkommen wird. Acht Jahre ist wahrlich eine lange Zeit. Er kommt aber gerade recht. Wenn der König und all die fremden Ritter und Herren ihren Einzug halten, so wird er sehen, daß hier in Danzig sich auch etwas ereignen kann. Sicher werden wir dabei noch irgend ein Abenteuer oder sonst etwas Hübsches erleben und den ganzen langweiligen Winter zu erzählen haben.“

Ueber Sabinens Gesicht flog ein glückliches Lächeln, sobald der Rückkehr ihres Pflegesohnes erwähnt wurde. „Ja wohl, eine lange Zeit,“ sagte sie, ohne auf die weitere Rede ihrer Nichte zu achten. Dann, nachdem sie ihr Strickzeug genommen und auch die Mädchen sich an den Tisch gesetzt hatten,

blickte sie zu Johanna herüber und sagte: „Weißt noch wohl, wie er Dir damals das Leben rettete, als der Janikowski in die Stadt einbrach, und der armen Trude Mann zu Tode kam?“

Johanna konnte sich dessen nur dunkel besinnen, aber ihre Mutter hatte es ihr so oft erzählt, daß sie es wissen mochte. Dennoch hörte sie es immer gern noch einmal, und auch die anderen Mädchen baten Frau Sabine, ihnen die Geschichte zu wiederholen, welche folgende war:

Als Gustav Adolph der Krone Polen den Krieg erklärte, wollte die Stadt Danzig ihre Neutralität wahren, was ihr trotz ungemeiner Schwierigkeiten auch gelang.

Die benachbarten polnischen Edelleute aber, die immer einen Zahn auf die Stadt hatten, waren sehr unzufrieden damit, und als ein schwedischer Courier in gutem Vertrauen von des Königs Lager herüberkam, wurde er von einem Herrn v. Janikowski angefallen, verwundet und in toller Jagd bis in die Festung verfolgt, wo es ihm nur mit genauer Not gelang, sich zu retten. Der Wächter am Heiligen-Leichnamsthor, der sich zu spät dem Eindringen der Polen widersetzen wollte, wurde ohne weiteres niedergestoßen, und verschiedene andere Leute, die herbeieilten, wurden beschimpft, mißhandelt und verletzt, ehe die Tollkühnen durch Uebermacht zum Weichen gezwungen wurden. Es geschah aber alles so schnell und überraschend, daß niemand auch nur daran dachte, das Thor zu schließen oder die Zugbrücke aufzuziehen, bis sie entkommen waren, und es war nachmals schwer genug, den Schwedenkönig zu überzeugen, daß der Ueberfall nicht ein mit den Städten abgekarteter Verrat gewesen sei.

Nun waren durch einen unglücklichen Zufall des Bürgermeisters Töchter und Heinrich Schütz, damals noch junge Kinder, Zeugen des ganzen Vorganges gewesen. Frau Trude Krebs, des Thorwarts Weib, war nämlich bei all den kleinen Vettern

und Basen Kindsmagd gewesen und auch jetzt noch ihre gute Freundin, die sie gern einmal mit Honigbrot und Kürbisgrütze bewirtete. Sie waren auch an jenem verhängnisvollen Tage gekommen, sie zu besuchen, und da noch alles im tiefsten Frieden lag, und Frau Trude sie zu einem Lieblingsplatze am Wall geführt hatte, und eben die kleine Johanna auf eine Holzschranke hob, um ihr einen Blick in die „weite, weite Welt" zu verschaffen: da sprengten die Reiter in das Thor, und ehe das arme Weib sich nur recht nach ihnen umgewandt hatte, sah sie ihren Mann, zum Tode getroffen, zusammenbrechen. Heftig und resolut, wie sie war, sprang sie ohne weiteres hinzu, fiel dem Pferd des Junkers in die Zügel, und ihr Geschrei rief die Leute herbei, die seinem Vordringen ein Ziel setzten. Dem Schweden war dadurch geholfen, aber das Kind, das Trude in der Aufregung nicht einmal niedergesetzt hatte, und das sich angstvoll an ihren Hals geklammert hielt, glitt während des Ringens herab, die Frau ward durch das Getümmel hinweggerissen, und als die Reiter sich mit scharfen Hieben Bahn gemacht hatten und ihre Rosse herumwarfen, lag das zarte Mägdlein vor ihren Hufen. Das edle Tier des Junkers stutzte davor zurück, er aber rief mit grausamer Lust: „Nieder mit der Ketzerbrut!" und sein Schwert über dem Haupte schwingend, spornte er sein Pferd, so daß der nächste Tritt die Stirn des Kindes zerschmettern mußte. Viele Hände streckten sich angstvoll und hilfbereit aus, aber es wäre vergebens gewesen, wenn nicht, schnell wie ein Gedanke, sich dem wilden Reiter ein Knabe entgegengeworfen hätte, der die Kleine ergriff und aus dem Bereich der Barbaren schleppte, unbekümmert um eine leichte Wunde, die ihm noch mitten im Lauf dessen Säbel versetzte.

Das war Heinrich Schütz gewesen; und während Sabine es jetzt mit glänzenden Augen erzählte, und die Mädchen aufmerksam lauschten, und Johanna sich erinnerte, mit welcher

Dankbarkeit, ja Ehrfurcht sie stets die kleine Narbe auf des Vetters Wange betrachtet hatte, da trat er plötzlich herein, nicht als der frische, hochgeschossene Knabe, als welchen sie ihn sich noch eben vorgestellt hatten, sondern als eine große, kraftvolle Männergestalt im Reisekleid nach neuestem venetianischem Schnitt und im Hut mit wallenden Federn, und eine herzliche, aber unbekannte Stimme rief: „Muhme, Mutter! da bin ich!"

Sabine schloß ihn freudestrahlend in die Arme und jubelte: „Gott segne Dich, Heinrich! mein lieber Heinrich!" während ihr Bruder Eberhardt hinter ihm nachfolgte und sagte: „Er war nicht zu halten! Kaum aus dem Sattel gestiegen, kaum daß er mich grüßt, so muß er hierher! Nun ist auch recht so; die Sabine ist eben Deine Mutter, wie sie früher meine gewesen ist. Aber sieh nur, Schwester, ists nicht der selige Hans Anselm, wie er leibte und lebte, nur größer, sonst wie aus den Augen geschnitten!"

„Ja, ja; grüß Gott daheim!" rief Sabine mit feuchten Blicken, die sich nicht satt sehen konnten an dem lange Vermißten. Der war indessen doch nicht so ganz seinem Vater gleich, als es zuerst scheinen mochte. Diesen männlichen, gehaltenen Ausdruck hatten Herrn Anselms Züge nie gehabt; er verlieh dem Jüngling eine Miene der Reife und Sicherheit über seine Jahre, und Johanna fühlte sich ihm gegenüber noch schüchterner als gewöhnlich, während Rose und Emma ihn mit unverhohlener Neugier betrachteten.

„Und das sind die Bäschen!" rief Heinrich endlich, nachdem Sabine ihrem Herzen Genüge gethan hatte. „Wie sie groß und hübsch geworden sind! Ich darf sie doch küssen wie vor Alters?" und er ließ dem Worte die That folgen. „Ei nun," entgegnete Emma scherzend, „einem heimkehrenden Fremden ist manches erlaubt; ein andermal wollen wir aber höflicher darum gebeten sein."

„Freilich an Sonn- und Feiertagen in einem Madrigal,“ lachte die stets muntere Rose, „wie es sich für einen Herrn schickt, der auf hohen Schulen gewesen ist und gar im Lande Italien!“

„Und der nach alledem die Rosen noch ebenso voll Dornen findet, als er sie vor Jahren sah,“ entgegnete Heinrich, und jene neckte weiter: „Pfui, Vetter, welch ein schlechtes Kompliment! Ja, da ich Rose heiße, kann ich mir eigentlich nur die Dornen zuziehen! Mein Trost ist nur, daß ich sie mir doch mit den Andern teilen darf.“

„Schließ ihr den Mund, Heinrich, sie macht Dich sonst tot in der ersten halben Stunde,“ sagte Oheim Eberhardt sehr belustigt, aber Rose war so leicht nicht einzuschüchtern, sondern rief: „O, das könnte der Vetter nur auf eine einzige Art!“

„Auf welche denn, Du Plaudertasche?“ fragte Herr König, und sie erwiderte: „Wenn er mir etwas so Schönes mitgebracht hätte von seiner Reise, daß ich vor Staunen ganz stumm würde.“

„Da hast Dus! nun sieh zu, wie Du das wett machst!“ lachte der Oheim, und Heinrich sagte: „Darauf verzichte ich lieber! würde mir ja auch niemand Dank wissen, wenn ich das Bäschen zum Schweigen brächte,“ worauf Emma einfiel: „Nun siehst Du, Rose, wie ein studirter Mann Vorsicht mit Höflichkeit zu vereinen weiß.“

Johanna sagte zu dem allen nichts; viel Reden war überhaupt ihre Sache nicht. Sie war ja so froh, daß der Gespiele ihrer Kindheit, an dem sie stets mit solcher Zuneigung gehangen hatte, wieder da war — aber war er es denn noch? Der stattliche Mann mit weltgewandten Sitten, der jetzt der Mutter von seinen Reisen erzählte und von gelehrten Leuten wie von seines Gleichen sprach, hatte der je zu ihr gesagt: „Weißt Du, Hanna, sie sagen immer, ich sei ein wilder Geselle, aber wenn

Du mich ansiehst, da ists immer, als schaute Dir Muhme Sabine aus den Augen, und da muß ich doch artig sein! Und dann machts auch, daß Du so ein feines, kleines Ding bist; damit muß man sich in Acht nehmen, wie mit dem Spitzenkragen, den mir die alte Dore Sonntags umbindet."

Auch fühlte Johanna wohl, wie Emma König sie mit Aufmerksamkeit beobachtete, und ihre Wimpern senkten sich verschämt. Sie sah nicht die Blicke, die Heinrich hin und wieder auf ihr ruhen ließ, und die der Mutter eine Bürgschaft für die Erfüllung ihrer liebsten Hoffnungen schienen, und sie errötete erschrocken bis zur Stirn, als die unbarmherzige Base plötzlich sagte: „Findest Du nicht auch, Vetter, daß Hanna sich sehr verändert hat?"

„Ei nein," entgegnete Heinrich, „ich finde, wir sind uns alle so ziemlich gleich geblieben."

„O weh!" rief Rose, „das wäre schlimm für uns, Emma!" und ihr sprechendes Gesicht drückte einen so komischen Schrecken aus, daß Heinrich lachend meinte: „Wie, bin ich denn solch ein Bär gewesen als Knabe?"

„Ein Löwe, Vetter, ein Löwe!" erwiderte Emma. „Hu, mich graut, wenn ich nur denke, mit welchem Zorn Du den armen Ponto trafst, und welche Augen Du mir damals machtest!"

Aber Rose fiel ein: „O, davon sei nur still, Emma! Es war auch ein garstiger Streich, unsere arme, kleine Hanna in den Hof zu locken und da mit eurem großen Hunde allein zu lassen!"

„Er that ja nichts," entschuldigte sich die Cousine.

„Aber wer konnte das wissen!" fuhr Rose fort. „Ich schrie selber laut, als ich aus dem Fenster sah, wie er die zottigen Pfoten der armen Kleinen auf die Schultern legte und wie sie zitterte. Da aber sprang Heinrich aus dem Fenster von Großvaters Studio und schlug dem schwarzen Ponto die Faust

auf die Schnauze, daß er gleich tot niederfiel. Wahrlich, Vetter, da hielten wir Dich für einen Helden!"

Das Mienenspiel des jungen Mannes bei dieser kleinen Erzählung war seltsam zu sehen. Als Emma begann, verfinsterte sich seine Stirn so plötzlich, daß man ihren Worten wohl Glauben schenken konnte, aber nur einen Augenblick. Dann hörte er lächelnd Rosens lebendige Schilderung und sagte: „Und es hätte mir doch harte Strafe eingetragen, wenn Du und Hanna mich nicht frei gebeten hättet. Aber sei ruhig, Bäschen, den Heldenzorn haben wir uns abgewöhnt."

„Willkommen daheim!" ertönte es jetzt noch einmal, und Herrn Johannes Zierenbergs würdevolle Erscheinung trat in die Mitte der Seinen, um Heinrichs und ihrer aller ehrerbietige und herzliche Grüße entgegen zu nehmen. Und dann setzte man sich behaglich zu Tische, und der gereifte Vetter und beider Rechte Doktor mußte noch viel berichten von Paris und Padua, wo er studirt hatte, vom Kardinal Richelieu und vom Dogen von Venedig, dazu von den neuesten Kriegsereignissen im deutschen Reich, wie er sie unterwegs vernommen hatte; dazwischen hatte auch er genug zu fragen nach allen Bekannten und Verwandten, bis Emma, die nicht von ihrem Beobachtungsposten gewichen war, ausrief: „Nun muß ich aber wahrlich nach Hause; sie werden dort schon den ganzen Abend auf mich schelten, und wenn es nicht zu unbescheiden wäre, so möchte ich wünschen, der Vetter brächte mich heim und entschuldigte mich so in höchsteigner Person."

„Sicherlich werde ich Dich begleiten," sagte Heinrich aufstehend, „aber nicht wahr, ich darf doch wiederkommen und bleiben bis zum Abendsegen?"

„Das versteht sich," erwiderte Herr Zierenberg, „und bleib nicht zu lange weg." Und als dann Heinrich Schütz nach kurzer Weile wiederkam, holte Johanna die Familienbibel, das

Gesinde ward gerufen, Herr Zierenberg las, und alle sangen miteinander ein schönes Lied von Paul Gerhardt. Dann gingen auch der Oheim und der Vetter, nicht ohne allen warm die Hand zu schütteln. Zu Johanna aber sagte Heinrich noch: „Nun hab ich doch auch Deine Stimme wieder gehört. Gute Nacht! Und wenn ich morgen wiederkomme, und wir uns besser kennen, so sprich auch zu mir.“ „Gute Nacht“ entgegnete sie, und als sie ihm dabei in die Augen sah, däuchte ihr, es wären doch dieselben wie vor acht Jahren.

Nun saß Johanna am Fenster und ließ all die Bilder aus der Vergangenheit, die der gestrige Abend in ihr geweckt hatte, in buntem Reigen an ihrer Seele vorüberziehen: die Kindheitsspiele, die biblischen Geschichten, die sie mit Heinrich zu der Mutter Füßen gehört hatte, den schweren Abschied, als er in die Fremde ging, die ersten Briefe, die er den Eltern schrieb und die Johannahs Lerneifer so entfachten, (denn sie wollte ja auch klug werden wie Vetter Heinrich!) die stillen Stunden bei seinem Vater, alles, alles, was so lange her war. Und dazwischen tauchte immer wieder störend des Heimgekehrten veränderte Erscheinung auf, und Base Emmas spöttische Bemerkungen und Blicke flogen dazwischen wie garstige Wespen durch einen Blumengarten, daß sich Johanna ganz beunruhigt fühlte.

Sie war so still und unbefangen bis hierher ihren Weg gewandert, und nachdenklich, wie sie war, lag doch ihr eigenes Empfinden ihr selber am tiefsten verborgen, fest eingehüllt wie das dunkelrote Herzblatt der geschlossenen Knospe im Grunde ihrer reinen Seele. Aber für jede Knospe kommt der Tag, wo sichs drinnen regt und schwillt, bis die Decke springt. Stand es so mit dem Herzen der kleinen Johanna?

Allein jetzt schüttelte sie hastig den Kopf und begann auf einmal emsig zu nähen. Wie oft hatte die Mutter tadelnd gesprochen: „Wache Träume sind wie Sommerfäden: umspinnen

die Seele, daß man sie zuletzt auch nimmer wieder abschütteln kann.“ Wie konnte sie sich ihnen da so hingeben? und um es nicht mehr zu thun, erhob sie ihre glockenreine Stimme und ‚Der Herr, der aller Enden regiert mit seinen Händen‘ ertönte es leise und süß durch das stille Gemach. Die schönen Worte und die liebe Weise machten sie wieder ruhig und heiter, wozu ihr Gesang noch stets geholfen hatte; denn, ob sies gleich nicht wußte, so soll sie darin nicht ihres Gleichen gehabt haben, und Martin Opitz und andere Zeitgenossen erwähnen ihrer nur als „der baltischen Sirene.“ Gerade als der letzte Ton des heiligen Liedes verhallt war, erscholl von draußen, lustig geträllert, ein anderes, und über die Schwelle hüpfte mit leichtem Schritt Schwester Rose. Ihre schelmischen braunen Augen blitzten noch heller als gewöhnlich, ihre frischen Wangen glühten noch röter, und all ihre Löckchen tanzten um ihr bewegliches Haupt, indem sie ausrief: „Hanna, Hanna, sieh, was Heinrich uns sendet!“ Dergleichen ist noch nicht gesehen worden, so lange die Motlau durch Danzig fließt!“ Zugleich setzte sie auf den Eichentisch ein zierlich mit Perlmutter ausgelegtes Kästchen und nahm daraus zwei kleinere silberne, von feinster Filigranarbeit, die sie mit strahlendem Antlitz der Schwester entgegenhielt.

Es konnte keinen hübscheren Anblick geben als des Bürgermeisters beide Töchter, wenn sie so bei einander standen: die eine so sanft und lieblich, ein Bild jungfräulichen Ernstes, und doch jetzt mit einem Schimmer der Freude und Erwartung emporblickend, die andere so frisch und lebensfroh, voll harmloser Schalkheit und jugendlichen Uebermuts. Denn keck und übermüthig war sie, die Rose Zierenberg, und auf ihrem lachenden Gesichtchen schien allezeit zu stehen: „Wer dürfte mir zu nahe thun! ich bin des Präsidenten älteste Tochter.“ Auch war sie der Liebling aller Freunde und Verwandten, und selbst Sabine hatte sie von Klein auf weit nachsichtiger erzogen als ihr eigenes

Kind. „Das vertraut mir schon, daß ichs lieb habe," war ihre Ansicht, „aber eine Stieftochter kann man gar leicht scheu machen und trotzig, und heißts bei jedem Tadel: „Wie wärs so anders, hätteſt Du Deine rechte Mutter!" Sie aber hatte auch niemand in der Welt so lieb als ihre Mutter und die „kleine" Schweſter, auf die ſie jetzt ſo glücklich niederſah.

„Wähle!" rief ſie, „wähle, ehe ich öffne! Denn wenn Du erſt ſiehſt, was drinnen iſt, bringſt Dus nicht mehr zuſtande!" Aber wie Johanna die Hand ausſtreckte, zog ſie die ihre neckend zurück, bis ſie durch mancherlei geſchickte Wendungen die andere faſt in die gleiche heitere Lebhaftigkeit verſetzt hatte, wie ſich ſelbſt. Dann überließ ſie ihr endlich das eine Käſtchen, und bald leuchtete ihren ſtrahlenden Blicken ein prächtiges Geſchmeide entgegen, eine Nadel nebſt Ohrgehängen im neueſten Geſchmack und mit Rubinen beſetzt, während das andere Behältnis einen ähnlichen Schmuck von lichten Perlen umſchloß.

Wohl war Johannas Sinn nicht auf das äußere gerichtet, aber ſie war erſt achtzehn Jahr und niemals in ihrem Leben ſo reich beſchenkt worden. So ſtimmte ſie aus vollem Herzen in Roſens Bewunderung ein, und helle Freude lächelte aus ihren Zügen.

„Und wie lieb von Heinrich, ſo an uns zu denken!" lobte die Aeltere, „und gerade jetzt, wo die hohen Gäſte erwartet werden, wie kommt uns das gelegen! Aber das iſt noch nicht alles. Mach nur die Augen zu: das Beſte kommt noch!"

Damit griff ſie noch einmal in das größere Käſtchen, das ſie vorher ſorgfältig verſchloſſen hatte, und zog daraus hervor ein feines Papier, auf welchem folgendes zu leſen ſtand:

Ich ſah der Blümelein wohl viel in manchem Garten,
Narciſſen, Tulipan und Lilien aller Arten,
Liebſtöckel, Tauſendſchön, doch wollten mir vor allen,
Allein die Röſelein der Heimat wohlgefallen.

Die hegen süßen Duft in Blättern roth und weiß,
Und bergen unterm Dorn der Schönheit höchsten Preis.
Die brauchen kein Spalier, das ihren Reiz erhebet,
Kein Schmetterlingsgezücht, das flatternd sie umschwebet.

Sie blühen still und frisch, im Gärtlein wohl geborgen,
Und glänzen unversehrt, am Abend wie am Morgen.
Der goldne Sonnenstrahl ist ihrer Augen Freude,
Der klare Himmelstau ist ihrer Brust Geschmeide.

Zwei Tröpflein, die zu Stein und Perlen sind geronnen,
Seht hier in Gold gefaßt, mit Silberdraht umsponnen.
So hab ich über Land und Meere sie geführet
Und hätte gern damit die Röslein ausgezieret.

Doch da ich sie erschaut, mußt ich mir selber sagen:
Sie brauchen keinen Schmuck an ihren Kleidern tragen,
Sie haben Zier genug! und dürft ich mir versprechen,
Daß eine — aber still! Damit sie mich nicht stechen!

So schwerfällig und weitschweifig diese Verse auch heutzutage erscheinen mögen, so erfüllten sie doch die beiden jungen Mädchen, an die sie gerichtet waren, mit Staunen und Rührung, ja, mit einer Art Ehrfurcht. Die Dichtkunst war eben dazumal eine seltene Blume in deutschen Landen, und die Pflege, die einzelne hohe und gelehrte Herren ihr angedeihen ließen, war gerade hinreichend, um ihr Ansehen zu verschaffen. Daß aber sie je so bereimt werden würden, wie Rose sagte, hätten sie sich nicht träumen lassen. Johanna standen gar Thränen in den Augen, und sie hätte viel darum gegeben (wahrlich, selbst den neuen Schmuck!), wenn sie das Papier hätte dürfen als ihr Eigentum im besten und geheimsten Verschluß ihres Schrankes bewahren. Aber die Schwester dachte anders.

„Das sollen alle Freunde und Bekannten hören, was der Vetter für ein Dichter geworden ist," sagte sie. „Komm nur, der Vater muß indem nach Hause gekommen sein, dem müssen wir doch alles dies erst zeigen! Auch ist Heinrich sicherlich nicht weit, da müssen wir uns fein bedanken."

Viertes Kapitel.

Squenz: Hier ist der Zettel von Jedermanns Namen, der in ganz Athen für tüchtig gehalten wird, in unserm Zwischenspiel vor dem Herzog zu agiren.

Shakespeare.

Die fröhliche Rose bestand darauf, daß man des Vetters Geschenk gleich anlegen müsse. Die Wahl machte nicht viel Mühe; die Schwestern waren beide einig, daß die funkelnden Rubinen sich besser für die Aeltere schickten, und lachend schmückte sie sich und Johanna, um dann zuerst dieser und dann ihrem eigenen Spiegelbilde einen feierlichen Knix zu machen. Sie hatten indessen noch nicht das Zimmer verlassen, als schon Emma König ihre Thür öffnete und mit einem Ausruf des Erstaunens in derselben stehen blieb beim Anblick solchen Glanzes. „Ah," sagte sie nicht ohne Neid, „ich kam hierher, um Euch zu zeigen, was mir der Vetter mitgebracht hat, aber jetzt" — sie verschluckte das Uebrige und unterzog dann die Kleinodien einer gewissenhaften Prüfung, wobei sie immer schwerer einen Ausdruck des Mißvergnügens in ihren Mienen verbergen konnte. Und doch hatte sie keine Ursache, sich zu beklagen; das hübsche Körbchen, wie von Silber geflochten und mit wohlriechenden Essenzen in künstlich geschliffenen Gläschen angefüllt, hätte zu jener Zeit keine Gräfin verschmäht, und die Basen bewunderten es aufrichtig, obgleich Rose mit einer kleinen Genugthuung, Johanna mit einem leisen Bedauern dachten, daß ihre Gaben allerdings die schöneren seien. Um es zu vergessen, eilten sie so schnell als möglich hinab ins Wohnzimmer, und hier fanden sie auch schon Heinrich im vertraulichen Gespräch mit der Mutter. Es war ihm vielleicht nicht ganz angenehm, so bald darin unterbrochen zu werden, oder wenigstens schon wieder einen zweiten

Gast dabei zu sehen, doch ließ er sich als feiner Mann nichts merken und nahm die Danksagungen der Beschenkten entgegen, ganz wie es sich gebührte. Emmas förmlichen Spruch erwiderte er in gleicher Weise, er würde sich glücklich schätzen, ihr eine kleine Freude zu bereiten, nur fürchte er, habe er ihren Geschmack zu wenig gekannt, und Rosens fröhlichen Dank beantwortete er mit einem Scherz. „Nein, Vetter," rief sie zurück, „ich sollte jetzt wohl meinen Mund halten, aber gerade vor Freuden springt er mir auf. Und höre, Heinrich, wenn nächstens der König kommt und all die Lustbarkeiten, die man ihm jetzt schon bereitet, und sollte seine Majestät mich selbst zum ersten Tanz befehlen, — ich tanz ihn doch mit Dir."

„Verrede es nicht zu sehr," sprach er mit Lachen und wandte sich dann zu Johanna, die nichts sagte als „danke, Vetter Heinrich" und ihm die Hand reichte; das gefiel ihm vielleicht am besten.

„Ich dachte mirs, daß Ihr so wählen würdet," sagte er, „und es freut mich," und sah dabei ganz glücklich zuerst auf die eine, dann auf die andere der Schwestern, „die Perlen passen am besten für das weiße Röslein."

„Sie sind jedenfalls bedeutend wertvoller," sagte Emma halblaut.

„O, wenn das ist, so muß aber Rose sie nehmen!" rief Johanna ganz erschrocken, so daß Heinrich, der vielleicht die vorige Rede nicht gehört hatte, einen unzufriedenen, betroffen fragenden Blick auf sie warf. Die Schwester aber entgegnete: „Ei behüte, ich lasse mich auf keinen Tausch mehr ein! Und nun, Mutter, liebe Mutter, Ihr habt ja vorhin noch gar nicht einmal das Lied gehört, das uns der Vetter mit den Kleinodien geschickt hat!" Und was auch Heinrich dagegen sagen mochte, sie las die Verse vor zur höchsten Freude Sabinens und Emma zu erhöhtem Neide.

„Bravo, braviſſimo! ganz vortrefflich! liebwerte Jungfrau Zierenberg! Welch Seladon hat Euch denn in ſo feinen Reimen angeſungen?“ Der dieſe Worte ſprach, war kein Geringerer als Herr Martin Opitz, Königlich polniſcher Sekretär und Poeta laureatus, der unvermerkt während des Leſens hereingetreten war. „Um Vergebung, verehrte Frau Präſidentin, daß ich mich ſo ohne alle Ceremonien hier einführe! Man iſt zwar wohl gewohnt, in Eurem Hauſe überraſcht zu werden, allein daß ich allhier in Danzig ſo etwas vernehmen würde, war mehr, als ich je vermuten konnte, und werdet Ihr einem ſo alten Muſenjünger nicht verargen, daß er ſich hinzudrängt, wo ſie ſich nur hören laſſen.“

So ſagend verneigte er ſich mit höflichem Anſtand vor der Frau des Hauſes und dann auch vor den jungen Mädchen der Reihe nach, während Sabine ausrief: „Ei, Herr Sekretario, wozu die Umſtände? Seid herzlich willkommen geheißen um ſo mehr, da ich Euch hier meinen heimgekehrten Schweſternſohn vorſtellen kann, Doktor Heinrich Schütz, der ſich ſchon längſt darauf gefreut hat, Eure Bekanntſchaft zu machen!“

„Und der auch die Verſe gemacht hat, die Herr Opitz vernommen!“ rief Roſe triumphirend und ſchwang das Papier in der Hand. Herr Martin ließ ſeine Augen mit Wohlwollen auf der Geſtalt und dem Antlitz des ehrerbietig grüßenden Jünglings ruhen und ſagte dann, mit einem freundlichen Blick auf die Mädchen: „Fürwahr, er hat ſehr wohl daran gethan, und hat auch ſicherlich Recht, wenn er ſich in einem Roſengarten wähnt, wiewohl es wenige ſo anmutig möchten zu ſagen wiſſen. Ihr habt gelernt, den Pegaſus zu tummeln!“

Heinrich errötete leicht, ob über die Anſpielung oder über das Lob, das ihm ſo ein anerkannter Meiſter ſpendete, und ſagte: „Ihr ſeid allzu gütig, werter Herr; ich bin nicht ſo

vertraut mit dem edlen Roß, wie Ihr zu wähnen scheint, und wenn Euch die schlichten Reime gefallen, so liegt es gewiß nur am Gegenstand."

„O, Ihr seid allzu bescheiden! nein, auf mein Wort, ich würde mich freuen, wenn ich meine liebenswürdigen jungen Freundinnen hier in gleicher Weise preisen könnte. Aber da ich in Euch, Herr Doktor, so unvermutet einen Kollegen finde, so darf ich auch wohl auf Eure Mitwirkung zählen bei einem Unternehmen, wozu mir die Hilfe aller Musen und Grazien von Nöten sein wird, des Apollo nicht zu vergessen."

Der junge Mann versicherte mit Freuden seine Bereitwilligkeit, und Martin Opitz warf seine Locken zurück, strich seinen zierlichen schwarzen Schnurrbart und begann: „Es handelt sich nämlich, meine verehrte Frau Bürgermeisterin, um die demnächst zu erwartende feierliche Einholung Seiner Majestät des Königs Ladislaus. Da selbiger schon vor Jahren, zu Zeiten seines hochseligen Vaters hier gewesen ist, und gerade dazumal von Seiten eines edlen Rates alles aufgeboten worden, was man nur Prächtiges ersinnen kann, um einen königlichen Gast zu ehren, so habe ich wohl von verschiedenen Seiten die Sorge laut werden hören, wie es möglich sein werde, jene Festlichkeiten noch zu übertreffen, oder doch etwas Neues an ihre Stelle zu setzen, das nicht dagegen zurückstände. Da ist mir denn bei eifrigem Nachsinnen eine Idee gekommen, wie man dem hohen Herren hier ein divertissement bereiten könnte, dergleichen man hier zu Lande noch niemals gesehen hat, und wie solches zugleich seinen Neigungen am besten konveniren möchte."

„Ei, das wäre eine herrliche Sache!" rief Frau Sabine, „mir ist freilich auch schon ähnliches zu Ohren gekommen, und würde namentlich meinem Manne ein schwerer Stein vom Herzen sein; wie schade, daß er nicht da ist!"

„Nun, ich bedarf vor allem Eurer und dieser jungen

Fräulein Zustimmung," fuhr Herr Opitz fort, indem die Genannten Arm in Arm ihm gegenüber standen und mit großer Aufmerksamkeit lauschten. „Ein edler Rat hat beschlossen, an einem der Tage, da Se. Majestät die Stadt beehren wird, ihn durch eine Maskerade im Artushofe zu unterhalten, ich aber meine, da solche am Hofe zu Warschau sehr gebräuchlich sind, der König aber vor allem den schönen Künsten hold ist, so sollte man statt dessen aufführen oder doch einlegen ein Singespiel, eine Pastorale, wie man es in Italien nennt, und wozu ich die Worte schon verfasset und nach einer Musik gesetzet, die mir samt einer solchen italienischen Schäferei vor kurzem aus Mailand von einem Freunde zugesendet ward, und die bei allen erlauchten Mitgliedern der Academia della Crusca*) sich des höchsten Beifalls erfreut hat." —

„Das ist schön," rief Rose mit leuchtenden Augen. „O, Herr Sekretario, nun sagt uns auch, wie es heißt, was es ist, und wer es singen soll! Sicherlich habt Ihr dabei hier an Vetter Heinrich gedacht."

„Allerdings, meine liebe Jungfrau, wiewohl erst seit einer Viertelstunde, da ich die Ehre hatte, ihn kennen zu lernen, und der Herr Doktor mag mir verzeihen, wenn meine Freude darüber noch durch den Gedanken erhöht wurde: „Das ist just die Person, die Dir noch fehlt zu Deinem Festspiel." Was mich aber herführte, war vielmehr der Wunsch, die Fräulein Zierenberg, so wie auch Euch, Jungfrau Emma, zu bitten, einen Part darin zu singen.'

Rose und ihre Cousine sahen wohl aus, als ob sie nicht abgeneigt wären, Frau Sabine aber schlug die Hände zusammen und sagte: „Meine Mädchen sollten im Artushofe vor fremden Männern eine comedia spielen, oder wie es sonst heißen mag? Herr Opitz, daran könnt Ihr nicht im Ernst gedacht haben!

*) Eine der berühmtesten Dichtergenossenschaften Italiens in jener Zeit; zu deutsch: Der Kleienorden.

Mein Bruder hat mir wohl erzählt, daß er vor zwanzig Jahren dergleichen in England gesehen hat, wo sie auch am Königshofe gegeben werden und viel Wesens davon gemacht worden ist, zumal von einem Meister William; aber da sinds doch nur Männer gewesen, die darin agirt haben, und oft noch gar nicht die saubersten. Nein, Herr Opitz, das ist nicht möglich!"

„Aber ich bitte Euch," entgegnete der Dichter mit betretener Miene, „wer denkt denn an eine comedia! Das ist ein heftig Hantieren und Herumagiren, wie es sich allerdings nicht für eine sittsame Jungfrau schicken mag, dazu kommen darin Schandthaten oder auch Scherzreden vor, davon man eine Gänsehaut bekommen kann. Von alledem ist doch hier nichts! Ein paar Verse zu singen, wie ja die Mägdlein wohl in der Kirche thun, einen Kranz zu winden und zu reichen, was kann da unziemlich sein? und muß man doch wegen des Gesanges die Frauenstimmen dabei haben. O," sagte er traurig, als Sabine noch immer den Kopf schüttelte, „wenn Ihr mich abweist, so ist mein ganzes Stück dahin; nicht allein, daß ich die unschätzbare Hilfe Eurer Töchter verliere, sondern auch alle andern möchten dann ihre Mitwirkung verweigern."

„Mein Vater erlaubt es, sobald ich ihn darum bitte," sagte Emma König mit Nachdruck, und warf die Nase etwas schnippisch.

Herr Opitz schien dadurch jedoch kaum halb befriedigt. „Ich danke Euch, daß Ihr mir Hoffnung gebt," sagte er, und zu Sabine gewendet: „Seht her, ich habe die Namen der trefflichsten und sittsamsten Jungfrauen und Jünglinge unter unseren Ratsverwandten aufgeschrieben, und die mit den schönsten Stimmen begabt sind; wenn nun alle diese oder ihre Angehörigen nichts darin fänden, würdet Ihr dann vielleicht einwilligen?"

Sabine schwieg noch trotz der bittenden Blicke, die Rose

auf sie warf, als Heinrich, der dem Dichter sogleich seine Zuneigung und dem Spiel ein großes Interesse zugewendet hatte, sagte: „Ei, Muhme, da dem Herrn Sekretario so viel daran gelegen ist, so solltet Ihrs zulassen. Geschieht es doch allein dem König zu Ehren, und wenn sichs vielleicht so machen ließe, daß es hier im Hause gespielt würde anstatt im Artushofe, so meine ich, sollte es wohl gehen."

„Ja, ach ja! Heinrich weiß den besten Rat! O, liebe Mutter, erlaubts doch!" bat auch Rose, und Sabine nun von allen Seiten bestürmt, sagte endlich: „Nun, so will ich ja wahrlich kein Spielverderber sein. Das heißt, es kommt darauf an, was Zierenberg sagt."

„O, der sagt ja!" rief Rose wieder, „und wenn nicht, so bitte ich ihn so lange, bis er es thut. Gewiß, Herr Opitz, es kann nichts Herrlicheres geben als Euer Singspiel, und der König samt seinen Junkern werden sagen, daß man nach Danzig kommen muß, um etwas Schönes zu hören."

„Nun," sprach Herr Martin lächelnd, „Euch also hätte ich gewonnen! Aber was sagt Ihr, Jungfrau Hanna? an Euch hatte ich just mit der Hauptpartie gedacht."

Die Angeredete ward rot bis zur Stirn. „O nein, Herr Sekretario, ich darf nicht," stammelte sie in großer Verwirrung.

„Ihr dürft nicht? Ei, Ihr hörtet ja, daß die Frau Mutter schon nachgegeben. Ihr selbst werdet mir doch keinen Strich durch die Rechnung machen? Denn ich sage es rund heraus, und mögen mir die andern Jungfrauen es nicht verargen, es würde unserm Spiel die Krone fehlen, wenn Ihr mir Nein sagtet."

„Nun darauf hin wirst Du doch wohl Ja sagen," meinte Emma König spitzig, und Rose rief: „Versteht sich, sie wird! Sie ist nur ängstlich, Herr Opitz, aber beim Singen, das weiß ich, vergeht ihr die Angst. Es wird schon werden, Hannucha!"

Aber Johanna versicherte in wachsender Pein: „Ich kann wahrlich nicht! O, Herr Sekretario, nehmt mirs nicht übel, aber ich könnte den Mund nicht aufthun — vor dem König — vor all den fremden Herren — ich würde Euch noch alles verderben!"

„Recht so, mein Kind, mache Dich rar!" flüsterte ihr die Base zu, und Heinrich von der andern Seite sagte: „Ei, Hanna, mindestens solltest Du es versuchen? Du bist in früheren Zeiten manch schwindelnden Weg gegangen, wenn ich Dir zuredete. Wie wärs, wenn Du es darauf hin noch einmal versuchtest? Es ist die erste Bitte nach so viel Jahren!"

Die letzten Worte sprach er sehr leise und innig, doch mußte Emma sie vernommen haben, denn sie schaute wahrhaft lauernd auf die arme Johanna, die ihrerseits ganz bestürzt von dem einen auf die andere sah, und endlich einen hilfesuchenden Blick zur Mutter sandte. Ehe diese jedoch Zeit fand, ihr mit dem Dichter angeknüpftes Gespräch zu unterbrechen, rief Rose: „Da kommt der Vater und mit ihm Herr Keckerbart. Nun, Hanna, wenn Vater es nur gut heißt, so darfst Du Dich auch nicht weiter sperren!"

Herr Daniel Keckerbart, der schon mehrfach erwähnte, war der Syndikus der Stadt und stand als solcher in großem Ansehen, nicht allein wegen seiner hohen Ehrenhaftigkeit und gründlichen Gelehrsamkeit, sondern auch wegen der diplomatischen Dienste, die er dem Rate in schwierigen Fällen geleistet hatte, namentlich auch bei jenen Verhandlungen mit dem großen Schwedenkönig. Während er jedoch im Interesse des Gemeinwohls ein schlagfertiger Redner, ein kühner und aufopfernder Patriot war, zeigte er sich im Privatleben als wortkarger, nicht immer allzu höflicher Sonderling. Pünktlichkeit war sein hervorstechendster Charakterzug, und die Bewohner der Lang- und Jopengasse pflegten zu gewissen Tagesstunden zu sagen: „Es

kann noch nicht so und so viel an der Zeit sein, Herr Keckerbart ging noch nicht vorbei.“

Sein Äußeres war seinem Wesen entsprechend: eine mittelgroße, hagere Figur, ein spitzes Gesicht mit spitzem Knebelbart, kurzgeschorenem Haupthaar und sehr hellen Augen; dazu ein schwarzer, knapp anliegender Rock von etwas veralteter Mode mit breitem, weißem Kragen. Daß Herr Daniel Junggeselle war, versteht sich von selbst.

Martin Opitz, der außer dem Letzteren wenig mit ihm gemein hatte, begrüßte ihn ziemlich kühl und förmlich. Um so herzlicher that dies Heinrich Schütz. „Grüß Gott, Herr Syndiko!“ rief er ihm entgegen. „Ihr habt mich doch, hoff ich, nicht vergessen! Fürwahr, Euch müßte man die Kunst ablernen, sich immer gleich zu bleiben. Da ich Euch wiedersehe, ist mirs, als wäre die Zeit still gestanden, und wär ich noch der kleine Junge, der wußte, daß er zur Schule müsse, wenn Ihr vorübergingt.“

„Während Ihr doch inzwischen übern Rhein geflogen seid, nicht?“ war die lakonische Entgegnung, worauf der junge Mann lachend erwiderte: „Auch heimgekehrt, Herr Syndiko, aber, wills Gott, nicht als Gigack.“

Die Uebrigen stimmten in das Lachen ein, Herr Keckerbart indessen zog nur sein Kinn etwas breiter, ein voller Blick seiner Augen flog prüfend über Heinrichs Züge, dann sagte er brummend: „Wollen sehen.“

„Ja seht und staunt!“ rief Rose heiter, indem sie mit der einen Hand ihm das Gedicht, mit der andern den Schmuck zeigte, daß der Bürgermeister bewundernd sagte: „Ei, Mädchen, woher habt Ihr denn die Herrlichkeiten? Ihr strahlt ja, daß man Euch beinahe nicht kennt!“

„Von wem sonst, als von dem artigen Vetter Schütz! Ja, Herr Keckerbart, ich habe ihm schon gesagt, daß ich vor allen Tänzern ihm den Vorzug geben will.“

„Schlimm für mich," entgegnete er mit komischem Achselzucken. „Je nun, so bleibt mir doch die Hanna? Was fehlte denn dem Kinde vorhin, da ich kam?"

„Ich möchte wohl die unschuldige Ursache gewesen sein, der liebenswerten Jungfrau etliche Pein zu machen, wiewohl es auch wohl nur die Schuld ihrer übergroßen Bescheidenheit ist." So sagte Opitz ungeduldig, das Gespräch wieder auf das beabsichtigte Spiel zu lenken. Er trug dann noch einmal sein Anliegen vor und fügte hinzu: „Indessen habe ich darüber reiflicher reflektiret und hoffe, daß sichs machen läßt, die Jungfrau Johanna singen zu lassen, ohne daß man sie sieht, ja, ich meine fast, daß dies die Wirkung noch erhöhen muß, und kann sie dann sicherlich keine Scheu mehr abhalten."

„Gewiß, das wird das Beste sein!" riefen Rose und Heinrich wie aus einem Munde; Johanna sah nur fragend ihren Vater an. Der aber war, wie seine älteste Tochter ganz richtig vermutet hatte, gar nicht so bedenklich, wie vorhin seine Ehehälfte. Der Gedanke, den König in seinem Hause mit einer ganz neuen Lustbarkeit zu überraschen, und zugleich die Talente seiner Töchter glänzen zu sehen, war ihm in jeder Weise angenehm und schmeichelhaft, und er gab seine Einwilligung ungebeten. Sabinens Schicklichkeitsbedenken beschwichtigte er mit der loyalen Antwort: „Was wir dem König zu Ehren thun, kann uns als Gastgebern auch nur zur höchsten Ehre gereichen; auch wüßt ich nicht, warum die Mädchen nicht in ihres Vaters Stube singen sollten!"

Der Dichter beeilte sich nun, seine Pläne des Weiteren auseinanderzusetzen, die dann auch reichen und freundlichen Beifall fanden. Herr Neckerbart allein verhielt sich ganz passiv, und erst als Opitz mit vielen Komplimenten hinweggegangen war, erhob auch er sich und sagte: „Also die Hanna auch! Nun, viel Vergnügen zu der ganzen Narretei."

Das war doch Herrn Zierenberg gegenüber etwas stark, und über dessen wohlwollendes Gesicht flog es wie ein Schatten. Aber Rose rief sogleich in scherzhaftem Schmollen: „Pfui, Herr Syndiko, wie seid Ihr garstig! und ich habe doch wohl vernommen von Leuten, die Euch in jungen Jahren kannten, daß man auch in ganz Danzig' hat keinen galanteren und höflicheren Kavalier finden können." Wiewohl die Schelmin es besser wußte!

„Da hat man Euch etwas vorgelogen!" entgegnete er so trocken, daß niemand ernst bleiben konnte, schüttelte dann allen kräftig die Hand und ging seines Weges.

Fünftes Kapitel.

Die Schild'rung jedes Dings
Verlör' an Leben wohl beim besten Redner,
Wär' Handlung selbst auch Zung' ihm. Fürstlich ganz
War alles, nichts dem Plane widerspenstig,
Durch Ordnung alles sichtbar.

Heinrich VIII.

Es sind wohl Könige nie mehr gefeiert worden, als wenn sie als Gäste einer Republik erschienen; mag nun die Seltenheit des Ereignisses die Ursache sein, oder der dem Menschen stets so angenehme Gedanke, daß alles, was man thut, freiwillig geschieht. So war es auch in Danzig allemal eine große Freude, wenn der König von Polen, der außer diesem Titel kaum ein Recht in der Stadt beanspruchen konnte, ihr einen Besuch machte, und Ehrensache, ihn sowohl öffentlich als auch in Privathäusern so glänzend zu bewirten, wie nur immer möglich. Doch wollte man diesmal gern in jeder Beziehung das Höchste leisten; denn Ladislaus, der erst vor kurzem mit

großer Einstimmigkeit Erwählte, der schon vor Jahren als Prinz sich in Danzig einer großen Beliebtheit erfreute, wollte seinen königlichen Einzug halten, gleichsam um sich vorzustellen; denn die Huldigung war durch Abgesandte des Rates bereits auf einem Reichstag zu Krakau geschehen. Die Bürger waren ihm hold, schon um seines Vaters willen, des schwedischen Sigismunds, der sechsmal ihr Gast gewesen war und sich allemal sehr gnädig und leutselig gezeigt hatte. Auch hatte er sie, wie schon vorhin erwähnt, in ihrer Neutralität geschützt, und ihr Handel hatte dadurch um so mehr gewonnen, je mehr er in Folge des dreißigjährigen Krieges in allen Nachbarländern darniederlag. Aber Ladislaus hatte auch in eigener Person die Herzen der Danziger gewonnen, als er etwa zehn Jahre früher in Begleitung seines Vaters unter ihnen gewesen war, und sich durch Freundlichkeit und anspruchslose Sitten vor allen polnischen Edelleuten ausgezeichnet hatte.

So traf man denn die mannigfachsten Vorbereitungen, um diese Zuneigung zu bethätigen, und es waren wenig Patricierhäuser in der Stadt, in welchen man nicht schon wochenlang das unterste zu oberst kehrte, um Raum und Bequemlichkeit zu schaffen für das fürstliche Gefolge, und manche lange und eifrige Sitzung hielt der Rat, um zu bestimmen, in welcherlei Weise man den König recht ehren könnte, und wie die Lasten davon unter die Bürgerschaft verteilt werden sollten, nicht zu gedenken, was ein jeder noch aus gutem Willen besonderes thun wollte. Die Ratsboten eilten in der Stadt umher, als gäb es täglich Bürgermeisterwahl; die Hausfrauen machten Einkäufe, als gälte es eine Belagerung auszuhalten, und alle Handwerker hatten gute oder auch schwere Zeit, besonders aber die Schneider.

Die junge Welt dachte zumeist an die bevorstehenden Festlichkeiten und rüstete sich auf ihre Art, und namentlich erfüllte das von Opitz ersonnene Singspiel ihre Sinne, und er auch

hatte dabei schwere Tage. Was gab es erst für Not, die Rollen passend zu verteilen und auch keinen dabei vor den Kopf zu stoßen. Dann kam das Einstudiren mit zahlreichen Proben. Wie waren da die einen so schüchtern, die andern so ungeschickt, und wäre nicht der Dichter so höflich und überredend und im Interesse seines Kunstwerks so geduldig gewesen, so wäre es wohl nimmermehr zustande gekommen, so viel Mühe sich auch unstreitig alle gaben. Besonders that sich Heinrich Schütz hervor, nicht allein durch eigene brave Leistungen, sondern auch durch Beseitigung von Schwierigkeiten aller Art, so daß Rose meinte, er sei jedermanns rechte Hand und verdiene eigentlich den Namen „Heinrich der Hilfreiche". Freilich, außer diesen Proben sah er sich jetzt mit seinen Verwandten nur wenig. Er hatte die üblichen Formalitäten zu erfüllen, um in Besitz seines Vermögens und seines Bürgerrechtes zu kommen, er richtete mit Oheim Eberhardts und der alten Dore Beistand sein Haus zur Aufnahme von Gästen ein und rüstete sich endlich, um mit den übrigen jungen Patriciern dem König bis Prauſt entgegenzureiten und ihn so feierlich einzuholen.

Den Tag vorher jedoch, gegen Abend, trat er unversehens bei Zierenbergs ein und bat sehr freundlich, „ob nicht die liebe Muhme Sabine zu guter letzt noch eine Ueberschau halten möchte, ob auch alles so recht sei und nichts vergessen, und vielleicht machte es den Bäschen Spaß, sich auch einmal seine Wohnung anzusehen; er habe einige hübsche Stücke aus fremden Landen darin aufgestellt." Der Vorschlag ward mit Freuden angenommen, zumal von der munteren Rose, und bald standen sie vor dem alten Hause in der Jopengasse, an das sich für Sabine so viel Erinnerungen knüpften. Oheim Eberhardt, der natürlich auch hier wohnte, wie er schon in den letzten Jahren des seligen Hans Anselm Kompagnon gewesen war, machte die Honneurs und schritt mit der Schwester voran, während Heinrich,

offenbar in sehr glücklicher Stimmung, mit den beiden jungen Mädchen folgte.' Der Vorsaal unten mit dem altmodischen Kamin, dem dunkeln Credenztisch und den steineren Fensterſitzen war wie in andern danziger Häusern; auch die getrockneten Schildkrötengehäuse und merkwürdigen Seefische, die von der hohen Decke niederhingen, sah man anderswo ebenso wie die ausgestopften Vögel und seltsamen Muscheln, die auf Gesimsen und Schränken thronten. Dahinter lag das Stübchen, wo Heinrichs Mutter zu sitzen pflegte, und hier war so wenig etwas geändert worden, wie in dem Arbeitszimmer seines Vaters; nur ihr liebliches, von einem der besten Künstler gemaltes Bild hing über dem schmucklosen Nähtisch.

Aber der „Obersaal" war prächtig. Schon die Treppe mit dem gotisch geschnitzten Geländer, das jetzt aufs sauberste hergestellt war, würde einen Kenner entzückt haben, aber die Zimmer oben mit den smyrnaer Teppichen, den venetianischen Spiegeln, den pariser Ampeln, und vor allem den Oelgemälden von Tintoretti und andern venetianischen Meistern, worunter selbst ein kleiner Titian nicht fehlte, entlockten den Besucherinnen ein lautes „Ach" der Bewunderung, und Sabine sagte: „Wahrlich, Heinrich, wenn die Ratsherrn gewußt hätten, wie prächtig Deine Junggesellenwirtschaft ist, sie würden hier einen Fürsten oder Bischof einquartirt haben! Jetzt werden Leute herkommen, für die das alles viel zu schade."

„Das Quartier thuts eben nicht allein," entgegnete Heinrich bescheiden, aber Sabine fuhr mit ihren Lobsprüchen fort, auch nachdem sie die Fremdenzimmer und Wirtschaftsräume inspicirt hatte, und der Neffe es sich nun nicht nehmen lassen wollte, sie mit einem kleinen Imbiß zu bewirten, „nur um den Tisch einzuweihen."

Aber Rose spendete ihr Lob noch viel freigebiger: „Gewiß, Vetter!" rief sie, indem sie aus dem silbernen Körbchen sich

die schönste Weintraube wählte, „ich glaube gar nicht, daß der König schöner wohnen kann! Wahrlich, Deine Zukünftige, wenn Du sie hier einmal hereinführst, wird sich vorkommen wie eine verzauberte Prinzessin."

Heinrich lächelte wohlgefällig. „Gefällt es Dir auch, kleine Hanna?" sagte er zu dieser, die am Fenster stand und sich nicht trennen konnte von dem Anblick eines kleinen Gemäldes, das in der breiten Nische hing. Die Antwort stand wohl auf ihrem Gesicht geschrieben, doch ehe sie sie in Worte kleiden konnte, tönte von unten Lärm und Klagen, und Vetter und Base schauten verwundert hinab, während letztere ausrief: „O, der arme, alte Mann! das arme verwachsene Mädchen! O, Heinrich, laß ihnen nichts zu Leide thun! Hilf ihnen!"

Auch die andern traten herzu und sahen die so beschriebenen Personen durch einen Büttel geführt und von einem Haufen Straßenjungen umgeben, die den Verboten des Stadtknechts trotzend, mit allerlei derben Späßen auf sie einstürmten. Sie hielten die beiden Fremden in solcher Begleitung für Verbrecher und als solche für vogelfrei. Ein wohlbeleibtes, handfestes Weib, samt einem sehr behenden Burschen, suchte sich durch diesen Haufen Bahn zu machen und teilte rechts und links einige Püffe aus.

„Platz da für die Heringstonne mit dem Stecher!" lachte die hoffnungsvolle Jugend, worauf sie mit entfesselter Zunge losfuhr: „Was, Ihr Galgenschwengel? Lacknamen wißt Ihr auf eine arme Witwe und ihren Waisenjungen, und ein armes verkrüppeltes Wurm, wie das da, müßt Ihr foppen und herumzerren? Da sollte man Euch ja mit Pfeffer und Salz einreiben, bis Euch zu Mute wäre, als säßet Ihr selber in der Heringstonne, Ihr nichtsnutzigen Tagdiebe Ihr!" und einige weitere Kraftausdrücke, wie sie eben nur der danziger Volksmund kennt, vervollständigten die Strafpredigt.

„Was giebts denn, Frau Trude?“ frug Herr Eberhardt aus dem Fenſter, aber Heinrich war ſchon unten inmitten des Haufens, der ſich vor ihm reſpektvoll teilte, und that dort dieſelbe Frage. Frau Trude knixte lebhaft nach oben und nach unten und rief: „Ei tauſentmal guten Tag, mein lieber Herr Heinrich! Da ſieht man Dich doch endlich einmal wieder! und ich wollte ſchon alle Tage zu Dir kommen, aber dann dacht ich, Du haſt jüngere Beine als ich; und nun ich endlich auf dem Wege bin“ —

„Herr, mein guter Herr, beſchützt uns!“ flehte das verwachſene Mädchen und faßte den Saum ſeines Rockes. Der Büttel aber riß ſie unſanft zurück, denn es kränkte ihn ſchon lange, daß er hier ſolche Nebenrolle ſpielte, und ſagte: „Still da, Ihr Weiber, ich habe hier von Amtswegen zu reden!“

„So ſollteſt Du doch das Mädchen nicht ſo rauh anfaſſen,“ entgegnete Schütz. „Hat ſie oder ihr Vater dort etwas gethan, wodurch ſie Dir verfallen ſind?“

„Ja und nein, Herr,“ antwortete der Gefragte. „Das Volk kam heute zum heiligen Leichnamsthor herein und hatte keinen Paß noch Ausweis, dazu nichts an und um ſich, als dieſe Lumpen. Da ſie aber immer ſagten, ſie kämen, einen Herrn zu ſuchen, der am achten dieſes hier einpaſſirt ſei, und die Krebſin dort dazu kam und ſagte, das könnte niemand anders ſein, denn Ihr, ſo ward mir befohlen, ſie herzugeleiten und Euch zu fragen, was an der Geſchichte, die ſie erzählen, wahr iſt.“

„Gewiß iſt ſie wahr!“ fiel Frau Trude ein. „Wer ſollte dem Unglückswurm in die Augen ſehen und denken, daß es löge! Und daß mein Herr Heinrich ſich ihrer gegen die heilloſen Polen angenommen hat, und ihnen nachher, als er ſie einholte, geſagt, ſie ſollten ſich nur an ihn wenden, wenn es ihnen ſchlimm ginge, das glaub ich ohne Brief und Siegel!“

„Kommt, kommt hinein!“ rief der junge Mann, dem diese Scene auf der Straße anfing peinlich zu werden.

Er reichte der armen Anna die Hand und sagte mitleidig: „Wie seid Ihr denn so heruntergekommen?“

„O, Herr,“ entgegnete sie, indem sie samt ihrem Vater in das Haus trat, „die Polen da draußen sind jetzt wilder wie je. Sie haben uns Pferd und Wagen und am Ende jeden Heller genommen, und neulich ist mein armer Vater kaum mit dem Leben davon gekommen. Da hab ich gedacht, was Ihr uns sagtet, daß sich vielleicht in Danzig ein sicheres Plätzchen für uns aufthun möchte. Und nicht wahr, mein guter Herr, Ihr werdet uns helfen! mein Vater kann ja nicht weiter und müßte im Elend umkommen.“

„Was ich kann, soll gern geschehen,“ erwiderte Heinrich, gab dem Büttel, der noch dareinschaute wie ein Hund, der ungewiß ist, ob er bellen oder sich zurückziehen soll, ein Trinkgeld und machte dadurch diesem Zwiespalt schnell ein Ende. Dann rief er seiner alten Haushälterin, daß sie die Fremden mit Speise und Trank erquickte, und begab sich darauf zu seinen Verwandten zurück, um mit ihnen zu bereden, was weiter geschehen könnte. Sie kamen schon teilnahmsvoll herab und hörten mit Aufmerksamkeit seinen eiligen Bericht. Er sagte darin von sich so wenig wie möglich, aber Johanna schenkte ihm doch einen dankbaren Blick und sagte leise: „Du bist so gut, Vetter.“

„Der beste Vetter unter der Sonne,“ fiel Rose ein, „und wenn ich je in Not und Verlegenheit komme, da weiß ich, an wen ich mich wende.“

„Nun das möge noch lange nicht geschehen!“ entgegnete Heinrich scherzend; „was ratet Ihr nun, Oheim und liebe Muhme?“

„Wenn es um unseres lieben evangelischen Glaubens ver-

folgte Leute sind, so wird, denke ich, ihrem Dableiben nichts in den Weg gelegt werden," sagte Herr Eberhardt.

„Ich will meinem Mann schon die Sache vorstellen," sagte Sabine. „Wo aber sollen sie fürs erste bleiben? Den polnischen Gästen bringt man sie doch lieber aus den Augen, sonst möchte daraus noch ein Verdruß entstehen."

„Mit Verlaub, dafür bin ich da," sagte Frau Trude Krebs, die der ganzen Verhandlung beigewohnt hatte. „Wofür habe ich zwei Wohnungen in meinem einsamen Hause und steht die eine davon leer? Da können sie so sicher bleiben wie in Abrahams Schoß, bis der alte Schächer sich wieder auskurirt hat. Und für das übrige wird schon die Frau Bürgermeisterin sorgen, oder ich müßte sie nicht recht kennen."

Der Vorschlag ward mit Stimmeneinheit angenommen, und alle schieden von einander sehr befriedigt. Auch als am andern Morgen Heinrich mit fünfzig Jünglingen des Stadtadels und zwei Ratsherren dem König entgegenzog, da war noch immer in seinem Herzen heller Sonnenschein.

Am dritten Tage um die Mittagszeit verkündigten Kanonenschüsse und das Läuten aller Glocken, daß Ladislaus sich dem Weichbilde der Stadt Danzig näherte. Der Eintritt geschah durch das Hohe Thor, das, dem Trajansbogen ähnlich und von dem spitzen Stockthurm überragt, majestätisch und einladend zugleich in die Ebene hinausblickt. Eine unabsehbare Menschenmenge begrüßte den vergoldeten Wagen mit freudigem Vivat, und die Stadtschützen feuerten drei Flintensalven in die klare blaue Herbstluft, daß die feurigen Rosse des zahlreichen und hochgeborenen Gefolges sich wiehernd aufbäumten, und ihre kühnen Sprünge, von den Reitern mit vollkommener Meisterschaft gebändigt, den Anblick um so großartiger machten. Das war kein feierlicher Einmarsch im Paradeschritt. Wie zum Angriff brauste die prächtige Kavalkade daher. Die Hufe be-

rührten kaum den Rasen. Die bunten reichverbrämten Dolmans der edlen Polen, die Kalpaks und Federbüsche, die goldenen Schnüre und Quasten an ihren Kleidern, Stiefeln und dem Zaumzeug ihrer Pferde: das alles flog in lustigem Schwung und mit vollendeter Anmut getragen an den erstaunten Zuschauern vorüber und bildete einen eigentümlichen Gegensatz zu der ruhigen Haltung und kostbaren Einfachheit, mit welcher die Stadtjunker einherritten, immer in gleichmäßiger, ununterbrochener Linie dem königlichen Wagen folgend.

Am Langgasser Thor, das nur durch den sogenannten Kohlenmarkt von dem Hohen getrennt wird, hatte sich der Rat sammt den Ordnungen der Schöffen und Gemeinen in Amtstracht aufgestellt, in erster Reihe die vier Bürgermeister der Recht- und Altstadt, dann die übrigen nach Rang und Würden, und hier ließ der König halten, und die eine Seite des Wagens ward vollständig herabgelassen, so daß man ihn in ganzer Figur sitzen sah. Ach, wer ihn einst mit seinem Vater an dieser Stelle begrüßt hatte, mochte traurig überrascht sein. War das der heitere, frische, leutselige Herr von dazumal? Dieser bleiche Mann mit den eingesunkenen Wangen, den schlaffen Zügen, den müden Augen, denen das weißblonde Haar, dies einzige Kennzeichen seiner schwedischen Abkunft, einen noch greisenhafteren Charakter verlieh? Die Danziger sahen jedoch zuerst von all dem nichts. Es war des Königs Majestät, und Respekt und Freude hemmten jedes Urteil über seine Erscheinung.

Der Syndikus trat zuerst heran und begrüßte den hohen Gast in einer lateinischen Rede, dann überreichte Johannes Zierenberg als präsidirender Bürgermeister mit einer polnischen Ansprache die Schlüssel der Stadt, die der König, dem Brauche gemäß, in der Hand behielt, bis er sie mit seiner Erwiderung zurückgab. Daß er sich hierbei der deutschen Sprache bediente, steigerte die freudige Erregung der Menge bis zur Begeisterung,

und unter ihrem jubelndem Zuruf ging der Zug die mit Blumen beſtreute Langgaſſe hinauf, während vom Rathaus und von der Pfarrkirche her die Uhren das Tedeum ſpielten. Guirlanden und Ehrenpforten in Menge ſpannten ſich über die Straße, und in den Beiſchlägen ſowohl als an den geöffneten Fenſtern ſtanden als ſchönſter Schmuck die Frauen und Kinder der Danziger mit fröhlichen, freundlichen Geſichtern. Nicht wenige darunter waren lieblich und ſchön, und manch feuriger Blick der vorbeireitenden Polen ſtreifte zu ihnen hinauf, doch wurde die Aufmerkſamkeit der Herren eine allgemeine, als man am zierenbergſchen Hauſe vorbeikam, wo unter dem erkerartigen, grünumrankten Vorbau Sabine mit ihren beiden Töchtern ſtand, der weißen und der roten Roſe. Die ältere, in ihrer ſprudelnden Jugendluſt, konnte ſich nicht mit dem bloßen Zuſchauen begnügen. Sie hielt, halb hinter ſich verborgen, einen prachtvollen Blumenkranz, und in dem Augenblick, als der königliche Wagen an ihrem Standort vorbeikam, warf ſie ihn hinein. Wenigſtens wollte ſie das; aber unglücklicherweiſe trat gerade da eine kleine Stockung im Zuge ein, der Kranz fiel vor der Kutſche nieder, und die vier arabiſchen Schimmel wären erbarmungslos darüber hinweggeſchritten. Allein vier Augen hatten mit Blitzesſchnelle den kleinen Vorgang überſchaut, und zwei Degenſpitzen ſenkten ſich mit gleicher Gewandtheit, um das zarte Gewinde dem Untergange zu entreißen. Es waren die Herren Luboßki und Janikowski, die zu beiden Seiten des Königs ritten. Der letztere war der glücklichere, und mit ſtrahlendem Lächeln hielt er den Kranz einen Augenblick triumphirend empor und reichte ihn dann dem König, der ihn mit einer huldvollen Neigung des Hauptes gegen die Spenderin hinnahm. Auch Janikowski grüßte mit unverhohlener Bewunderung hinüber, und Roſe war kühn genug, ihm zu danken, wiewohl ſie errötet war wie eine Blutnelke.

Johanna aber, die alle Blicke auf die Schwester und sich zugleich gerichtet sah, verbarg sich so viel sie konnte, doch nicht genug, daß nicht unter den Gästen ein allgemeines Fragen nach den beiden hübschen Mädchen entstanden wäre. Hatte doch selbst Ladislaus die Gewogenheit, sich zu erkundigen, wer sie seien, und alle waren wohl mehr oder weniger der Ansicht, der Casimir Janikowski Ausdruck gab, indem er zu Heinrich Schütz sagte: „Is sich schöne Jungfrau, was da warf mit die Blumen, aber was sich versteckt hinter Mutters Kassaweika noch schöner! Verbum slowo! weiß ich nicht, welche mir gefällt am besten."

Nach einem alten Herkommen nahm der König sein Quartier in dem sogenannten Schenkenhause am Markt, das sich durch Lage und Gelaß am besten dazu eignete, zu dessen fürstlicher Einrichtung indessen alle Patrizier beigesteuert hatten, und das Gefolge wurde je nach Befund des Rates in die besten und zugleich nahe gelegenen Häuser verteilt. Es war dabei gewiß ein seltsamer Zufall, daß sich unter den Heinrich Schütz zugewiesenen Gästen seine Bekannten von der Landstraße her befanden, doch außer dem gemütlichen Janikowski schien keiner geneigt, sich des Zusammentreffens zu erinnern. Der junge Hauswirt empfing sie mit der geziemenden gastlichen Höflichkeit, und wenn auch Lubopßkis Miene etwas kälter und hochmütiger war, als sich für den Anlaß schickte, so verriet er doch mit keinem Worte eine feindliche Gesinnung.

Sobald die Angekommenen untergebracht waren und den Staub der Reise von sich geschüttelt hatten, vereinigte sie aufs neue ein glänzendes Gastmahl, über welches jedoch Eberhardt König, dessen Aufzeichnungen ich diese Einzelnheiten meist verdanke, ziemlich zurückhaltend ist, denn er sagt nur:

„Item So ist Seiner Majestät sammt dem Bischof von Leßlau, Herrn Weyer und dero hochgeborenem Comitat auf dem Rathaus gar prächtig tractiret worden, und zählte ich

allein zwölf gebratene Pfauen, ſo man da aufgetragen hatte. Denen hatte man Kopf und Hals befiedert gelaſſen, auch die Schwanzfedern wieder angeſteckt und ſie ſolchermaßen aufgeſetzt, als ob ſie lebten, was denn einen pompöſen Anblick gewährte. Von andern Braten, Sülzen, Zugemüſen und Confect will ich aber gar nicht ſagen, ohne von der Schinkenpaſtete, darauf das polniſche Wappen ſo gar ſubtil und zierlich ausgeführt war; auch nicht, was vor Malvaſier, Tokayer, Rhein- und andere Weine man da getrunken hat. Nicht zu gedenken des weltberühmten danziger Bieres, das bei keiner Tafel fehlen ſollte, und das ſo ſonderliche Kraft und Wohlſchmack hat, daß ſchon vor mehr als hundert Jahren einer der Unſern, ſo ſich in Levante niedergelaſſen, davon geſungen hat:

Jüngſt bracht ein Heringsfahrer mir
Ein Fäßlein von dem danziger Bier,
So Jopenbier man nennet,
Und das man hier nicht kennet.
Die Griechen und Venetier
Neugierig fragten, was das wär'.
Drauf ich ihn'n gab zu ſchmecken,
Sie mochten's nicht entdecken,
Meinten, es wär' ein Arzenei,
Sirup oder ſo derlei,
Prüften drob noch einmal recht,
Wußten's aber immer noch ſchlecht,
Bis ſie mit lauter Koſten und Raten
Das ganze Fäßlein mir leeren thaten.*)

*) Ich habe mir nicht verſagen können, dieſem behaglichen Patriotismus hier eine Stelle zu geben, und ich denke, manch Stammgaſt mancher Aktienbrauerei wird heimlich wünſchen, ein Danziger zu ſein, wenn er vernimmt, daß das Jopenbier noch bis auf den heutigen Tag weder Dicke noch Kraft verloren hat. D. Verf.

„So," fährt Herr Eberhardt fort, „machten es auch des Tages die polniſchen Herren mit manchem Fäßlein, und da wir nun Abends heimkamen, da doch die Schicklichkeit erforderte, ihnen noch einen Imbiß und Schlaftrunk vorzuſetzen, wurden die meiſten unſerer Gäſte alſo luſtig, daß mir um unſeren Hausfrieden und Reputation faſt bange ward. Denn nicht allein, daß ſie anhuben, allerlei Schelmenlieder zu ſingen und laut zu ſchreien, ſondern ſie holten auch Würfelbecher und Spielkarten hervor, ſo ſonſt in unſerer guten Stadt gänzlich verboten ſind, knöchelten und fluchten dabei, daß es eine Art hatte, und ich mehrmalen bedenklich auf meinen lieben Neffen ſah. Der war aber ſo ruhig und ungeniret, daß michs aufrichtig Wunder nahm. Der Janikowski allein, obſchon ſein Name uns gar nicht gefiel, ſaß ganz ordentlich und ehrbarlich bei mir, befragte mich beſcheiden und freundlich über dies und das, ſonderlich auch über meine Verwandtſchaft mit den Zierenbergs, und da er vernahm, daß er und alle auf den morgenden Tag zu meiner Schweſter eingeladen waren, lachte ihm das ganze Geſicht, und rief den anderen auf polniſch zu: „Zu Bett! zu Bett, Ihr Herren, daß Ihr Euch auch morgen könnt vor Damen ſehen laſſen!" „Ha, die hübſchen Mädchen mit den Blumen ſollen leben!" riefen die. „Und leben ſoll, wer ihrer eine morgen zum erſten Tanz führt!" rief der Luboßki."

Der König hatte die Einladung des Bürgermeiſters aufs gnädigſte angenommen und hatte ſich bei der Gelegenheit ſehr anerkennend über ſeine Aufnahme geäußert. Mußte ihm doch die herzliche Ehrerbietung, die aus allen Anſtalten der Bürgerſchaft ſprach, innerlich wohlthun, und ſie waren hinwieder glücklich und ſtolz über das geſpendete Lob. Kurz, das Einvernehmen zwiſchen Fürſt und Stadt konnte kein beſſeres ſein. Es machte auch niemanden Bedenken, als ſich Ladislaus gleich den Morgen nach ſeiner Ankunft die ſämmtlichen Privilegien

der Stadt vorlegen ließ, mit der Beifügung, daß wenn eines der Pergamente fehlte, sie alle null und nichtig sein würden. Es war eben auch ein Herkommen, das viele seiner Vorgänger befolgt hatten, und als er sie mit dem Bemerken entgegennahm, er wolle sie recht gründlich studiren, damit er desto besser wisse, welche Rechte er seinen lieben Getreuen zu Danzig zu wahren habe: da war man geneigt, auch hierin einen besonderen Gunstbeweis zu sehen.

Gegen Abend war dann der große Augenblick gekommen, dem schon manch Herz seit lange bangend entgegenschlug. Der König mit seinem ganzen adeligen Gefolge betrat unter den Klängen eines Marsches, den die Stadtmusici zu seinem Willkommen bliesen, das zierenbergsche Haus, wo sie von Wirt und Wirtin auf das Freundlichste empfangen wurden. Sabine hatte nie gelernt, sich in Hofkreisen zu bewegen, aber ihre von Herzen kommende Rücksicht und Aufmerksamkeit auf Jedermanns Wünsche und Ansprüche ersetzte den Mangel erlernter Formen. Sie ging dem hohen Gast bis an die Thür entgegen, verneigte sich ehrerbietig und sagte: „Gott segne Euer Majestät Eingang in unserm armen Hause und lasse Sie überall in allen Ihren Landen nur Unterthanen finden, die so mit Freuden Sie kommen sehen, wie die, denen Eure Majestät jetzo die Ehre anthun."

„Meine Hausfrau ist des Polnischen leider nicht kundig," fügte Herr Zierenberg in letztgenannter Sprache bei. „Kann aber auch weder sie noch ich unserm Dank den rechten Ausdruck geben, so wollen Euer Majestät jetzt und hernach den Willen für die That annehmen."

Ladislaus dankte freundlich und sagte mit gewinnender Herablassung: „Wohl mir, wenn That, Wort und Wille allerorten so übereinstimmten, wie ich es hier in Danzig gefunden habe," bot darauf Sabinen die Hand und führte sie ritterlich die Treppe hinauf in die Prunkgemächer, wo er fortfuhr, sich

in liebenswürdigster Weise mit ihr und allen „Spitzen der Stadt" zu unterhalten. Er sprach nicht gerade viel, und seine Haltung blieb meistens ernst, aber sie war so vertrauenerweckend, daß die ehrsamen Ratsverwandten ihre übertriebene Steifheit abstreiften, und die in schwerer Seide aufgebauschten Matronen anfingen, in zwang- und harmloser Offenheit zu plaudern, und der Bischof Stanislaus von Leßlau, der gewohnt war, den König in lethargischer Verschlossenheit und Verdrossenheit zu sehen, traute seinen Augen nicht, und warf seinen Vertrauten bezeichnende Blicke zu. Auch bediente sich Ladislaus den ganzen Abend nur der deutschen Sprache, die ihm ganz geläufig war.

Die Herren seines Gefolges indessen hatten zum Teil große Mühe, sich zu verständigen, und die jüngeren unter ihnen sahen sich etwas gelangweilt und enttäuscht nach den Töchtern des Hauses um, die sich so wenig sehen ließen als die übrige danziger Jugend. Selbst Heinrich Schütz, den Janikowski darum befragen wollte, war verschwunden, aber alles klärte sich zu allgemeiner Befriedigung auf, als mit feierlicher Miene Martin Opitz erschien, und mit seinem devotesten Bückling um die Erlaubnis bat, „Seiner Majestät und dero erlauchtem und adeligem Gefolge zu gelegener Kurzweil ein Stücklein vorführen zu lassen, das er in aller Unterthänigkeit zu diesem festlichen Tage ersonnen und einstudirt habe." Dann öffneten sich hinter ihm die Flügelthüren, und Herr Eberhardt König mag weiter berichten, was man nun sah und hörte.

„Es saßen auf einem Emporium, das man mit Laubzweigen rings umsteckt, daß es fast aussah wie ein Lustgarten, vier Schäferinnen um einen Brunnen. Sie banden einen Kranz und sungen ein Lied zum Lobe des friedlichen Lebens und priesen das Land. Es war aber, als wenn sie noch nichts kenneten von Wissenschaften und dem, was man Kultur nennet.

Die Stimmführerin unter diesen war unsere Rose, und sah in dem Schäferkleid gar lieblich aus. Auch erkannten Seine Majestät sie alsobald und schauten sehr freundlich. Der Janikowski aber, welcher neben mir saß, verwandte kein Auge von ihr. — Danach ward auf einmal ein Licht auf der Bühne und traten auf der alten Griechen Gott Apollo mit den neun Musen, nämlich, mein lieber Neffe, Heinrich Schütz, mit soviel Töchtern der Ratsherren allhier, trugen alle auserlesene Kleidung und sungen vierstimmig; je drei Musen eine Stimme, die vierte aber Apollo, was gar fein klang. Auch war das Lied voll griechischer und lateinischer Namen, dazu voll gelehrter Allusionen, davon ich leider wenig verstund. Doch erklärten sie den Schäferinnen, sie wollten bei ihnen wohnen und sie lehren, so nur der Friede allhier daheim sei. Da standen denn selbige auf, gaben ihnen Freude und Verehrung zu erkennen und kränzten namentlich den Apollo, der sich dabei so stattlich als sittig ausnahm. Auf einmal klang ein wildes Waffengetöse, das Licht verfinsterte sich wie von einer dräuenden Wolke und herein stürzte ein Haufe von Kriegern. Waren zwar auch sehr schön geputzt, doch trugen sie solche Embleme der Feindschaft und des Zornes, dazu die bloßen Degen, daß man wohl merken konnte, sie seien in keiner guten Absicht da. Sie zogen auf unter einem Schlachtgesang und schwangen dazu furchtbarlich ihre Schwerter. Apollo suchte wohl mit seiner Leyer zu schirmen, ward aber gleichsam erschlagen, und die Musen flohen und versteckten sich in die Büsche. Die Schäferinnen knieten, als ob sie flehentlich um Gnade bäten, welche die wilden Männer ihnen aber nicht gewähren wollten, sondern umsprangen sie mit allerhand Drohgeberden, wobei sie zwar einen überaus künstlichen Schwerttanz ausführten, die armen Mägdlein aber so verängstigt thaten, daß sie einem ordentlich dauern konnten. Der Janikowski hatte schon, da die Schäferinnen den Apollo

kränzten, so heftig meinen Arm erfasset, daß michs schmerzte, jetzt kneipte er mich, daß ich bei einem Haar geschrieen, und wie der Magnus König, meines Bruders Sohn, der Rose den Degen über dem Kopf schwang, fuhr er von seinem Sitze auf, als wollt er auf die Bühne, und rief: „Unterstehe Dich, Hallunke!“ Es haben solches jedoch zum Glück nur Wenige vernommen über dem Lärm und Gesang der Tänzer, und ich zog ihn wieder nieder. Wer weiß aber, was noch geschehen wäre, so sich das Spiel nicht bald geändert hätte. Denn wie es darinnen gerade am tollsten zuging, erscholl auf einmal eine wunderssüße Stimme, erst ganz leis und zitternd, dieweil sich unsere Johanna wohl sehr ängstigte, aber danach ward sie immer kräftiger und voller, also daß, wie Herr Opitz v. Boberfeld nachmals sagte, „Wellen von Wohllaut durch den Festsaal zogen.“ Es war ein frommes Lied, was sie sang, und weiß ich nicht, sollt es einen Choral der Engel darstellen oder das Gebet der Bedrängten zum Himmel. Der Kampf verstummte nach und nach davor, und die wilden Krieger sollten besänftigt lauschen. Aber was sie da auf der Bühne noch agirten, darauf gab diesmal keiner Acht, sondern allein auf den Gesang, und war so still, daß man ein Laubblatt hätte mögen fallen hören, und als ich jetzt den Janikowski ansah, gewahrt ich, wie ihm die Thränen über die Backen liefen. Mir selbst und manchem Manne gings beinahe nicht besser, und auch der König war gar sehr gerührt. Das Spiel ging dann so zu Ende, daß die Krieger die Waffen von sich warfen, der Gott Apollo wieder zum Leben kam, die Musen auch aus ihrem Busche kehrten, und die Krieger ihnen huldigten. Apollo aber trat in die Mitte und sagte in wohlgesetztem Verse, daß der Friede, so aller Musen und Grazien Vater sei, nur erhalten bleiben könne durch feste Wehr und Schutz, und glücklich sei das Land, so wackere Männer habe, die es zu verteidigen wissen, und

einen Schirmherrn, so des Rechtes walte und aller Kunst und Wissenschaften Freund sei. Dem allein gebühre hier der Kranz, und indem er ihn vom Haupte nahm, legte er ihn zu des Königs Füßen. — Die Frauenzimmer hatten sich derweile auf die eine, die Mannspersonen auf die andere Seite gestellt, und sangen noch in künstlichen Strophen und Antistrophen gegeneinander das Lob des Friedens und des Königs, und zeigte sich unterdessen im Hintergrunde ein Transparent, darin man die Stadt Danzig sahe und die polnische Königskrone darüber, von Engeln getragen."

Sechstes Kapitel.

Verschieden ist der Sterblichen Bestreben
Und ihre Sitten mancherlei.
Iphigenia in Aulis.

Der Beifall, der ihre Mühe lohnte, mochte sowohl den Dichter als die Mitspielenden befriedigen. Der König sagte ihnen verbindliche Worte, die Edelleute klatschten stürmisch in die Hände und riefen manch „Dobrze tac!"*) während die Väter und Mütter der jungen Künstler in stolzbescheidener Glückseligkeit schwelgten, und Johannes Zierenberg dem Opitz die Hand schüttelte und mit bewegter Stimme sagte: „Mein lieber Herr von Boberfeld, Euch verdank ich den glücklichsten Abend meines Lebens."

„Aber," sprach zuletzt Ladislaus, indem seine Augen die in den Saal tretende Jugend musterten, „ist denn die Zauberstimme, die vorhin den Sturm besänftigte, in Wahrheit die

*) Bravo.

eines Engels gewesen, der sich vor uns profanen Adamskindern nicht will blicken lassen?"

„Die Sängerin! die Sängerin!" rief man von allen Seiten, und Herr Zierenberg begab sich am Ende selbst nach dem Hinterzimmer, um seine Tochter zu holen. „Hier ist sie," sagte er, sie hereinführend, „und dankt Ew. Majestät unterthänigst für so viel Gnade." Johanna indessen wagte kaum die Augen zu erheben, und man sah es ihrer ganzen Weise wohl an, daß nur der Gehorsam gegen den Vater sie bewogen hatte, sich zu zeigen. Und als nun gar die polnischen Herren aufsprangen und sie mit lautem Zuruf begrüßten („denn vor des Königs Majestät," sagt Herr Eberhardt, „bewies die Art manchmal nur wenig Respekt"), da bebte sie zurück, wie ein Reh vor einer Hornfanfare, und Herr Zierenberg mußte fast Gewalt brauchen, um sie weiter zu bringen.

Ladislaus der ihre Schüchternheit erkannte und bemitleidete, sagte in fast väterlichem Tone: „Ihr habt uns einen großen Genuß verschafft, mein liebes Kind, und ich wollte gern Euch und allen diesen kunstreichen Jungfrauen und Jünglingen meinen Dank abstatten. Da er aber doch nicht so wohl klingen würde, als was Ihr Alle mir heute zu hören gegeben, so laßt ihn mich so bethätigen, und tragt im Namen der Uebrigen dies Andenken von mir." Damit steckte er einen kostbaren Ring an ihren Finger und wandte sich fort, noch ehe sie die Dankesworte, die ihr Vater ihr zuflüsterte, hatte wiederholen können. Nur ihren Blick sah der König noch, als sie, wie von einem wunderbaren Traum befangen ihm nachschaute, und sagte zu ihrer Mutter: „Ihr habt zwei überaus liebliche Töchter, möchten sie Euch lange so erhalten bleiben." „Das gebe Gott," antwortete die.

Um Johanna drängten sich indessen die polnischen Edelleute und erschöpften sich in übertriebenen Komplimenten, und

konnten sie sich mit der Zunge nur mangelhaft ausdrücken, so ließen sie die Augen desto beredter sprechen. Auch der Bischof von Leßlau näherte sich ihr, und sagte mit seinem gütigsten Lächeln, daß er sie wohl möchte in einer „Missa solennis“ hören oder das „Ave, maris stella“, von ihrer Stimme gesungen; „in der Pfarrkirche müßte es herrlich klingen,“ und dergleichen. Sie sah erschrocken an ihm empor über eine solche Zumutung, da aber ihr Vater noch neben ihr war, so überließ sie ihm gern die Antwort; ebenso als Miesko von Luboßki, der einzige unter den Edelleuten, der fließend Deutsch sprach, seine schmachtenden Feueraugen auf sie heftete und sagte: „Verzeiht, mein Fräulein, wenn unser dringendes Begehren Euch Eurer Verborgenheit entriß. Aber erst heute begreife ich, was der Odysseus für ein Thor war, wenn er nicht zehnmal lieber sterben wollte, als nur von fern dem Sange der Sirenen lauschen. Auch finde ich, daß die Gefahr des Ertrinkens in ihrer Nähe bei Weitem nicht so groß ist, denn die des Verbrennens.“ („Und von dieser Rede stammte sichs,“ bemerkt hierzu Herr Eberhardt König, „daß man unsere Hannah nachmals die baltische Sirene nannte, wiewohl sie doch in Wahrheit mit solchem heidnischen Frauenzimmer wenig gemein hatte.“)

Aber seine Pflichten als Wirt riefen Herrn Zierenberg hinweg, und so sagte er: „Ihr müßt meine Tochter entschuldigen; sie versteht sich noch nicht auf die Sprache des Hofes, da man den einfachsten Dingen die schönsten Namen giebt, und auf die Artigkeiten, die feine Herren feinen Damen sagen, weiß sie keinen Reim.“ Damit führte er sie zu Emma König, die nebst einigen anderen jungen Danzigerinnen in der Nähe stand, und ließ sie.

Emma war jedoch keineswegs geneigt, sich ihrer Base hilfreich anzunehmen. Die Auszeichnung, die ihr heute widerfahren war, erfüllte sie mit bitterem Neide. Was machte man

denn auf einmal für Wesens von der kleinen, unbedeutenden Hannah? War sie, Emma, nicht vollkommen ebenso hübsch? Hatte sie nicht goldblonde Haare und ein Gesicht wie Milch und Blut? (Daß sie sehr matte Augen hatte, aus denen die Eitelkeit sprach, und daß ihren kleinen Mund ein moquanter Zug entstellte, wußte sie nicht.) Und die Stimme, nun ja, die hatte Johanna voraus! Aber hatte sie ihre Partie als Muse nicht auch hell und laut genug gesungen? und wußte sie überdem nicht zehnmal besser zu sprechen? So wandte sie sich von ihr zu einer Gruppe ihrer Freundinnen, in deren Herzen augenblicklich ähnliche Gefühle sein mochten, wie in dem ihren, lachte und schwatzte laut mit ihnen und einigen Herren, und da die polnischen Junker ihren Vorteil wahrzunehmen wußten, so sah sich die arme Johanna bald allein in einem Kreise von fremden Männern, die mit höchster Lebhaftigkeit und in einem Kauderwelsch, wovon sie in ihrer Verwirrung kein Wort verstand, alle zugleich zu ihr sprachen. Denn schon erklangen aus dem Nebensaal die ersten Töne zur Polonaise, und abgesehen davon, daß weniger Tänzerinnen zugegen waren als Tänzer, hatten auch diese jungen Edelleute ihre Wette von gestern nicht vergessen. Sie hatte ihre Schmeichelreden teils mit stummen Verneigungen, teils mit einem schüchternen „Viel Dank!" beantwortet. Jetzt aber war sie vollkommen ratlos.

„Das Fräulein versteht uns nicht," nahm endlich Luboßki lächelnd das Wort. „Wir bitten hier alle Fünf um die Ehre, Euch zu dem ersten Tanze zu führen; da solche jedoch nur einem von uns zuteil werden kann, so sagt, ob wir um diese schöne Hand kämpfen sollen, oder ob Ihr sie mir, als dem ersten Sprecher, zum heißbegehrten Lohne reichen wollt."

Er schaute sie an mit einem siegesgewissen Blick, der Marina entwaffnet hätte, aber Johannas kindliche Seele erschrak davor, und ehe sie noch etwas antworten konnte, drängte sich

Herr Lepinski dazwiſchen, legte mit übertriebener Geberde die Hand aufs Herz und ſuchte pantomimiſch auszudrücken, daß er ſich ein Leids anthun werde, wenn nicht ihm der Vorzug gegeben werde, während Wilpowski und Lubenyi ähnliche Stellungen einnahmen, und man zugleich an ihrer aller Mienen ſah, daß ſie das Ganze für einen vortrefflichen Spaß hielten.

Der armen Kleinen war das Weinen nahe. Vergebens ſah ſie ſich nach Beiſtand um. Roſe und Heinrich waren gleich nach dem Spiel verſchwunden, um ihren Anzug zu wechſeln, und nur Emmas ſpöttiſche Stimme tönte zu ihr herüber: „Sieh da, ein ander Pastorale: Penelope und ihre Freier!“ (Denn Fräulein König war beleſen!)

Auf einmal leuchteten Johannas Augen auf, denn ihr zur Seite ſtand Herr Keckerbart und ſagte, indem er ihr die Hand bot, im ruhigſten Tone: „Mit Gunſt! Seiner Majeſtät eröffnen allbereits die Polonaiſe; dürfen alſo, die nicht, wie ich, ſich ihre Tänzerin ſchon vorher geſichert, nicht länger ſäumen.“ Dann ſchritt er hinweg, das junge Mädchen am Arm, an den ſie ſich dankbar und vertrauend hing.

Die verſchmähten Polenjünglinge ſchauten halb verwundert, halb zornig darein und verrieten nicht geringe Luſt, dem Paare den Weg zu verlegen, allein Herr Daniel ſchaute ſo harmlos und trocken darein mit ſeinen großen, klugen Augen, daß ſie nicht recht anzubinden wußten. Janikowski aber, der ſich zuerſt auch Johanna genähert hatte, doch, ſobald er ihre Pein bemerkte, zurückgetreten war, rief jetzt mit heiterem Lachen: „Sind ſich alle mit einander abgeführt!“ und die anderen hielten es für geraten, einzuſtimmen und ſo ſchnell als möglich jeder eine andere Tänzerin zu gewinnen. Für Janikowski war keine mehr übrig, und er bemühte ſich auch nicht ſonderlich darum, bis gerade, als die letzten ſich dem Zuge im Nebenzimmer anſchloſſen, Roſe Zierenberg eintrat.

Sie sah sich suchend um und blickte keineswegs unfreundlich, als sie den erkannte, der gestern so geschickt ihren Kranz aufgehoben hatte. Im nächsten Augenblick war der junge Mann an ihrer Seite.

„Is sich möglich," sagte er, „daß eine solche Blume noch sein ohne Stengel, so bitt ich."

Sie war eben im Begriff gewesen, über Heinrichs Abwesenheit zu schmollen, aber Janikowskis sonderbare Sprechweise, und der offene, freudig überraschte Ausdruck seiner Züge, riefen alsbald das schelmische Lächeln wieder in ihr Gesicht. „Und wenn ich danken müßte?" erwiderte sie.

Sogleich überflog ein Schatten aufrichtigen Bedauerns seine gebräunte Stirn; aber er verschwand ebenso schnell, und er sagte zuversichtlich: „Hier sein niemand; Ihr nicht versagt, und viel zu edelmütig, um zu geben ein Korb ohne Not."

„Ein Korb paßt wohl für eine Blume," antwortete sie, schon halb gewonnen, er aber fuhr fort wie vorhin: „O nein, Ihr sie werfen mit volle Hände, und nun mich auch lassen aufheben eine für mich."

Zugleich nahm er eine Nelke, die ihr, ohne daß sie es merkte, entfallen war, vom Boden und steckte sie in sein Wamms. Das machte sie fast stutzig; allein er sah so treuherzig dabei aus, und dann — warum kam Heinrich nicht? Sollte sie allein den ersten Tanz sitzen, auf den sie sich schon so lange gefreut hatte? Kurz, sie willigte ein, und seelenvergnügt führte Casimir Janikowski sie in die Reihen der Tänzer.

„Wie?" sagte Emma, als die Verschlingungen des Reigens sie einmal aneinander vorüberführten, „und der Vetter?"

„Er ist nicht gekommen," entgegnete Rose. „Uebrigens ist er viel zu verständig, als daß ihn das sonderlich kümmern sollte."

Als jedoch die Polonaise zu Ende ging, entdeckten Emmas

spähende Augen den Vermißten an einem Thürpfosten, von wo aus er mit ernstem Blicke die Gesellschaft überschaute. „Armer Vetter," sagte sie, zu ihm herantretend, „erst so sehr begehrt, und dann verlassen!" Er sah sie wie abwesend an. „Im Gegenteil, ich habe Unrecht gehabt, sie warten zu lassen," sagte er dann nach raschem Besinnen, und Emma fuhr fort: „O, sie hat sich bald getröstet! Wahrhaftig, wer sie mit dem Fremden sah, mußte denken, daß sie alte oder sehr schnelle Freunde wären."

„Ei Bäschen," erwiderte er, „Du hast scharfe Augen und eine noch schärfere Zunge. Drum möchte ichs auch mit Dir nicht verderben! Komm, Deine Hand zur nächsten Mazurka! doch zu allererst muß ich mich bei der Rose entschuldigen."

Emma wehte sich ziemlich heftig mit ihrem Fächer Kühlung zu, Rose aber gab sich nach einigen Neckereien schnell versöhnt, und war den ganzen Abend die Fröhlichkeit selbst. Auch die Cousine fand am Ende interessantere Unterhaltung als ihre mißgünstigen Beobachtungen, und Johanna fand in der Nähe ihrer Mutter ein Plätzchen, wo niemand auf sie achtete. Kurz, das Fest verlief ungetrübt, und Jedermann war oder schien nach seiner Weise befriedigt, als sich um elf der König huldreichst verabschiedete und gleich darauf die Gesellschaft aufbrach.

Die beste Laune aber brachte jedenfalls Janikowski heim. Es war ihm gelungen, viermal mit Rose Zierenberg zu tanzen, und, während er wie gestern an Eberhardt Königs Seite, vor dem lodernden Kaminfeuer saß, konnte er nicht müde werden, den Gesang, die Vorstellung und vor allem die Liebenswürdigkeit des jungen Mädchens zu preisen.

„Is sich wunderschön," sagte er mehr als einmal, „Eure Nichte, was nicht spricht, und eine Stimme, wie ein Nachtigall. Aber das mit die lachende Augen, mich noch viel besser gefällt. Verbum slowo! jetzt weiß ichs."

Herr Eberhardt hörte immer geduldig zu. „Sagts aber doch nicht gar zu laut," sagte er endlich mit gutmütiger Warnung, und mußte doch lächeln über die Bestürzung, die sich sogleich in dem lebhaften Antlitz des Polen malte.

„Ich meinen nichts Böses," sprach er eifrig, jedoch viel leiser. „Ich mich nur freuen wie über rot und weißiges Apfel, wo hängt am Baum."

„Schön, schön," entgegnete Eberhardt ihm die Hand schüttelnd. „Vergeßt nur auch niemals, daß hier in Danzig die Aepfel sehr fest angewachsen sind und für Fremde nicht leicht zu langen."

Am Tische, wo ein mächtiges Gefäß mit stark gewürztem Glühwein dampfte, ging es unterdessen noch geräuschvoller her als gestern. Man hatte zwar um der Damen willen beim Bürgermeister den Getränken nicht so fleißig zugesprochen, allein um so mehr bemühte man sich jetzt, es nachzuholen, und die hastig geleerten Becher blieben nicht lange ohne Wirkung.

„Janikowski soll leben!" riefen sie. „Er hat die eine der beiden Schönen zum ersten Tanz geführt."

„Und das alte Aktenspind desgleichen!" setzte Lepinski hinzu. „Haha, da ward Luboßki, der schöne Miesko, ausgestochen!"

„Nun, ich denke, Ihr auch," entgegnete der genannte nachlässig, wiewohl mit geröteten Wangen. „Ej glupstwo, *) diese Sängerin, die blasse! Wußte mir nicht einmal eine Antwort auf mein Kompliment, darauf jede Hofdame mir die schönsten Worte gegeben hätte."

„Da lobe ich mir die andere," sagte Lubenyi.

„Aber die hat Dich wieder abfallen lassen!" lachte Lepinski. „Als sie kam, da war sie versagt, und gleich darauf —"

*) Was mach ich mir draus.

„Bah," fiel Luboßki ein, „ist es nicht die eine, so ist es die andere, die Dritte aber ganz gewiß, und ich wette, was Ihr wollt, daß ehe wir abreisen, die eine —"

„Meine Herren, keine solche Wetten an meinem Tisch, wenn ich bitten darf!" mischte sich hier zum erstenmal Heinrich in die Unterhaltung. Auch Eberhardt und Casimir Janikowski traten heran und suchten das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Aber Luboßki, der die erlittene Niederlage nicht verschmerzen konnte, schlug mit der Faust auf die Tafel und rief: „Ich sage, die blasse Sängerin gehört in einen Nonnenkonvent und nicht in den Tanzsaal!"

„Doprawdy!" pflichtete Lubenyi bei, „der Bischof traf den Nagel auf den Kopf! Das Ave soll sie singen in der Pfarrkirche!"

Bei diesen Worten fuhr der junge Hauswirt empor, doch faßte er sich schnell und sagte mit eigentümlicher, sehr deutlicher Betonung: „Ihr vergeßt, daß weder meine Base, noch die Pfarrkirche katholisch ist."

„Was nicht ist, das kann werden," entgegnete spöttisch Luboßki, der, um seinen Unmut zu dämpfen, mehr getrunken hatte als alle andern. „Stoßt an, Freunde, und Brüder! Nieder mit der Ketzerei und hoch der Bischof von Leßlau!"

Die Genossen fielen lärmend ein und ließen die Gläser klingen, und König winkte seinem Neffen zu, daß mit solchen kein reden nütze. Der aber war aufgestanden und sagte wie vorhin: „Ihr Herren, wißt Ihr auch das Rätselwort, warum man mit den Weingläsern anzustoßen pflegt?"

„Nein!" riefen sie. „Laßt hören!"

„Weil in vino veritas est, und man mit der Wahrheit leichtlich anstößt."

Die Gäste lachten, wiewohl mit einer gewissen Verlegenheit, nur Luboßki rief noch lauter: „Rätsel? ich will Euch

noch ein viel feineres aufgeben. Als der Hahn sich wehren wollte, sagt ihm der Fuchs: „Hättest Deinen Schweif nicht in meine Hände gegeben, so könntest Du Deinen Hals noch länger so hoch tragen.“

„Und die Lösung?“ frug Heinrich sehr aufmerksam. Aber bei diesem Blick schien dem Trunkenen plötzlich anders zu Sinne. Mit einem Fluche zurückfahrend, rief er: „Wollt Ihr mich ausforschen! Ihr seid ein Spion, ein Verräter!“

„Mäßigt Euch,“ warnte Schütz und legte die Hand auf den Arm des Polen. Der aber, der die Bewegung mißverstehen mochte, riß wütend den Degen aus der Scheide, und hätte ihn Eberhardt nicht schnell gehalten, wer weiß, welch Ende es genommen hätte. Auch Lubosskis Freunde griffen zu ihren Waffen, während Heinrich, hochaufgerichtet, die Arme auf der Brust verschränkte und sagte: „Stoßt zu! mein Schwert hängt drunten am Hirschgeweih; aber gegen Gäste braucht mans hier in Danzig nicht.“

Janikowski aber eilte unterdessen von einem znm andern und wiederholte: „Is sich ja alles Spaß! steckt ein! steckt ein! habt zuviel getrunken und is Zeit mit uns in die Posen!“ und seine und Königs Reden, sowie Heinrichs feste Haltung brachten am Ende die Erhitzten soweit zur Vernunft, daß sie einwilligten, zu Bette zu gehen, obgleich Miesko noch immer Verwünschungen und Drohungen murmelte.

Herr Eberhardt legte dem ganzen Vorfall wenig Wert bei, und es nahm ihn daher auch Wunder, als er, der die Gäste zur Ruhe geleitet hatte, bei seiner Rückkehr in das schwüle verstörte Wohngemach dort seinen stets so gesetzten Neffen fand, wie er, den Hut auf dem Kopfe, in höchster Erregung auf- und niederschritt. Bedächtig schüttelte er den seinen und sagte: „Ei, Heinrich, beider Rechten Doktor, kann eines Betrunkenen Reden und Thun Dich so in Harnisch bringen?“

Aber der junge Mann trat vor ihn, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sprach: „Ohm, Ihre Reden haben eine tiefere Intention."

„Wie das?" frug König ungläubig, und jener fuhr fort: „Ich hörte am Tage, da ich herkam, eine merkwürdige Predigt, zum mindesten ein Stück davon. Wir ließen damals unsere Pferde sechs Meilen von hier in einem Walde rasten. Da feierte man just ein Kirchenfest, und ich kam nahe genug, um zuzusehen. Was ich da hörte, verstand ich nicht, aber es reimt aufs Haar mit dem, was hier eben gesprochen ward; und dann, ich wills Euch nur gestehen, Oheim, habe ich heute den Lauscher gespielt, und so vielleicht die Deutung gefunden."

„Der Tanz," erzählte er, „hatte früher begonnen, als ich gedacht hatte, und wie ich meinen Götterhabitus abgestreift hatte und in den Saal wollte, trat just Se. Majestät mit Muhme Sabine zur Polonaise an und war an der Thür ein solch Gedränge, daß ich nicht, ohne ein unbequemes Aufsehen, hineinkommen konnte. Um nun die Base nicht warten zu lassen, machte ich flugs kehrt und dachte hinten herumzugehen. Da standen im Eckzimmer zwei vor dem Eingang, die kehrten mir den Rücken, und als ich eben den Durchgang erbitten wollte, sagte der eine — und an der Stimme erkannt ich Herrn Weyer —: „Wenn das so fortgeht, werden wir gehen können, wie wir gekommen sind. Der König ist mit diesen Krämern ein Herz und eine Seele." Drauf sagte Fürst Jablunka — das war der andere —: „Pah, Brüderlein, dafür laß den Bischof sorgen. Er hat den Ladislaus erzogen und weiß, wo er die Schrauben ansetzen muß." Ich war zurückgetreten; das Horchen gefiel mir nicht, und doch mußte ich den seltsamen Worten nachdenken. Indem kommt auch der Bischof zu den zweien, und sie gehen besser hinein und halten einen ziemlichen Diskurs. Ich aber kehrte abermals um, denn an ihnen vorbei

mochte ich nicht; ich dachte: zum Tanz kommst du nun doch zu spät, und ging draußen im Gang mehrmals auf und ab und überlegte, ob in dem, was ich vernommen, irgend eine Gefahr oder Verrath stecken könnte, und was ich thun sollte. Da, wie ich just in einer Ecke stehe, kommt der Weyer heraus und geht, ohne mich zu sehen, die Treppe hinab, und mir war, als sagte einer: „Folge ihm, so wirst dus wissen.“ Und das that ich denn auch.“

„Nun, und weiter?“ sagte Eberhardt in höchster Spannung.

„Ja, gesehen hab ich da nichts. Er ging nach seinem Quartier und in zehn Minuten oder so kam er wieder zurück. Ich behielt ihn und die beiden andern noch eine Zeit lang im Auge, konnte aber nichts weiter merken, und am Ende dachte ich, es sei nichts. Sie mögen uns die Freundschaft Seiner Majestät nicht gönnen, aber was ists weiter!“

„Jawohl,“ stimmte Eberhardt bei, „so denk ich auch.“

„Aber auch nach dem, was dieser Luboßki ausgeplaudert hat? Ich sage, sie haben etwas vor gegen die Freiheit der Stadt oder unsern allerheiligsten Glauben, und da Ihr kamt, wollte ich gerade zum Oheim Zierenberg gehen, um ihm alles zu sagen. Wollt Ihr mit?“

König schüttelte energisch den Kopf. „Heinrich,“ sagte er, „ich bin zwar der jüngste im Rate, aber doch immer älter als Du. Drum kann ich Dir wohl sagen: Sieh zu, daß Du nichts verdirbst, wo Du doch allein bessern willst. Was ein Trunkener redet, belacht ein verständiger Mann, und was man zufällig erlauscht, das läßt man lieber schlafen. Ich habe nur einmal als Junge so etwas weiter gesagt, und hätte bald das größte Unglück damit angerichtet. Was könnten sie uns denn thun, zumal wenn Se. Majestät unser Gast ist und so gnädig wie heute gegen uns gesonnen. Sie möchten ihn andern Sinnes machen, aber wie sollen sies thun, wenn wir keinen Anlaß

geben? Und wolltest Du nun in der Nacht den Schwager herausklopfen — es liegt ja alles schon im tiefsten Schlaf — denk doch, wie leicht das Schrecken und Lärm machen könnte, so nah an des Königs Quartier! und vielleicht ganz ohne Not. Mußt Du durchaus noch jemandes Meinung hören, so laß uns zum Syndikus Keckerbart; der ist klug und vorsichtig wie einer."

Heinrich wars zufrieden, und beide verließen leise das Haus und begaben sich zu Herrn Daniel, der nicht weit von dort in einem stillen Winkel hinter der Pfarrkirche wohnte. Bald hatten sie den alten Freund geweckt und trugen ihm gemeinschaftlich die Sache vor, wobei der eine stets die günstigste, der andere die bedenklichste Auffassung geltend machte. Herr Keckerbart hörte schweigend bis zu Ende, dann sagte er: „Nun, vorläufig mögt Ihr ruhig schlafen. Heut Nacht können sie nichts mehr thun und wir auch nicht. Morgen will ichs gleich früh dem Herrn Präsidenten vortragen. Ihr aber, Herr Doktor, so Ihr meinen Rat wollt, mischt Euch in nichts, das man Euch nicht aufgetragen hat. Wir haben diese Stadt und ihre Freiheiten gehütet, lange vor Euch."

„Nichts für ungut," fügte er etwas freundlicher hinzu, als der junge Mann nicht ohne Empfindlichkeit schwieg; „wenn Ihr später einmal Syndikus seid oder vielleicht auch Bürgermeister, so werdet Ihr auch denken: Ein Jeder lern nur sein Lektion, so wird es wohl im Hause stohn."

Siebentes Kapitel.

Ich denke wenigstens, daß unter uns, als jungen Männern, hierin nichts Verletzendes für Euch sein kann — sonst —
Scribe, der Diplomat.
Unsere Privilegien! unsere Privilegien!
Göthe, Egmont.

Frau Trude Krebs hatte in Anerkennung der Treue, mit welcher ihr verstorbener Mann der Stadt gedient, und die er

schließlich mit seinem Tode besiegelt hatte, vom Rate auf Lebenszeit das Häuschen erhalten, worin einst des Thorwärters Amtswohnung gewesen war, und man beließ sie auch darin, nachdem durch große Umbauten an den Befestigungswerken jede spätere Benutzung der Hütte unwahrscheinlich, und sie selbst durch ihre Lage eher ein Hemmnis in der weiteren Arbeit an diesem Unternehmen geworden war. Frau Trude würde sich übrigens auch nicht leicht aus diesem Hause haben verdrängen lassen; sie war stolz darauf in mehr als einer Beziehung, hielt es sehr sauber und freundlich, baute das Gärtchen daran, und sorgte gelegentlich für Aufrechterhaltung der Ordnung auf dem freien Platz am Thor; denn sie rechnete sich noch immer als zum Wachtpersonal gehörig, und wenn sie sich so hätte ausdrücken können, so würde sie gesagt haben, sie bekleide einen Vertrauensposten bei der Stadt. Am liebsten nahm sie sich dabei der Schwachen und Unterdrückten an, und nichts gewährte ihr größere Befriedigung, als über einen Knaben, der sein Schwesterchen tyrannisirte, oder über einen Fuhrknecht, der seine Pferde mißhandelte, die Macht ihrer Beredsamkeit auszuüben. So hatte sie auch von ganzem Herzen der armen Anna und ihrem Vater das Oberstübchen in dem nach der Stadt gewandten Giebel ihres Hauses eingeräumt, und sie bedauerte nur, daß sich für so ruhige und anspruchslose Leute nicht mehr thun ließ, zumal in diesen Tagen, wo die Frau Bürgermeisterin nicht einmal selbst kommen konnte, nach ihren Schützlingen zu sehen, sondern sich begnügte, ihnen Decken, Kleider und Vorräte zu schicken.

Heinrich Schütz jedoch, der sich nach den Erlebnissen der letzten Nacht nicht sehr aufgelegt fühlte, die Unterhaltungen seiner Gäste zu teilen, hatte diesen Morgen ausersehen, um einen Besuch bei seiner ehemaligen Wärterin und jenen Fremden zu machen. Hatte ihn doch sein Herz schon seit Tagen dazu getrieben, und überdem hatte sich Base Johanna gestern, als

er sie endlich auf einige Augenblicke sprechen konnte, angelegentlich nach den Ärmsten erkundigt. Der König wollte heute in Begleitung des Rates und seiner Edeln eine Fahrt nach Weichselmünde unternehmen, und es war für Heinrich nicht schwer, sich davon auszuschließen, umsoweniger, da Oheim Eberhardt sehr wohl die Pflichten des Ratsmitgliedes mit denen des Gastfreunds dabei vereinigen konnte.

Indessen hatte sich Schütz kaum aus seinem Hause entfernt, als er bemerkte, daß jemand ihm mit hastigen Schritten folgte, und sich umwendend, gewahrte er Casimir Janikowski, der ihm zurief: „O, Herr Doktor, liebes Gastwirt, auf ein Wort!"

„Ich glaubte, Ihr wäret mit meinem Oheim zu Schiffe gegangen," entgegnete Heinrich, dem des jungen Polen Wesen stets ein freundliches Lächeln abgewann, „womit kann ich dienen?"

Er hatte fast mechanisch den Weg nach dem zierenbergschen Hause eingeschlagen, als Janikowski ihn zu seinem Erstaunen zurückhielt und sagte: „O, nicht da, ich bitte. Ich mit Euch möchte sprechen recht von das Leber, am liebsten auf einsamiges Fleck. Versteht sich, wenn Ihr haben Zeit."

Heinrich betrachtete ihn verwundert. Der heitere Jüngling schien ihm auffallend ernst. Janikowski hatte sich ihm von anfang an als Freund gezeigt, und wenn er auch sonst nicht wünschte, seine polnischen Gäste auf die Spur seiner Schützlinge zu bringen, so konnte das doch bei diesem keine Gefahr haben. Der Platz aber vor Frau Trudens Hause war der einsamste in der ganzen Stadt; denn er war damals noch ganz unbebaut, und außerdem genoß man von dort eine prachtvolle Aussicht.

Denn die Ringmauer umfaßte in jenen Jahren diese Stelle noch nicht, obwohl man eifrig mit dem Gedanken umging, sie auch auf dieser Seite zu schließen. Hügelartig ansteigend und oben nur von einer starken Holzbarriere eingefaßt, fiel das Erdreich jenseits derselben tief und uneinnehmbar steil zum

472264

Stadtgraben hin ab und bildete so eine spitze Ecke. Gerade hier befand sich das Heilige-Leichnamsthor, das erst neuerdings verlegt und mit starken Schutzwehren versehen war. Die Arbeit daran war kaum vollendet, und man hatte die Gerüste erst an dem Tage, wo der König einzog, in aller Eile entfernen können.

Quer vor diesem Thore, von ihm überragt und durch eine Zugbrücke mit ihm verbunden, lagerte ein Erdwall, dessen Fuß auf beiden Seiten das Wasser umspülte, der aber mit den übrigen Festungswerken in keiner Verbindung stand. Auch war der Rand des Abhangs, wo Trudens Wohnung lag, noch etwas höher, so daß, wer an demselben dahinschritt, seinen Blick dadurch nicht eingeengt fand.

Hierhin also führte Heinrich Schütz seinen jungen Freund, und über die niedrige Holzumzäunung gelehnt, an derselben Stelle, wo vor Jahren die kleine Johanna Zierenberg stand, von den Händen der Wärterin gehalten, schauten die beiden Jünglinge auf das herrliche Bild zu ihren Füßen.

Da lagen wie in einem Panorama die freundlichen Vorstädte, dahinter Wiesen und Felder voll junger Wintersaat und von Wasserarmen durchströmt. Dann hoben sich aus Obstbäumen und Weingeländen*) hier Jeschkenthal und Langenfuhr, dort Heiligenbrunn und Neuschottland, und in der Ferne ragten die Münstertürme von Oliva und der steile Karlsberg. Dort floß der gewaltige Weichselstrom, von hunderten von Fahrzeugen belebt. Sie hatten alle Flaggenschmuck angelegt, vom stolzen Dreimaster bis zur bescheidenen Jolle, und wie der Kutter, der den König trug, vorüberfuhr, hörte man von den Werften her den grüßenden Ruf der Schiffer und Zimmerleute. Drüben winkte die fruchtbare Nehrung mit ihren zahlreichen Forsten, und um das alles spannte das Meer seine weichen, schmeichelnden Arme, spielte die duftige Herbstluft in den eigentümlichen blauen

*) Man baute damals um Danzig viel Wein.

Tönen, die dieser nordischen Gegend fast einen südlichen Schimmer leihen. Kurz, es war kein Wunder, daß die beiden jungen Männer lange schwiegen, und daß endlich Janikowski in die Worte ausbrach: „A to pienknie!*) Wie in Paradies!"

Heinrich dagegen antwortete erst nach einer Pause: „Ja, es ist wunderschön. Und dazu hangen hier für mich so viel Erinnerungen wie Gräschen drüben am Wall."

„Ah," entgegnete Casimir verständnisvoll. „Aber das mich bringen auf mein Kapitel. Ihr mich das nicht verübeln. Ich sprechen wie Mann zu Mann, wie Freund zu Freund. Nicht?"

„Ei, versteht sich! wozu die Vorrede?" sagte Heinrich gutmütig, aber sein Gesicht nahm einen abwehrenden, fast zornigen Ausdruck an, als nach einigem Zögern und unter lebhaftem Erröten der Pole sprach: „Ihr also verzeihen, Ihr nicht Bräutigam zu — zu eine von die Rosen? Ihr schon wißt!"

„Was meint Ihr!" rief der junge Danziger hastig. „Wie kommt Ihr darauf?"

„O, Ihr mich versprechen?" sagte Janikowski vorwurfsvoll. „Ich — ich möcht wissen — ich fragen aus gutem Herz."

„Ich glaube das," erwiderte Heinrich und bot ihm die Hand. „Verzeiht mir, wenn es anders schien. Und um Euch genug zu thun: nein, ich bin mit keiner meiner Basen versprochen."

„O, is mir lieb! dachte schon. — Sagten mich Herr Eberhardt, sie nicht wären für mich zu haben. Und so meint ich — aber wenn nicht Ihr, nicht sonst eine ordentliche Mann mit sie verlobt, wollen Ihr mich helfen?"

---

*) Das ist schön!

Jetzt konnte sich Schütz des Lachens nicht enthalten. „Ihr geht schnell," sagte er. „Und vor allen Dingen müßte ich doch wissen, welche Ihr meint! Ihr sprecht ja immer von beiden!"

„Ei, und sonst Ihr hättet nichts dagegen!" rief Janikowski aufgeräumt.

„Ich? nun, ich kenne Euch als braven Mann, der mir zum Schwa— Vetter, wollt ich sagen, schon recht wäre. Aber kommt es denn auf mich an? Und dann, bedenkt, Ihr seid ein Fremder, anderen Glaubens, und, um Euch nichts zu verhalten, wißt Ihr, was einst hier an diesem Thore geschehen ist?"

Der Pole blickte fragend zu ihm auf. Dann, als begriff ers, ward seine Miene sehr traurig. „O," sagte er und schwieg dann eine Weile. Bald jedoch fuhr er lebhafter fort: „Aber Ihr so gut mit sie alle. Wenn Ihr mich wolltet helfen! Halten so viel auf Euch, das reputirlich Bürgermeister, die Frau Sabine und die Mädchen. Und ich ihr haben so lieb! Hat mich genommen mein Herz auf die erste Blick, muß ich haben ein anderes dafür."

„Aber welche? Ihr sagt mir immer nicht welche?" fiel Heinrich ungeduldig ein, und Janikowski rief: „O, jetzt ich merken! Also doch! Aber Ihr nicht meinen die — nun, was so holdselig war, was Euch beim Spiel gegeben hat den Kranz?"

Was aber Schütz jetzt erwidern wollte, blieb ungewiß, denn gerade hier zupfte man ihn am Aermel, und eine bekannte Stimme ließ sich vernehmen: „Mit Verlaub! aber was ich davon denken soll, weiß ich wahrhaftig nicht. Da seh ich Herrn Heinrich daherkommen und mein doch nicht anders, als er will meinem armen Haus die Ehre anthun. Mach also rasch alles propre, so wie ichs kann, hol ihm von dem Honig, den er immer so gern aß, und von meinem Brot dazu. Aber wer nicht kommt, ist Herr Heinrich. Endlich, wie mirs denn doch zu lang wird, guck ich heraus, und da steht er schon seit einer

halben Stunde und ſchwatzt mit einem von dieſen — na, ich will nichts weiter ſagen — und fragt nicht, ob die alte Trude noch auf der Welt iſt oder nicht.“

Das verwunderte Geſicht Janikowskis bei dieſer Philippika war höchſt ergötzlich anzuſehen, und Heinrich ſagte heiter: „Dies iſt meine frühere Kindsmagd, werter Herr,“ und zu ihr gewendet: „Ich war aber doch die ganze Zeit auf dem Wege zu Dir, Frau Trude, und Dein Honigbrot ſoll nicht vergebens aufgetragen ſein, das heißt, wenn ich dieſen Junker, der mein guter Freund iſt, mitbringen darf.“ Sie knixte und ſtrich wie verlegen an ihrer Schürze. „Aber das geht ja doch gar nicht,“ fuhr ſie endlich heraus. „Bedenk doch, Herr Heinrich!“ und ſie ſchaute nach ihrem Hauſe zurück, als ſtände dort das weitere geſchrieben.

„Du meinſt wegen Deiner ſonſtigen Gäſte? O, die haben von dieſem Herrn nichts zu fürchten. Sie haben ja außerdem ihr beſonderes Quartier! Ich wollte übrigens gern einmal ſehen, wie es ihnen geht.“ Und dem unzufriedenen Janikowski flüſterte er zu: „Wir ſprechen noch über das alles!“

„O,“ ſagte Trude, „das merkt man kaum im Haus. Der Alte liegt auf ſeinem Bett, und ſie, die Anna, das arme Ding ſitzt daneben und pflegt ihn und lieſt ihm vor und giebt ihm die Tropfen, die die Frau Bürgermeiſterin geſchickt hat, daß einem ganz andächtig wird, es nur zu ſehen. Aber“ — ſie blickte wieder auf ihre Thür und machte dann ein geheimnisvolles Geſicht — „in mein Haus, das hab ich geſchworen, kommt mir kein polniſcher Junker.“

„Ei, Trude, iſt das chriſtlich, ſo nachtragend zu ſein?“ ſagte Heinrich ernſter. Sie aber machte wieder eine bedeutungsvolle Miene; es war, als wollte ſie ihm etwas zu verſtehen geben, das er jedoch unmöglich erraten konnte, bis ſie auf einmal rief: „Na ja, da haben wir die Beſcherung! da kommen

ihrer noch zwei!" und Heinrich, der kaum seinen Augen traute, sah die Herren Luboßki und Lubenyi Arm in Arm auf sich zuschreiten.

Das Zusammentreffen schien auf beiden Seiten weder beabsichtigt, noch erwünscht, ja, die Herankommenden waren offenbar ein wenig befangen, als sie Heinrich und Janikowski erblickten, standen sogar einen Augenblick, als ob sie umkehren wollten, aber mit einem schnellen Entschluß setzten sie ihren Weg sogleich wieder fort und riefen schon in einiger Entfernung: „Ei wohlgetroffen, Freund Janikowski! sind also noch mehrere so klug gewesen wie wir!"

Der Name machte Frau Trude vollends ungehalten. „Wahrhaftig," sagte sie, das fehlte noch, daß so einer in mein Haus käme! Was zu viel ist, ist zu viel. Komm bald einmal wieder, Herr Heinrich, aber in besserer Gesellschaft!" und sie wandte sich kurz um zu gehen. Es verbesserte ihre Laune keineswegs, daß Luboßki ihr die Arme entgegenstreckte und deklamirte: „Wohin entfliehst Du, holde Schöne!"

„Wo Narrenpossen nicht angebracht sind," schalt sie zurück und eilte an ihm vorüber in ihr Häuschen, dessen Thür sie dröhnend schloß und verriegelte.

Die beiden Neuhinzugekommenen lachten mit stark aufgetragener Lustigkeit. „Wohl gar ein Stelldichein, das wir hier störten! Wer ist die gute Alte, werter Herr Dok[illegible]

Schütz, von dessen Anwesenheit sie [illegible] jetzt [illegible] zu nehmen schienen, gab die Erklärung [illegible] fügte hinzu: „Ihr müßt ihre Weise entschuldigen, sie hat von Euren Landsleuten nicht so viel Gutes erfahren, daß sie sich nach mehrerem sehnen möchte."

Darauf warf Lubenyi einen vielsagenden Blick auf Luboßki, und dieser sprach: „O, ich vergaß! Wir sind ja wohl gestern nicht im besten Einvernehmen von einander geschieden. Ich

ſoll ſogar das Schwert gegen Euch gezogen haben! Nun bei St. Hedwig! wenn dem ſo iſt, ſo weiß meine Seele nichts von alledem, was ich da geredet und gethan habe, und es wäre unbillig, wolltet Ihr mich entgelten laſſen, was doch am Ende nur Euer guter Wein verſchuldet hat."

Er ſagte dies in ziemlich eiliger und gleichgiltiger Weiſe, und indem er den jungen Danziger kaum dabei anblickte, Lubenyi aber fiel ein: „Dobrze tac! eine Erklärung, wie ſie nur ein edler Mann dem anderen machen kann! und es blieb am Ende für Heinrich nichts übrig, als die dargebotene Rechte ſeiner Gäſte anzunehmen. Er that es jedoch mit dem Gefühle des Unbehagens, das jeder Redliche empfindet, wo Schein und Weſen nicht übereinſtimmen, ohne daß man für letzteres einen Grund angeben könnte, als eben jenes Gefühl.

„Laßt uns nicht weiter davon ſprechen," ſagte er. „Wie kommts, daß Ihr, die ich in des Königs Geſellſchaft und bei der beſten Unterhaltung wähnte, hier gleich uns beiden die Einſamkeit und ſchöne Ausſicht aufſucht?"

„Die Ausſicht?" ſagte Lubomski, und ließ ſeine funkelnden Blicke mit Schnelligkeit nach allen Seiten ſchweifen. „Ja, ſie iſt noch ſchöner, als ich mir dachte. Die Wahrheit iſt, daß wir, Lubenyi und ich, uns nicht ſo früh aus den Betten heben mochten. Man hat hier wahrlich allzuviel Zerſtreuung in dieſer Stadt und ſehnt ſich zwiſchenein wohl nach Ruhe. Zudem verſtehe ich mich ſpottwenig auf Eure Schanzkünſteleien und Waſſerbauten, die man da heute beſichtigen will, und glaube ohne zu ſehen, daß Euer Hafen die ſieben Wunderwerke der Welt übertreffen mag. Mich locken ſolche Dinge nur, wenn ſie einem Feinde gehören."

„Warum?" fragte einer aus der Geſellſchaft.

„Weil ich dann denke, wie man ſie erobern könnte!" entgegnete Mieſko lachend. „Aber da bei Euch nie davon die

Rede sein kann, so wollten wir uns lieber zum Ratsball heute Abend die Köpfe abkühlen, als sie uns durch Salutschüsse, Flintensalven und Hurrahgeschrei noch wüster zu machen."

So plaudernd hatte er Heinrichs widerstrebenden Arm genommen und schlenderte gemächlich an der Barriere entlang bis zu dem Hause der Frau Krebs, wo er stehen blieb und rief: „Wahrhaftig, eine herrliche Aussicht! Wir dürfen wohl nicht hoffen, mit Eurer Freundin hier unsern Frieden zu machen, sonst würde es mir ein großes Vergnügen sein, einmal da hineinzuschauen."

„Ich fürchte, Ihr würdet den Versuch bereuen," erwiderte Schütz. Er selber wäre gar zu gern hineingegangen. Hätte er doch unter anderem die Fremden fragen mögen, was sie denn eigentlich außerhalb der Stadt unter dem Landvolk beobachtet hätten. Er hätte dadurch vielleicht einen Aufschluß über seine eigenen Wahrnehmungen gefunden, nach welchem er, trotz Neckerbarts Zurückweisung, noch immer, wenn auch in aller Stille, suchte. Aber in solcher Begleitung mußte er natürlich jeden Gedanken an derlei Nachforschungen aufgeben.

Bald traten die jungen Männer den Rückweg an, Lubowski in unermüdlicher Gesprächigkeit verharrend und offenbar bemüht, das Vergangene vergessen zu machen, Heinrich äußerlich ruhig und zu höflicher Entgegnung bereit, innerlich vergebens das Mißtrauen bekämpfend, Lubenyi zur Rechten seines Freundes, ihn überall nach Kräften unterstützend, und Janikowski zur Linken des seinen, schweigsam und wenig erbaut von dem Begegnen, das die ihm so wichtige Unterredung gerade an der interessantesten Stelle unterbrochen hatte. Nur einmal fragte er, was denn Frau Trude so schweres von seinen Landsleuten erlitten habe.

„O, das ist eine längst verschollene Geschichte," antwortete Heinrich, der nicht noch einmal die peinliche Sache berühren

mochte, und da die beiden anderen auch sehr neugierig schienen, noch mehr von dem resoluten Weibe zu erfahren, so erzählte er lieber einige komische Begebenheiten aus seinen Kinderjahren, worin sie eine Rolle spielte, und da auch Emma und Rose gelegentlich dabei vorkamen, so wurde Janikowski dadurch am Ende ebenso heiter gestimmt als seine Gefährten.

Sie alle sahen nicht, daß, als sie den Platz am Heiligen-Leichnamsthor verließen, aus Trudens verschlossenem Stübchen ein paar düsterer Augen ihnen aufmerksam folgte.

So wenig hörte oder ahnte Schütz, daß, als sie zu Hause angekommen waren, Luboßki auf seinem Zimmer zu Lubenyi sagte: „Ich treffe ihn wahrlich auf allen meinen Wegen! Psza krew! wann werde ichs ihm endlich heimzahlen dürfen!"

„Ihr hättet es aber auch sonst wohl kaum erreicht," meinte Lubenyi dagegen.

„Das Weib zu gewinnen! verbum slowo! es sollte doch nicht so schwer sein! — Nun und wenn nicht, so wird sich doch mit einer dieser Damen ein Abenteuer anknüpfen lassen," sagte der schöne Mieszko, und warf dem Spiegel einen Blick zu.

„Und Marina?" — „Ei was! Diene ich nicht ihr wie ihrem Vater? Zum mindesten kann ich mir den Weg, auf dem ich sie erreichen will, doch wohl so unterhaltend wie möglich machen!"

Aber schon, was Oheim Eberhardt erzählte, als er von der Fahrt nach Weichselmünde kam, war wohl dazu angethan, Heinrichs Sorge wachzuhalten. Mitten in seiner Schilderung der Schiffsmanöver und des königlichen Beifalls unterbrach er sich durch den Ausruf: „Aber — Dir kann ichs ja sagen, es ist nicht mehr alles wie gestern und ehegestern. Se. Majestät sprachen wohl just so viel und so natürlich. Aber — wie soll ich Dirs beschreiben? Es war, als wenn eine Glasscheibe wäre zwischen ihm und uns allen. Der arme Zierenberg fühlt es

sonderlich und hatte Mühe, sich nichts merken zu lassen. Aber — nun ja, eigentlich hat er selbst Schuld, oder vielmehr Du, denn Du hast uns alle erst darauf gebracht."

„Nun, nun," fuhr er fort, als er Heinrichs betroffene Miene wahrnahm. „Es ist nicht so schlimm gemeint und hätte auch so kommen können. Aber Herr Keckerbart, nachdem wir zu Nacht bei ihm waren, hat nachgeforscht und erfahren, daß, wie Du vor des Woiwoden Vorderthür Wache hieltest, er durch die Hinterthür einen Knecht geschickt hat, der noch gestern Abend aus der Stadt geritten ist. Daran wäre nun noch nicht viel gelegen, aber alles miteinander ist ihm, dem Syndiko, doch bedenklich gewesen, und er hats dem Schwager mitgeteilt samt der Predigt, oder was Du uns davon sagtest, und den trunkenen Reden des Luboßki. Und sie haben noch Herrn Adrian von der Linde zugezogen und sind am Ende einig geworden, daß da nichts und etwas sein könne, daß wir wohl Feinde hier haben mögen, daß sie uns aber schwerlich unter sothanen Umständen etwas anhaben könnten. Das einzigste, das mißlich sei, hat der Herr Vizepräsident gemeint, sei, daß der König noch die Privilegien habe, und so ja jene Schwanzfedern des Luboßki etwas zu bedeuten hätten, so könnten nur sie damit besagt sein. So haben sie denn beraten, und wie die beiden Bürgermeister gegangen sind, Seine Majestät zur Wasserfahrt abzuholen, so haben sie den Keckerbart mitgenommen, und ist der König geziemend und mit aller Devotion gebeten worden, der Stadt die Privilegien nun wiederum zurückzugeben. Der Bischof ist auch zugegen gewesen, und Seine Majestät haben zuvor nach ihm hingeschaut und dann gesagt, sie hätten bei all den Lustbarkeiten noch nicht Muße gefunden, sie zu studiren. Fügten darauf mit Lächeln hinzu: „Sie sind ja wohl in unseren Händen so gut aufgehoben als in Eurem Archiv." Mein Schwager sagte, daran könne kein Zweifel sein, nur habe nie zuvor ein

König die Privilegien länger behalten denn einen Tag, und der Syndikus setzte hinzu, sie wären der Stadt Kleinodien und er der Schatzmeister, so möchte man ihm die Aengstlichkeit zu gute halten, die er, der König, doch sicher von dem seinen fordern würde. Aber Seine Majestät mochten das nicht hören, und als sie darauf gebeten wurden, doch wenigstens den Tag zu bestimmen, da die Privilegien zurückgegeben werden sollten, thaten sie ganz empfindlich und sagten, es sei doch wohl zu hoffen, daß die Stadt sich auch fernerhin so verhalten würde, daß weder er, der König, noch sie etwas zu befahren habe, wer auch die Pergamente hüten möchte. „Jawohl," sprach darauf Herr Adrian von der Linde, „Treue um Treue, das war von je der Danziger Symbolum." Und so ging man zu Schiffe."

Achtes Kapitel.

Der scherzenden, der ernsten Maske Spiel,
Vereinigt uns aufs neu in diesem Saal.
Schiller.

Das prächtige Gewölbe des Artushofes strahlte im Scheine von tausend Kerzen. Durch drei Stockwerke sich erhebend und von vier schlanken Säulen getragen, markirten sich seine gotischen Spitzbogen in wundervollen Licht- und Schattenmassen, während die tiefer angebrachten, aus drei verschiedenen Jahrhunderten stammenden Wandverzierungen in tageshelle Beleuchtung hervortraten. Kunstvolle Gitter von Schmiedeeisen, und braunes Täfelwerk bezeichneten sechs Nischen, deren jede mit einem großen Gemälde und Statuen von mannigfacher Bedeutung und sehr verschiedenem Kunstwert verziert war. Hier und da war

auch Malerei und Skulptur mit einander verbunden, so daß einzelne Figuren reliefartig hervortraten. Weiter unter lief ringsumher ein sehr fein gemalter Fries, stets in einer gewissen Beziehung mit dem darüber befindlichen großen Bilde. Denn diese Nischen waren die bestimmten Sitz- und Sammelplätze der sechs Genossenschaften oder Bänke, in die sich die Patrizier damals theilten, und eine jede suchte die ihre aufs beste und Sinnigste zu schmücken. Im Hintergrunde des weiten Saales aber stand der gewaltige altertümliche Schenktisch und der Riesenofen, der noch heute als eine der größesten Merkwürdigkeiten gilt, und dessen buntgebrannte Kacheln je ein Portrait oder eine mythologische Figur zeigen. Und von der hohen Decke hernieder hingen zierliche Schiffe mit bunten Wimpeln, zur Festesfeier mit Lichtern besteckt, und schwankten in der erwärmten Luft, daß die Geweihe der unter ihnen thronenden Hirsch- und Elchköpfe die wunderlichsten Schattenspiele sehen ließen.

In diesem glänzenden und doch behaglichen Raum bewegte sich am Abend nach den vorher erzählten Begebenheiten eine fröhliche, phantastisch und reich geschmückte Menge, denn der Rat veranstaltete zu Ehren des Königs einen „Mummenschanz" wie man damals noch sagte, während schon wenige Jahrzehnte später die „Masquerade" an seine Stelle trat. Es ging indessen dabei kaum anders zu als heutzutage, nur, daß man mehr Wert auf den Reichtum als auf die Treue des Kostüms legte, und namentlich bei dieser Gelegenheit war es den Meisten weit mehr darum zu thun, ihren besten Staat zu zeigen, als sich unkenntlich zu machen. Die Ratsherren erschienen in voller Amtstracht, nur mit langen, über den Rücken fallenden Mänteln und kleinen venetianischen Halbmasken. Ihre Frauen trugen meist nur das Haupt mit einem dichten Schleier verhüllt, unter welchem sich der ehrwürdigste

Matronenanzug und achtunggebietende Juwelen ungehindert zeigten. Der Woiwod, Jakob Weyer, war ohne jede Verkleidung, ebenso wie der Bischof, und der König trug zwar einen einfachen Domino, gab sich aber sonst nicht die geringste Mühe, seinen Rang zu verbergen, und jedermann im Saale wußte, daß er es war, der nach dem ersten feierlichen Umgang so eifrig die Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm, und sich von Martin Opitz, den man auch (trotzdem, daß er als Virgil erschien!) sofort erkannte, mit höchstem Interesse den Fries erklären ließ, der damals erst ganz kürzlich vollendet war.

Die junge Welt begegen verstand es schon besser, sich zu verlarven. Da sah man Rattenfänger aus Ungarn, Bajazzos aus Italien, Kosacken und galizische Juden, Türken und Armenier mit ihren Damen, nebst spanischen Granden und Eskimos zwischen werderschen und kassubischen Bäuerinnen und anderen Gestalten, aus welchen man beim besten Willen nichts zu machen wußte. Namentlich waren die Polen erfinderisch gewesen, denn wie sie auch herabsehen mochten auf das „Bürgervolk", welche Pläne auch manche von ihnen im Innern hegen mochten, so genossen sie doch das ihnen dargebotene Vergnügen mit vollen Zügen, und waren keineswegs so gesonnen wie Herr Eberhardt, welcher schreibt, es sei ein „miserabler Spaß, wo man seiner eigenen Geschwister Kinder nicht mehr herausfindet."

Auf seine Nichte Rose war dies indessen kaum anzuwenden. Sie war als Gärtnerin gekleidet, allein die schönen, roten Ohrgehänge, die Heinrich ihr verehrt, hatte sie doch nicht zu Hause lassen mögen, und so war sie allen ihren Freunden kenntlich genug. Auch Janikowski, der als sizilianischer Fischer erschien (oder wie er sich einen solchen dachte!) hatte sich dieses Geschmeide wohl gemerkt und folgte ihr wie ihr Schatten, glücklich, wenn er sie zu einem Tanz erobern konnte, ein Vorzug, um den sich viele mit ihm stritten. Denn ihre Heiterkeit

und ihr harmloſes Geplauder machte ſie heute zur geſuchteſten Tänzerin, und fröhlich ſchwamm ſie in dem Strom der Freude.

Johanna im Gegenteil hätte ſich gar zu gerne wieder dieſem Strudel entzogen, allein die Mutter hatte ihr vorgeſtellt, ſie, als des Bürgermeiſters Tochter, dürfte nicht die abweiſen, die ja der Stadt Gäſte ſeien, und ſo ließ ſie ſich geduldig zu einer Mazurka und Pavana nach der andern führen, bis ihre ſchüchterne Einſilbigkeit die Herren langweilte, und ſie am Ende kaum noch aufgefordert ward. In einem Winkel lehnend, ließ ſie ihre Augen ſuchend durch das bunte Gewühl ſchweifen; wie einſam und fremd fühlte ſie ſich darin! All dieſe ſtarren Larven und verdeckten Geſichter ſchienen ihr ſo ſeltſam, ſo unwahr und ſo tot, als möchten unheilvolle Geſpenſter dahinter ſtecken, und hätte ſie dort drüben nicht ihre Eltern ſitzen ſehen, ſie würde ernſtlich Furcht gehabt haben. Auch ihres Vaters Stirn erſchien ihr ſo düſter, oder täuſchte ſie ſich darin? Ach, wäre doch dies Feſt erſt vorüber, oder hätte ſie wenigſtens ihren letzten Cavalier gebeten, ſie zu ihrer Mutter zu geleiten!

Auf einmal rauſchte ihr zur Seite ein Seidengewand, und mit einem Turban und lang herabwallenden Schleier, der irgend eine orientaliſche Tracht andeuten ſollte, näherte ſich ihr eine weibliche Geſtalt, ergriff ihre Hand und ſchrieb darein das Wort „Sirene“. Johanna zuckte unwillkürlich zuſammen. Wer mochte das ſein? Die Haltung des Kopfes, das überlegene Lächeln kamen ihr indeſſen bekannt vor, und ſie flüſterte: „Biſt Dus, Emma?“

„Still, Kind, keine Namen hier, das iſt gegen den Brauch, verſtehſt Du? Wie biſt Du denn ſo allein hier? iſt keiner Deiner Ritter mehr da? Du haſt ſie geſtern auch allzuſehr abfallen laſſen.“

„O, Emma, ſprich mir nur davon nicht mehr!“

„Ei warum denn? biſt Du nicht ſtolz darauf? Du warſt

ja gestern die Gefeiertste von allen! Aber freilich Gunst und Ansehen wollen nicht bloß erworben sein, man muß sie sich auch zu erhalten wissen."

„Ach, ich begehre nicht danach," sagte Johanna aufrichtig.

„Gar nicht? und von niemand? Nun, dann bist Du ein Welttwunder! Was ich sagen wollte, wo ist denn unser Vetter aus der Jopengasse? Meinst Du nicht auch, daß er seine Basen dieser Tage recht gröblich vernachlässigt?"

„Ich weiß nicht, wo er ist," antwortete Johanna, worauf Emma eine kurze Umschau hielt und fortfuhr: „Ah, ich sehe ihn schon! Der Ritter dort bei dem Ofen! Soll ich ihn herwinken?"

„O nein, ja nicht!" bat die andere, indem sie die Hand der Cousine ergriff. „Wie weißt Du denn überhaupt, daß er es ist? Noch dazu aus solcher Ferne!"

„Schatz, solltest Du ihn nicht erkennen? Das ist doch wahrlich keine Kunst! Giebts denn hier oder auch in der Stadt nnr einen, der ebenso groß wäre! Geh, Du verstellst Dich, Du kennst seine Größe und Gaben besser wie ich!"

„O, Emma, wirklich" —

„Aber, Kind, wozu es streiten? Meinst Du, ich könnte Deine Maske nicht so gut durchschauen, wie eben jetzt die seinige? Auch verarge ich Dir sicherlich nicht, daß Du — nun, wir verstehen uns schon! Was ich nicht begreife, ist nur, wie man ihm um dieses Kleinen willen untreu werden kann!"

Der armen Hanna war zu Mute, wie einem scheuen Vogel, der sein Nest im tiefsten Schatten des Gebüsches baute, und dem auf einmal der schützende Ast hinweggerissen wird, um helles Tageslicht und ein Paar mutwillig spähende Menschenaugen zugleich eindringen zu lassen. „Was meinst Du?" stammelte sie in höchster Verwirrung.

„Auch das solltest Du wirklich nicht wissen? Man sagt

doch sonst, daß Eifersucht scharf sieht! O, Du hast mich oft gedauert, wie es ihr glückte, ihn rasch zu gewinnen. O, sie ließ ihm ja gar nicht Zeit, zu wählen, überall wußte sie ihn an sich zu ziehen, und nun, weil er einmal nicht schnell genug ihr zu Diensten war, giebt sie ihm den Laufpaß und thut vor seinen Augen mit einem andern schön. Sieh nur, wie er traurig dasteht, der arme Junge! Ich glaube nicht, daß er den ganzen Abend schon einen Schritt getanzt hat. Wahrhaftig, Bäschen Rose versteht es, Staarmatze abzurichten!"

Jedes Wort von Emmas boshafter Zunge war wie ein Gifttropfen in Johannas Ohr gefallen. Zuerst mehr geahnt, als verstanden, wurde ihr doch am Ende der Sinn klar, und der ängstliche Blick ihrer schwarzen Kinderaugen ging in einen zürnenden über, wie ihn noch niemand an ihr wahrgenommen hatte.

„Pfui, Emma," sagte sie leise aber nachdrucksvoll, „wenn Du Deiner Base Glimpf und Namen so wenig schonst, solltest Du doch wenigstens vor ihrer Schwester schweigen."

Die andere schwieg wirklich betroffen still. „Ei, Täubchen," sagte sie dann, „habe ich so die Galle in Dir erregt. Ich sagte es doch wahrlich nur aus Mitleid mit Dir. Aber so geht es immer, wer uns den Schaden anzeigt, den behandeln wir, als hätte er ihn uns gethan. Hätte ich gewußt —"

„Nein, nein," fiel Johanna ein, „ich glaube, daß Du es nicht böse meintest, aber bitte, sag mir so etwas nie wieder."

„Ich verstehe," sagte die Base und wandte sich nach der andern Seite, denn eben war ein Tanz zu Ende, und Rose näherte sich den beiden mit schnellen Schritten.

„Du bists doch, Schwesterchen?" sagte sie heiter, „und hast den schönen Walzer nicht getanzt? O, wie mir das leid thut!"

Johanna faßte nur schweigend ihre Hand, und die Base

erwiderte an ihrer Stelle: „Ei, man sitzt schon gern einmal! man macht dabei so allerlei Beobachtungen.“

„O, das ist Emma!“ lachte Rose. „Was hast Du denn beobachtet, Du schlimme Base?“

„Ach, nicht viel! nur eine Rose, die sich in einen Schmetterling verwandelt hatte, und dem, der sie zu haben meinte, ein Schnippchen schlug.“

Der Ton, in dem sie es sagte, sollte scherzhaft sein, klang aber äußerst spitz, und des Bürgermeisters älteste Tochter, die nicht gewohnt war, sich unangenehme Dinge sagen zu lassen, warf stolz das Köpfchen zurück und sagte: „Soll darin eine Moral für mich stecken? Nimm Dich in acht, Base, allzu scharf macht schartig.“

Im nächsten Augenblick war ihr Gesicht schon wieder in heiterem Frohsinn Janikowski zugekehrt, der sie um den nächsten Tanz bat. Aber ehe sie ihm noch antworten konnte, sagte jemand hinter ihr: „Welche ist hier meine Nichte Rose?“ und als sie lachend erwiderte: „Ich, Oheim Eberhardt!“ fuhr er fort: „Die Mutter möchte Euch zwei Worte sagen,“ und schnell gehorchend ging sie mit ihm hinüber.

Bald kehrte sie mit langsamerem Schritt zurück und sagte halb scherzend, halb bekümmert: „Verzeiht, die Mutter will, daß ich den Tanz versitze, damit ich mich nicht allzu sehr erhitze.“

„O,“ sagte Janikowski bedauernd, „aber dann Ihr erlauben, daß ich ihn neben Euch verstehen,“ (welches letztere Wort er, wie man sieht, nicht im gewöhnlichen Sinne brauchte). Sie aber rief: „Ei, nicht doch! tanzt lieber hier mit meiner Schwester.“

Emma, die während dieser kleinen Scene mehrmals verstohlen Johanna am Ärmel gezupft hatte, flüsterte jetzt: „Du wirst Dich doch nicht so zum Notnagel machen lassen,“ aber sie erstaunte abermals, als die schüchterne Base sich mit einem

ganz kühl abwehrenden Blick gegen sie erhob und Janikowskis dargebotene Hand annahm. Verdrossen wollte auch sie den Platz verlassen, als sich ihren Argusaugen neue Weide darbot.

In phantastischem, reich verziertem Brigantenkostüm nahte sich Rose Zierenberg eine schlanke, elegante Männergestalt und sagte mit weicher, wohllautender Stimme: „Darf ich hoffen, daß Ihr wenigstens diesmal für mich frei seid?"

„Leider nein," entgegnete sie leichthin.

Seine dunkeln Augen glühten durch die Maske, doch sagte er wie vorhin: „Aber bedenkt, schöne Grausame, daß es das dritte mal an diesem Abend ist, daß Ihr mir diese Antwort gebt. Zum wenigsten zeigt mir Euren jetzigen Tänzer an, damit ich ihn an seine Pflicht mahne."

„Es ist der schöne Pole," dachte Emma König. „Alles reißt sich um diese hochnäsigen Präsidententöchter."

Rose Zierenberg erwiderte indessen: „Ich habe ihn selber fortgeschickt," und fügte auch die Ursache bei; allein der stolze Räuber wollte dies nicht annehmen, sondern sagte: „Die Schönen wissen, daß Versagen sie nur begehrenswerter scheinen läßt. Doch einer Mutter Wort hindert nicht im Ernste einer Tochter Belieben."

Es lag etwas in seinem Ton, das sie verletzte, und so entgegnete sie kurz angebunden: „Da werdet Ihrs in Danzig anders finden! Hindert mich meiner Mutter Wort, so hindert mich auch mein eigener Wille."

„Ich verstehe," sagte er gereizt; sie aber fuhr freundlicher fort: „Ei, Herr, Ihr müßt nichts anderes darin suchen, als ich meine. Wie könnte es Euch kränken, da ich doch nicht weiß, wer Ihr seid. Wer sich vermummt, muß denken, daß man nur zu seinem Kleide spricht."

Er lachte. „Also, wenn ich erklärte, daß ich in Euch die liebenswürdigste Evastochter fand, der ich je mein Herz zu

Füßen legte, würdet Ihrs auch annehmen, als Eurem Kleide gesagt?"

„Gewiß, und von Eurem Räuberrock; denn in eigener Person würdet Ihrs doch wohl nicht nachsagen, daß es da so oft gelegen hat."

„Ei, verbum slowo, Ihr klopft mir das Kleid etwas stark," sagte er; dann sich tief zu ihr herabbeugend, fuhr er sanft flüsternd fort: „Und wenn ich nun in eigener Person spräche: Grausame, holdeste Rose Zierenberg, so gewiß ich Deine Reize unter jeder Hülle erkennen würde, wird auch in jeder Verkleidung meine Liebe Dir nachjagen, wie der Falke dem Birkhuhn, und nicht eher ruhen, bis sie sich einer Gunst von Dir rühmen kann?"

Während Luboßki so im schmelzendsten Ton seiner Stimme sprach, ließ er zugleich das Feuerwerk seiner heißesten Blicke spielen und ergriff zum Schluß die Hand des jungen Mädchens, um stürmisch einen Kuß darauf zu drücken.

Aber des Bürgermeisters Tochter zog sie hastig zurück und sagte: „Gemach, Herr Räuber! So bekannt sind wir doch nicht. Vergeßt nicht, daß da drüben mein Vater nnd meine Mutter sitzen."

Ton und Geberde waren abweisend genug, aber der eitle Pole wollte sie nicht verstehen. „Also zu gelegener Zeit!" sagte er lächelnd, „und den nächsten Tanz zum mindesten werdet Ihr mir nicht versagen!"

„Doch, Herr," erwiderte sie sehr bestimmt, „ich hab ihn nicht frei; aber lieber würde ich den ganzen Abend sitzen, als mit Euch tanzen, wenn Ihr so dreist seid."

„Ah," sagte er, sich zornig emporrichtend, wandte sich aber gleich darauf noch einmal zu ihr: „Eine Frage: Ihr wißt noch immer nicht, wer ich bin?"

„Ich wollt es lieber nicht wissen," entgegnete sie, worauf

er verſetzte: „Gut, ich werde es merken,“ ſich kurz verneigte und Emma König aufforderte, die ſeine Hand annahm.

Was letztere über Heinrich Schütz behauptet hatte, war nicht ganz unrichtig. Er ſpürte wenig Luſt zu Tanz und Scherz. Schon in der Kindheit nachdenklich und voll ernſten Strebens, war er in früher Jugend hinausgeſandt in die Einſamkeit der Fremde, ſo war er reif geworden im Denken und ſelbſtändig im Handeln; aber ſein Gemüt war ernſt geworden, im innerſten Kern verſchloſſen, und die Tändeleien der Jugend hatten keinen Reiz für ihn. Andern zu Liebe mochte er ſich wohl an harmloſen Luſtbarkeiten beteiligen und war, wie erſichtlich, durchaus kein Spielverderber. Aber die verſchiedenen Erlebniſſe der letzten Tage und Wahrnehmungen, von denen ſpäter die Rede ſein wird, verſetzten ihn allmählich in eine Stimmung, die wenig zu dieſem Feſte paßte, und vergebens ſuchte er das ruhige Gleichgewicht in ſich wieder herzuſtellen. Dazu ließ die blanke Templerrüſtung ſeine Höhe noch mehr hervortreten und reizte andere, ihn anzureden. „Ritter,“ hatte ihm eine Orientalin geſagt, „ſchnallt den Panzer feſter um Euer Herz; es möchte ſonſt von Dornen geritzt werden,“ und ein Bajazzo, der mit ſeiner Narrenpritſche hin- und herſprang, ſagte: „Templer, ſuchſt Du den Stein der Weiſen, oder ſinnſt Du noch dem Rätſel von geſtern nach?“

„Wer Du biſt, iſt mir wenigſtens nun kein Rätſel mehr,“ entgegnete Heinrich, wie jener polniſch ſprechend, worauf ihm zur Antwort ward: „Und doch weiß ich eins, das alle Ratsherren dieſer Stadt nicht löſten, auch nicht mit Deiner Hilfe, noch aller ſieben Weiſen Griechenlands.“

„Du auch! das wär ich neugierig zu hören,“ ſprach Schütz nicht ohne Spannung, aber der Schalksnarr lachte: „Wie, ſollteſt Du nicht das Rätſel kennen, womit ſich das ſchöne Weib einſt von Euren Schöffen das Leben erkaufte, weil ſies nicht raten konnten?

Auf Ilo geh ich,
Auf Ilo steh ich,
Auf Ilo seht Ihr mich hübsch und fein.
Nun ratet, Ihr Herren, was kann das sein?

Da hatte sie ihren Hund, Ilo, getötet und aus dem Fell sich Schuhe machen lassen. So mußten sie sie ledig lassen, die Tropfe! Und Ihr könnt daraus ersehen, daß der Schlaueste immer zuletzt lacht!" Damit schwang er die Pritsche und sprang hinweg. Heinrich jedoch mußte unwillkürlich seinen Reden nachdenken. Hatten sie keine Beziehung mit anderen, die er in letzter Zeit gehört hatte?

Aber was hatten seine Sorgen und Beobachtungen bisher genützt? Sie hatten einige der besten Männer der Stadt mißtrauisch und unruhig gemacht, und, wenn Oheim Eberhardt Recht hatte, waren sie an des Königs Verstimmung schuld. Denn das war gewiß, der zeigte sich anders als gestern: durchaus kühl und gemessen; freundlich hatte er nur mit Martin Opitz gesprochen. — So hatte es Herr Neckerbart doch wohl getroffen, als er Heinrich den Rat gab, sich nur um das Seinige zu kümmern! — Allein, was war jetzt seine Lektion? Er blickte auf die Basen drüben, die er jetzt alle Drei erkannte, und zu denen sich eben Janikowski gesellt hatte, und sagte sich als Antwort auf seine Frage mit Lächeln: „Ich glaube, dort steht sie geschrieben!"

Ein schwarzer Domino berührte seinen Arm. „Seid Ihr, wozu dies Kleid Euch verpflichten sollte?" raunte eine dumpfe, fremde Stimme.

„Wozu könnte es mich verpflichten, wozu ich nicht schon als Mann berufen wäre?"

„Vielleicht mir zum Beistand."

„Ich müßte Euch kennen und wissen, wozu."

„Ihr würdet es wissen, wenn Ihr heute in das Haus getreten wäret, wo man Euch so begierig erwartete."

Heinrich stutzte. „Ihr begehrt im Ernste etwas von mir," sagte er.

„Nicht viel," antwortete der Fremde, „nur wenn Ihr mir den hier zeigen könntet, der jüngst durch Eure Schuld vom Pferde fiel, so würde ichs Euch Dank wissen."

Das Staunen des jungen Danzigers mehrte sich. Wer war dieser ihm gänzlich unbekannte Pole, der so genau über ihn unterrichtet war, und dessen Augen fast zu düster blickten für diese Gelegenheit? „Ihr seid doch hoffentlich sein Freund?" sagte er, denn da Luboßki sein Hausgenoß war, kannte er dessen Verkleidung.

„Er hat keinen besseren, so lange er redlich ist," sprach der Fremde, und Schütz versetzte: „Das war sehr wohl bemerkt. Nun seht, der ists, der drüben mit der Gärtnerin spricht." Der Pole blickte eine Weile schweigend hinüber; sein Ausdruck verfinsterte sich mehr und mehr. „Wer ist sie?" sagte er endlich mit seltsam erregtem Ton. Allein Heinrich achtete in diesem Augenblick mehr auf Rosens unwillige Haltung, als auf die Stimme seines Nachbars.

„Ich kann Euch nicht mehr darüber sagen, als daß sie mich zum nächsten Tanz erwarten wird," sagte er, „darum verzeiht," und mit flüchtigem Gruß verließ er den Fremden und begab sich so schnell, als es möglich war, ohne Aufsehen zu erregen, nach der anderen Seite des Saales. Doch hatte Rose den zudringlichen Räuber bereits aus dem Felde geschlagen und saß eben allein, als der Vetter zu ihr herantrat. Sie war gleichwohl sehr erfreut darüber, und wenn sie ihn auch mit einer Neckerei empfing, so erkannte er doch ganz deutlich, daß ihr etwas Unangenehmes begegnet war. Doch erwiderte sie auf seine dahin zielende Frage leichthin: „Ei, Narrenreden muß man nicht weitersagen. Die Herren aus Polen denken,

wir Danzigerinnen ſind hier bei dem vielen Waſſer zu Gänſen geworden.“

Bald waren ſie beide im eifrigen Geſpräch, und erſt das Schweigen der Muſik unterbrach ſie darin. Dann führte Heinrich die Baſe zu einer Art Quadrille, von welcher der Berichterſtatter nur ſagt: „Sie tanzten da dem König zu Ehren noch einen beſonderen Firlefanz,“ und in welcher unter allerlei ſymboliſchen Beziehungen die vier Elemente auftraten und zwar gehörten Roſe und ihr Vetter, ſie, als Pflegerin der Blumen, er, als Träger des Metalls, zu den Vertretern der Mutter Erde, wonach man ſich einen Begriff von der Anordnung des Ganzen machen kann. Dennoch gefiel es den Zuſchauern nicht minder als geſtern das Singſpiel und den meiſten Mitwirkenden vielleicht noch beſſer, und Roſe Zierenberg ſtrahlte und ſchwebte bald wieder in heiterſter Luſt an ihres Tänzers Arm.

Und doch folgten ihr zwei Augen, die ſich ihrer Erſcheinung vor allen hätten freuen ſollen, mit trübem, beſorgtem Blick. Sabine hatte die kleine Scene zwiſchen der Tochter und Luboßki nicht beobachtet, wohl aber die lange und lebhafte Unterhaltung mit Heinrich. Sie war offenbar ernſt und eingehend, aber Sabine hätte kein Arg gehabt, wenn nicht ihr Bruder Eberhardt mit ſchlauem Blinzeln geſagt hätte: „Nun, Frau Schweſter, gefällt es Dir ſo beſſer als vorhin? Da ſitzt ſie ja ganz ehrbarlich mit unſerem lieben Neffen. Ei, unſere Roſe weiß, was ſie wert iſt.“

Und über eine kleine Weile, als ſchon das „Ballet“ begonnen hatte, wie mans damals nannte, und die beiden Genannten ſich vor allen Mittänzern hervorthaten, ſprach die freundliche Gattin des Ratsherrn Wieſe: „Gelt, Frau Gevatterin, wird man nicht bald das Lobelbier bei Euch trinken? Wahrhaftig, es giebt kein ſchmuckeres Paar im ganzen Saal, und ſoll mich freuen, mein Patchen im Brautkranz zu ſehen.“

Sabine fühlte sich durch diese Rede betroffen. Rose und Heinrich! der Gedanke war ihr noch niemals gekommen. Aber freilich, wo hatte sie ihre Augen gehabt? Wer war denn stets miteinander gegangen in diesen vierzehn Tagen? Wer hatte miteinander gelacht, geplaudert und kleine Neckereien ausgetauscht, indes „ihr Kind“ kaum beachtet daneben stand? Ein bitteres Gefühl wollte Sabinens Herz überkommen. Sollte sie auch diese Hoffnung zu Grabe tragen? Sollte auch ihrer einzigen Tochter der Kelch beschieden sein, den sie in ihrer Jugend hatte kosten müssen? Ihre Blicke suchten Johanna, konnten sie aber nirgend entdecken, und wanderten darum immer wieder zu den Tanzenden hinüber, während sie sich bemühte, die Reden und Fragen ihrer Nachbarinnen gleichmütig zu beantworten.

Doch noch anderswo im Saale beobachtete man das schöne Paar mit Aufmerksamkeit. Neben Emma König in einem einsamen Winkel stand ihr letzter Tänzer, Mieszko Lubosski. Sie hatte seine Bemühungen um Rose gesehen, wenn auch nicht jedes Wort ihr Ohr erreicht hatte. Aus Widerspruch gegen die Base hatte sie ihm die Hand gereicht, aus Eitelkeit zeigte sie sich ihm so liebenswürdig, so witzig wie möglich. Der feine Cavalier sollte sehen, daß es hier noch andere gab, denen man huldigen könnte, als des Bürgermeisters stolze Töchter, ja, die wohl imstande wären, sie auszustechen. Es schien ihr vollkommen zu gelingen. Der Pole sagte ihr die blühendsten Complimente, dagegen die beißendsten Bemerkungen über andere, und beide fanden so großes Gefallen an dieser Unterhaltung, daß sie diese auch jetzt noch fortsetzten.

„Ah,“ sagte Lubosski, „dort bewegt sich ja auch einmal unser stählerner Hauswirt; ich glaubte anfangs, er wäre auch eins von diesen Ritterbildern und zum Zierrat an den Pfeiler gestellt. Oder hat ihn auch nur ein Zauber ins Leben zurückgebracht?“

„Es wäre immer möglich," erwiderte Emma lachend; „wenn man nur wüßte von wem er ausginge!"

„Nun, vielleicht von seiner Tänzerin dort! Wer ist die kleine Eidechse, die um diesen Baumstamm schlüpft?"

„Wie?" rief Emma fast laut, „solltet Ihr in Wahrheit die nicht mehr kennen, die" —

„Ah, ja, nun erkenne ich sie, die Zierenberg, ein ganz hübsches Mädchen!"

„Hübsch? Man nennt sie hier eine Schönheit! Und die Schwester wird von vielen noch schöner gefunden."

„Es mag sein! Für mich ist die wahre Schönheit nur da, wo Witz und Verstand sich dazu gesellen," sagte er, sich vor Emma verneigend, die sich Mühe gab, ein befriedigtes Lächeln zu unterdrücken.

„Ei, Ihr wollt nicht sagen, daß es meinen Basen daran fehlt," sagte sie dann. „Freilich sind sie — nun man darf es wohl sagen — etwas zu stolz auf ihre Gaben. Indessen, ist es ihre Schuld? Wenn von Jugend auf so viel geschmeichelt wird —"

„Gewiß eine kleine Demütigung wäre der größte Dienst, den man ihnen leisten könnte. Und Ihr meint, die Rotwangige hätte jenen Zauber auf den Herrn Doktor ausgeübt?"

Luboßkis Augen blitzten, als er das sagte; Emma jedoch entgegnete mit verstellter Zurückhaltung, darüber dürfe doch sie, als Base, nicht sprechen; und die Unterredung spann sich noch lange im Flüsterton fort. Das junge Mädchen schien sich gegen irgend etwas zu sträuben. „Aber es ist doch gewiß, daß es nur Scherz ist?" wiederholte sie zu verschiedenen Malen, und erst, nachdem er es mit den eindringlichsten Beteuerungen bejaht hatte, sagte sie: „Gut, ich will versuchen, was sich thun läßt, aber" —

„Meine Ehre zum Pfande!" gab er zur Antwort, und

ſie, beſorgt, die Aufmerkſamkeit anderer möchte ſich auf ſie lenken, wandte ſich von ihm. Sie zuckte erſchrocken zuſammen, als aus dem Schatten hinter ihr ein ſchwarzer Domino ihr entgegentrat und ziſchelte: „Hüte Dich! Was er auch geſagt haben mag, es war eine Lüge!“ Allein, noch ehe ſie ſich zu einer Antwort ſammeln konnte, war die Geſtalt ihren Blicken entſchwunden, ſo plötzlich, wie ſie aufgetaucht war.

Auch Johanna ſah dem Ballet mit ſeltſamen Empfindungen zu. Sie ſaß nicht weit von der Mutter, doch hinter derſelben und verſteckt hinter den Schleiern und bauſchenden Atlas- und Brokatgewändern der Ratsdamen. Sie hatte nicht auf Emmas Worte hören wollen, aber ſie brannten in ihrem Herzen, und während ihre Augen den Bewegungen der Tanzenden folgten, legte es ſich darüber wie ein Schleier. Lange jedoch ertrug ſies nicht. „Ohm, guter Ohm,“ flüſterte es auf einmal hinter Herrn Eberhardt, „wollt Ihr mich nach Hauſe bringen, daß niemand etwas davon merkt, und mich nachher bei den Eltern entſchuldigen?“

„Hanna, Kind, was fehlt Dir!“ hätte er beinahe laut gerufen, aber ſie legte ſo ernſt und flehend den Finger auf den Mund, daß er wohl ſchweigen mußte, und da das in die Jopengaſſe führende Hinterpförtchen des Saales nicht allzuweit war, ſo gelang es ihm wirklich, ihren Wunſch zu erfüllen, noch ehe Sabine oder Heinrich Schütz, die es beide im Willen hatten, ſich nach ihr umthun konnten.

Draußen fragte Herr Eberhardt wohl noch mehrmals ſorglich und dringend, ob ſeiner Hanna etwas geſchehen ſei, erhielt aber keine andere Antwort, als: „Ich kanns nicht aushalten, das viele Getümmel. Es macht mir den Kopf ſo wüſt und weh. Aber wenn ich nur erſt in die Stille komme, ganz in die Stille, da wird es bald vorübergehen.“

Dem guten Oheim wäre es vielleicht nicht ſo geglückt,

dieſen Ausgang heimlich zu bewerkſtelligen, wenn nicht unmittelbar nach dem Ende des „Ballets“ König Ladislaus ſich erhoben hätte, um das Feſt zu verlaſſen. „Wir ſind durch dieſer Tage Ergötzlichkeiten und andere Vorkommniſſe faſt zu ſehr fatiguiret worden,“ ſagte er zur Erklärung, „bitten aber, daß unſeretwegen ſich niemand in der Fortſetzung ſeiner Luſtbarkeit ſtören laſſe.“

Unter allſeitigen Ausdrücken des Bedauerns gab man ihm das Geleit. Zierenberg dankte im Namen des Rates für das Erſcheinen des Königs und bat noch einmal, in allem nur „die gute Meinung anzuſehen, wie ſchwach es auch ausgefallen ſein möchte,“ worauf Ladislaus ablehnend erwiderte: „Ich wüßte nicht, wie es glänzender hätte ſein mögen,“ und ſich verabſchiedete, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen. Diejenigen, die zu ſeiner nächſten Begleitung gehörten, folgten ihm natürlich, und auch Weyer und der Biſchof ſchloſſen ſich an. Als aber Letzterer ſich an der Thür Herrn Zierenberg empfahl, und dieſer noch einmal ausſprach, wie ungern er ſolch hochverehrte Gäſte ſo frühe ſcheiden ſähe, erwiderte jener mit großer Freundlichkeit: „Ja, leider verbietet mir mein Stand, mich länger als der König in einem Tanzſaal aufzuhalten, ſonſt ginge ich ſicher noch nicht heim. Der Abend iſt ſo ſchön! fürwahr, wenns Euch gefällig wäre, ſo möcht ich noch ein wenig mich mit Euch hier im Mondenſchein ergehen, als wär ich ein ſechzehnjährig Jungfräulein.“

Der Bürgermeiſter vermutete, daß dies nicht ohne Abſicht geſagt war. Er ſelber hatte gewünſcht, mit dem Biſchof zu ſprechen, wenn es nur hätte frei herausgeſchehen mögen. So aber fühlte er, er müſſe auf der Hut ſein, ohne zu wiſſen, wovor, und ſeinem aufrichtigen Gemüt widerſtrebte die Diplomatie.

Sie ſchritten eine Weile an dem Brunnen, in deſſen

Wasserstrahlen der Mondschein gaukelte, bewundernd auf und nieder. Dann sprach der Bischof: „Werter Herr, Euch drückt etwas. Es ist mein Amt, wie Ihr wißt, beschwerte Seelen zu beraten und Frieden zu bringen und zu erhalten, wo ich immer kann.“

Es klang ausnehmend freundlich, ja herzlich, allein Herr Zierenberg entgegnete mit einer gewissen Zurückhaltung: „Ein schönes Amt! Ich hoffe aber, hier ist es nicht von Nöten. Sr. Majestät sind doch in Wahrheit nur ermüdet und es ist nichts geschehen, das gute Einvernehmen zu stören?“

Ein forschender Ausdruck seiner Augen, nicht ganz frei von Mißtrauen, entging hierbei dem aufmerksamen Beobachter nicht, doch erwiderte er mit überlegener Sanftmut: „Und das fragt Ihr im Ernst? Solltet Ihr mit Eurem scharfen Blick nicht gesehen haben, seit wann der König sich anders gegen Euch zeigt? Ich weiß, Ihr habt in der besten Absicht gehandelt; aber wenn Ihr aus irgend einem Grunde Argwohn hegtet, urteilt selbst, ob es weise, ob es vorsichtig war, es dem König merken zu lassen, gerade nachdem er so überaus gnädig sich Euch erwiesen hatte?“

„Wir haben es mit Dank und Freuden erkannt,“ sprach wieder Zierenberg. „Aber thaten wir denn mehr als unsere Pflicht, als wir um Rückgabe unserer Privilegien nachsuchten? Es ist wider alles Herkommen, daß man sie uns länger vorenthält.“

„Wie braucht Ihr so harte Ausdrücke!“ sagte der Bischof mit Kopfschütteln. „Denkt, wenn ein Unberufener sie ihm hinterbrächte!“

„Ich wollte nur sagen,“ fuhr Herr Johannes ruhiger fort, „daß wir keinem Rechte Sr. Majestät zu nahe getreten sind. Aber wir stehen im Dienste der Stadt wie des Königs und wären unnütze Knechte, wenn wir, was sie uns anvertraut, nicht hüteten wie unsern Augapfel.“

„Und sollten," entgegnete Bischof Stanislaus flüsternd und mit feinem Lächeln, „sollten dazu auch die Hakenschützen dienen, die heut so stattlich und so zahlreich überall an unserm Wege aufgestellt waren? oder die verschärften Wachen an den Thoren? Der arme Herr Weyer! er sandte nur nach einem Kleid, das er am heutigen Abend zu tragen gedachte! und als er hörte, wie man seinen Boten angehalten und inquirirt, schwur er im höchsten Zorn, es nicht zu tragen, und wenig fehlte, er wäre gar nicht erschienen! Nun, das mag Euch wenig kümmern! Der König aber, glaubt mir, hat diese stillschweigende Drohung sehr übel empfunden. Ich kenne ihn vielleicht besser als ein anderer, und ich versichere Euch: er hat das edelste, das großmütigste Herz! Er ist ein Freund des Volkes und Pater patriae der schönste Titel, nach dem er strebt. Allein Mißtrauen — wo er Vertrauen zeigte — das vergiebt er nie."

Der Bischof hatte mit Salbung und Wärme gesprochen, der Bürgermeister lauschte verwundert und voll Zweifel. Was er durch Heinrichs Angaben erfahren hatte, mußte ihn gerade in dem Prälaten einen heimlichen Feind vermuten lassen. Aber war diese offene Sprache die eines Ränkeschmieds?

„Und gäbe es wirklich kein Mittel, Se. Majestät zu versöhnen?" sagte er nach einer Pause. „Wir haben doch wahrlich nicht im Entferntesten daran gedacht, ihn zu beleidigen, sondern allein ihm Ehre anzuthun, auch mit den Hakenschützen, davon Ihr spracht, wiewohl Ihr solches nicht zu glauben scheint. — Ihr ließt mich hoffen, daß Euch die Eintracht am Herzen liege. Solltet Ihr, so Ihr unsere gute Gesinnung erkenntet, sie nicht auch dem König darlegen können? Als Diener des Friedens, als der, so ihn am besten kennt?"

Der Bischof wiegte leise das Haupt. „Ihr macht es mir dringend," sagte er, „aber es würde wenig nützen! Seines

Herzens Empfindungen ſind unbeugſam. Aber ſo Ihr meinen Rat begehrt — Widerrede würde den König nur darin beſtärken! — beweiſt ihm durch die That, daß Ihr ihm trauet, ſo wird auch ſein Vertrauen Euch zurückkommen."

„Gott weiß," entgegnete der Bürgermeiſter, „daß wir nichts beſſeres wünſchen, denn unſerm gnädigen Herrn unſere Treue zu zeigen! Wie das aber jetzt in beſonderer Weiſe geſchehen ſoll, iſt mir unbekannt."

Biſchof Stanislaus ſchwieg eine Weile und ſchien zu überlegen. „Ich wüßte wohl die Weiſe," ſagte er dann, „aber ich weiß nicht, ob ſie Euch wohl klingt." Und Zierenberg rief: „O, ich bitte Euch, ſprecht! Für jede Wahrheit will ich dankbar ſein!"

„Nun, ſo hört," fuhr der andere fort, indem er ſeinen Arm ergriff und langſam am Gitter entlang ſchritt. „Aber Ihr müßt nicht glauben, daß ich hier ex officio rede! — Nein, nur als ein Freund des Königs — und der Eurige, ſo Ihr es wollt! — Des Herrn höchſter Wunſch iſt, Sonntag als am Michaelisfeſt mit ſeinem Hofe hier in aller Feierlichkeit die Meſſe zu hören. Macht ihm das möglich, und Ihr werdet höher ſtehn in ſeiner Gnade, als je vorher."

„Wie das!" rief Herr Johannes, „ſteht ihm denn das nicht frei auch ohne uns und zu jeder Zeit?"

„Hinter Schloß und Riegel meint Ihr, in ſeinem Quartier, oder wenn es hoch kommt, bei den Dominikanern. Ich aber meine ein Hochamt in Eurer Hauptkirche öffentlich und prächtig, wie es einem Fürſten ziemt an einem Feiertage."

„Haltet ein!" unterbrach der Bürgermeiſter, dem bei dieſem Geſpräch der Schweiß auf die Stirn getreten war. „Ich ſehe, daß Ihr Scherz mit mir treiben wollt, denn nimmermehr könnt Ihr im Ernſte fordern, daß wir unſere Pfarrkirche dem — dem alten Glauben wieder aufthun."

Des Bischofs Augen funkelten, doch sagte er mit kühler Ruhe: „Ich fordere nichts; ich gab, wie Ihr wißt, nur meinen Rat, den Ihr zu hören wünschtet."

„Ja, aber sicher keinen Friedensrat. Oder meint Ihr, das Volk von Danzig würde ruhig zusehen —"

„Ei nun, das Volk! das ist eine thörichte Masse. Aber ein weiser Mann, wie Ihr, der weiß, was ihm eines Fürsten Gunst wert ist, der eine Sache vorzutragen versteht, lenkt es am Ende, wohin er will. Hat man nicht vor dem so manche Messe gelesen in St. Marien? und dünkt Euch oder sonst jemand die Kirche darum entweiht? Ist sie nicht erbaut von frommen Kindern unserer heiligen Mutter, der katholischen Kirche, wie alle anderen Gotteshäuser dieser Stadt? Doch hat Euch diese milde Mutter, die Ihr so gern der Unduldsamkeit zeiht, seit hundert Jahren ungekränkt darin nach Eurer Weise predigen lassen."

„Herr," sagte Zierenberg tief aufatmend, „ich will mit Euch über diesen Punkt nicht streiten. Aber Ihr kennt unsere Danziger schlecht, wenn Ihr wirklich denkt, sie wären durch solche Worte zu gewinnen, mich aber wahrhaftig noch schlechter, wenn Ihr glaubt, daß ich um alle Könige der Welt also gegen mein Gewissen spräche. Aber ich meine, es war nur so von Euch proponirt, um etwa meine Ansichten zu hören."

„Ich sehe," sagte der Prälat mit milder Trauer, „daß wir uns nicht verständigen werden; wir thäten daher wohl besser, nicht weiter davon zu reden. O, es war unbedacht, daß ich in irriger Meinung über Euch und weil ich dem König zu dienen hoffte, Euch seine geheimsten Wünsche verriet! Jedenfalls gehe ich um eine Erfahrung reicher zu Bette und weiß Euch Dank, daß Ihr vor mir die Maske abgenommen habt." —

„Ich trug noch nie eine solche, wie Ihr meint," erwiderte

Herr Johannes, „und verstehe so wenig, womit ich Euch jetzt zu nahe getreten bin, als ich die plötzliche Ungnade Sr. Majestät begreifen konnte. In jeder billigen Sache wird man mich willig und treu erfinden."

„Es thut mir leid, in Wahrheit, es thut mir leid," fuhr der Bischof in demselben schmerzlichen Tone fort. „Welche Folgen kann nun mein unzeitiges Sprechen haben! Darf ich wenigstens hoffen, daß Ihr gegen andere über diese Unterredung schweigt? Oder wollt Ihr mit Euren Kollegen noch einmal meinen Vorschlag in Erwägung ziehen? Ich wiederhole es, es giebt kein anderes Mittel, den König zu besänftigen."

„Dann werden wir, ob auch mit schwerem Herzen, darauf verzichten müssen," versetzte Zierenberg, „ich gebe aber doch die Hoffnung nicht auf, daß sich Se. Majestät noch anders besinnt."

Stanislaus schüttelte das Haupt. „Ich warne Euch vor unzeitigen Schritten, wiewohl Ihr meinen Warnungen wenig Gehör schenkt. Ueberlegt es mit Euren Freunden, und wäre es nur bis morgen Abend! Und laßt vor allem den König nicht ahnen, was ich Euch aus guter Absicht sagte. Ich kann mir wahrlich diese Voreiligkeit nicht verzeihen!"

Der Bischof nahm Abschied, als läge ihm viel daran, jeder weiteren Frage so schnell wie möglich zu entfliehen. Sobald er indessen allein war, verwandelte sich seine trübe Stirn in eine triumphirende, und er sagte zu sich selbst: „Es geht über alles Erwarten. Noch zwei Worte in Ladislaus Ohr, und die Kluft zwischen ihm und der Stadt ist nicht mehr zu überbrücken. Der Funke ist hineingeworfen und wird fortglimmen! Ein günstiger Windstoß kann dann leicht das übrige thun."

Der Tanz im Artussaale endete fast zur selben Zeit, wie das Gespräch der beiden Herren draußen am Brunnen. Die

Fröhlichkeit war nach und nach ganz eingeschlafen; es war, als ob etwas in der Luft läge, das schwül und niederdrückend wirkte. Nur Emma König schien am Ende heiterer als am Anfang; der schöne Pole, der leidenschaftlichste Tänzer und der galanteste Cavalier von allen, zeichnete sie offenbar aus, und Rose Zierenberg ward nicht mehr von ihm beachtet.

Diese war übrigens auch unter den letzten, die sich noch der Lustbarkeit erfreuten, und Frau Sabine war genötigt, sie ernstlich zu rufen, als sie gehen wollte. Johannas Abwesenheit erfüllte sie trotz ihres Bruders Erklärungen mit banger Sorge, mehr noch, was sie vorhin durch fremde Anregung beobachtet hatte, und als Heinrich herankam und bat, sie noch begleiten zu dürfen, um zu hören, wie es dem Bäschen gehe, sagte sie ziemlich kurz: „Das eilt jetzt nicht und wird morgen schicklicher sein.“ Rose aber, die auch noch den letzten Kehraus mit Janikowski getanzt hatte, erhielt darüber daheim einen Verweis, der sie mit heißen Thränen zu Bette sandte. „Denn,“ sagte die Mutter, „Du solltest wahrlich besser wissen, was Dir, als Deines Vaters Tochter, ziemt, und einen Mann, deß Vater die Stadt so schwer gekränkt und Deine Schwester beinahe zu Tode geritten hat, nicht so behandeln, daß er sich gar noch andere Dinge einbilden mag, wozu er doch, wie Du wohl am besten weißt, nicht die geringste Ursache hat.“

Neuntes Kapitel.

Nun stört Geschrei und wilder Streit
Des schönen Tages Festlichkeit.
Scott. Jungfrau vom See.

Der folgende Morgen schien grau verschleiert in Johann Zierenbergs Gemach und weckte ihn aus schweren Träumen, die

spät erst seinem bangen Grübeln und Sinnen ein Ende gemacht hatten. Auch wollte seine Seele gleich mit dem ersten Gedanken aufs neue aufseufzen, als es aus einem andern Zimmer leise und lieblich an sein Ohr klang:

„Gott will ich lassen raten,
Der alle Ding vermag;
Er segne meine Thaten,
Mein Vornehmen und Sach!
Denn ich ihm heimgestellt
Mein Leib, mein Seel, mein Leben
Und was er sonst gegeben:
Er machs, wies ihm gefällt!"

„Hast Recht, kleine Hanna," sagte halblaut der Bürgermeister, „und auch unsere gute Stadt soll in Gottes Hand gestellt sein. Der wolle sie schützen bei ihren Rechten und sonderlich ihr das Licht des lieben Evangeliums erhalten. Wir aber wollen thun, was unsere Pflicht ist, unbeirrt, und so wir keinen Anlaß geben, was will man uns am Ende anhaben?"

Unter solchen Gedanken legte er seine Kleider an bis auf den goldbordirten Rock, den zu tragen ihn ebensowohl ein Pergament berechtigte, wie ihm ein anderes Macht gab, „allezeit mit rotem Wachse zu siegeln," und begab sich dann nach kurzer Begrüßung der Seinen sogleich in sein Arbeitszimmer. Denn es war schon ziemlich hoch am Tage und Adrian von der Linde, der zweite Bürgermeister, sammt Daniel Keckerbart erwarteten ihn schon, begierig, ihre gestern gemachten Beobachtungen mit dem Freunde auszutauschen. Als Zierenberg jedoch erzählte, was ihm der Bischof am Brunnen gesagt, geriet Herr Adrian, der ein sehr lebhafter Mann war, in eine große Aufregung, und rief, indem er vom Stuhl sprang:

„Es ist Verrat! Das ist so klar wie der Tag. Zuerst fordert man unsere Privilegien ein, dann sollen wir die Rückgabe erkaufen, indem wir auf das heiligste verzichten. Freilich,

nur so aus Gefälligkeit, aber man kennt das! Reich dem Teufel die Hand nur dar, so hat er dich bald ganz und gar! Eine öffentliche Messe in unserer Stadt, und die katholische Kirche besteht darinnen wieder zu Recht!"

„Ereifert Euch doch nicht so," sagte Zierenberg besorgt, daß irgend ein Fremder, wohl gar Fürst Jablunka, der bei ihm logirte, aufmerksam werden könnte. „Ihr wißt so gut wie ich, daß dies nimmermehr geschehen wird."

„Nein, sicherlich nicht," fuhr Herr von der Linde fort. „Die Herren vergessen, daß sie in unsern Mauern, in unsern Händen sind" —

„Das ist es eben," fiel Zierenberg schnell ein, „sie sind unsere Gäste, und als solche dürfen wir sie nicht beleidigen, und wäre auch nicht Se. Majestät in ihrer Gesellschaft."

„Und darum sollen wir den Eingriff dulden? Ich fordere, Herr Präsident, daß Ihr noch heute den Rat einberuft, und wären sie zu scheu, unsere Freiheit mit Kraft zu wahren, so soll die Gemeinde den König nötigen, die Privilegien herauszugeben."

Herr Zierenberg, erschreckt und unzufrieden, wollte eben nachdrücklich Einspruch erheben, als sich des Syndicus ruhige Stimme vernehmen ließ: „Damit thut Ihr vielleicht Sr. Hochwürden den größten Gefallen."

„Wie meint Ihr?" riefen beide Bürgermeister.

„Ich meine, daß die Messe einem Bischof mehr am Herzen liegen muß, als einem König, zumal wenn die Stadt vormals zu seinem Sprengel gehörte; auch daß jener viel zu klug ist, um zu denken, daß Ihr ihm darin ohne weiteres willfahren werdet. Wenn ers Euch also sagt, so hat er einen anderen Zweck."

„Das hab ich all die Zeit gedacht," sprach Zierenberg, „nur kann ich nicht erraten, welchen."

Herr Adrian dagegen rief: „Ich verstehe! Ihr meint, sie wünschen vielleicht gerade, daß eine Unruhe werde in der Stadt, und übereilt sich dieser oder jener, so wollen sie dann zur Strafe die Privilegien vernichten.“

„Halt,“ sagte Zierenberg aufstehend, „solches hinterlistigen Verhaltens ist der König nicht fähig!“

„Vielleicht nicht,“ entgegnete der Syndikus.

„Wir wollen prüfen,“ sprach der Bürgermeister erregt. „Ich glaube nicht, daß er so gesonnen ist, wie man uns möchte glauben machen. Wir werden ihn ja sehen nnd es merken. Nur daß das Volk in guter Ordnung gehalten wird, daß man uns nichts vorwerfen kann! Ich zweifle nicht, daß wir seine Freundschaft wiedergewinnen.“

„Gut,“ stimmte endlich auch Adrian bei, „laßt uns die Augen aufthun, aber wo es noth thut, auch die Lippen. Gerade aus, das ist die beste Politik!“

»Cum grano salis!« fügte der Syndikus bei, und Zierenberg sprach noch weiter aus, wie sie sich abwartend verhalten wollten und der rechten Zeit wahrnehmen, bis Eberhardt König erschien, der vom Rate erwählt war, mit den beiden Bürgermeistern dem König bei der heutigen Ergötzlichkeit aufzuwarten.

Ein Volksfest sollte vorläufig den Abschluß der Empfangsfeierlichkeiten bilden, denn die Woche war bereits bis zum Donnerstag vorgeschritten, und Freitag sowohl wie Sonnabend wurden und werden noch heute in polnischen Landen als gleich strenge Fasttage innegehalten.

Zwar waren im allgemeinen die niederen Schichten der danziger Bevölkerung, in denen, wie überall, die Gegensätze der Nationalität und des Glaubensbekenntnisses weit schärfer hervortreten, als bei den Gebildeten, den polnischen Besuchern nicht allzu günstig gesinnt. Den König zu sehen, war ihnen freilich eine große Freude, aber mehr der Merkwürdigkeit halber als

aus Anhänglichkeit an seine Person und Krone. Dagegen hatte der Uebermut seiner Magnaten und Schlachtizen dem gemeinen Manne oft genug Gelegenheit zur Klage gegeben, und besonders der Bischof, als der nächste Grenznachbar des Stadtgebiets und Besitzer einiger Kolonien, deren Bewohner mit den danziger Gewerken in ewiger Nebenbuhlerschaft und Hader lebten, erfreute sich beim Volke sehr geringer Gunst.

Um so notwendiger hatte es der Rat erachtet, durch eine Belustigung, wie die heutige, auch die unteren Stände heranzuziehen, wohl wissend, daß gemeinsame Fröhlichkeit die Herzen eint; auch wollte man die polnischen Knechte und Dienstleute, die ihre Herren begleitet hatten, nicht ganz leer ausgehen lassen.

Unter den Fenstern des Königs, mitten auf dem langen Markte, waren deswegen Schranken errichtet, innerhalb deren allerhand burleske Schaustellungen stattfanden, als Sacklaufen, Ringen, ein Zweikampf mit langen Sandbeuteln, die mit der Geschicklichkeit eines Rapierfechters geschwungen wurden, und dann ein etwas gefährlicherer Streit zwischen einem Bären und einem Bullen, der mit dem Siege des Ersteren endete.

Hierauf folgte eine Pause der Erholung, während welcher ein langsam fahrender Wagen die Runde um den Platz machte, von welchem vermittelst Stangen und zahlreicher Schnüre unaufhörlich Bratwürste unter die Menge geschleudert wurden, zum Besten derjenigen, die eine ergreifen und abreißen konnten, und ihre wunderlichen Sprünge trugen nicht wenig bei zur Heiterkeit der Zuschauer. Dann gab es bald noch andere Kurzweil.

„Die Fleischer warfen," wie mein Gewährsmann schreibt, „einen Mann, eine Frau und ein Kind zierlich auf einer Ochsenhaut in die Höhe, die Reifschläger führten einen Tanz auf mit Faßbändern, und zuletzt gab es Schauklettern. Ein Mastbaum, wohl einhundertundzwanzig rheinische Schuh lang,

war von unten bis oben mit Seife wohl beſchmieret, und hingen an der Spitze Rock, Weſte, Hoſen und Stiefel, dazu eine Börſe."

Natürlich entwickelte ſich hier der lächerlichſte Wetteifer, den man ſich denken kann. Manch geſchmeidiger Schiffsjunge und wohlgeübter Matroſe klomm unter verzweifelten Anſtrengungen und dem Zujauchzen der Umſtehenden vielleicht zu halber Höhe hinauf; mit geröteten Wangen und fliegenden Haaren blickte er ſchon voll Siegeshoffnung hinauf, und: „Er kriegt es!" ſchrie man von unten. Da geriet ſeine Hand unverſehens an eine beſonders fett beſtrichene Stelle, und unter noch lauterem Jubelruf glitt er pfeilſchnell herab, die tiefer Hängenden unaufhaltſam mit ſich ziehend. So währte der Spaß wohl eine Stunde, und Hoch und Niedrig lachte und klatſchte in die Hände, daß der Marktplatz wiederhallte. Denn alle Fenſter waren ſo dicht beſetzt von den Patriziern und ihren Gäſten, daß die vielen übereinander getürmten Stockwerke wie die Logen eines Rieſentheaters erſchienen, und unten ſtand das Volk ſo eng um die Schranken und drängte ſich an den Treppen und Beiſchlägen, daß ein hineingeworfener Apfel den Weg zum Boden nicht gefunden hätte.

Der König ſaß inmitten ſeiner Großen in einem breiten Bogenfenſter ſeines Hauſes. Er ſah ſehr bleich aus, und hatte auf Zierenbergs unterthänige Frage geantwortet, er habe dieſe Nacht zu wenig geſchlafen. Er ſchenkte auch den Vorgängen unten eine mattere Teilnahme als ſein geräuſchvolles Gefolge, doch war er gegen die Ratsherren durchaus höflich und ſagte am Ende mit aufrichtiger Bewunderung: „Bei St. Hedwig, die danziger Herren wiſſen ſich in Reſpekt zu ſetzen und die Ruhe zu erhalten! In Warſchau oder Lublin hätte man bei ſolchem Gedränge da unten ſchon längſt eine Schlägerei auseinander treiben müſſen."

„Ei," antwortete der Bürgermeister, „es müßten ja arge Heiden sein, wenn sie in Gegenwart Eurer Majestät sich nicht im Zaume halten könnten!" Der Fürst Jabluuka aber meinte: „Es ist eben deutsches Blut schwerfälliger und träger und daher friedlicher als das unserer edeln, feurigen Nation!"

Der König lächelte nur leise, indem er die Augen etwas sarkastisch zusammenkniff, sagte aber nichts. Auch hätte das helle Lustgeschrei der Menge in diesem Augenblick jede Antwort übertönt; denn einem kleinen, spindeldürren Burschen war es gelungen, die Spitze der Stange zu erreichen, und atemlos, aber glückselig lächelnd hielt er sich jetzt an den sie umgebenden Astresten, um sich die daran hängenden Herrlichkeiten eins nach dem andern zuzueignen. Das war noch immerhin mühselig, und Späße und Gelächter begleiteten von unten jeden erfolgreichen oder mißlungenen Griff, bis endlich auch das letzte, die Geldbörse, in seinen Händen war.

Die übrigen Gegenstände hatte er größtenteils herabwerfen müssen, und ein polnischer Knecht, der vorhin gleichfalls einen Versuch gemacht hatte, emporzuklimmen, fing den fallenden Rock auf, und, war es nun Ernst oder Neckerei, genug, er suchte damit das Weite zu gewinnen. Vielleicht wäre ihm dies geglückt, da fast alle Blicke nach oben gerichtet waren, aber indem er den Fuß hob, um über die Umzäumung zu springen, fühlte er sich von zwei kräftigen Armen gefaßt, und ein zorniges Weib rief ihm zu: „Warte, Du langfingeriger Flohkrebs! Willst Du meinem Jungen seinen sauer erworbenen Wams stibitzen, darin er sich zu Michaelis will konfirmiren lassen!"

Ein Ruck an dem zottigen Haar des Polen machte ihm diese Rede noch eindrucksvoller, und da er zugleich durch einen Holzsplitter gehalten und empfindlich gekratzt ward, glaubte er sich in Gefahr und stieß einen kläglichen Hilferuf aus. Eine Anzahl seiner Landsleute sprang alsbald über die Schranken,

städtische Leute thaten dasselbe. Die einen wollten dem Bedrängten beistehen, die anderen gedachten die Ordnung aufrecht zu erhalten. Auch der Ratsherr Wiese eilte herbei, dem es aufgetragen war, darüber zu wachen, und rief in großem Schrecken: „Um Gott, ihr Leute, Ruhe! um der Ehre willen der Stadt Danzig!" Und so allgemein war die damit ausgesprochene Empfindung auch unter den niedrigsten im Volke, daß der Tumult augenblicklich stockte. Frau Trude Krebs, die streitbare Amazone, ward mit Güte und Gewalt von ihrem Opfer getrennt, und dem Knechte redete man zu, den Rock zurückzugeben. Der aber sah sich kaum in Freiheit, als er sein Beutestück hoch in der Luft schwang und ausrief: „Ist Betrug! ist nicht sein! hat mit Kreide angemachtsdas Stangen!"

Ein großer, weißer Fleck an dem Kleide bewies, daß seine Behauptung gegründet war, und als man an den übrigen Sachen ähnliche Spuren fand und endlich gar ein Kreidebröckchen, nahm Geschrei und Lärmen überhand. Die Danziger lachten und riefen scherzhafte Drohworte hinauf, die Polen höhnten und schalten, und man umdrängte den Mastbaum, daß er wankte. Der kleine Uebelthäter blickte halb ängstlich, halb schlau in den Menschenknäuel unter sich; seine Mutter aber, die sich trotz ihrer Leibesfülle auch über die Umzäunung geschwungen hatte, schrie: „Komm Du herunter und fürchte Dich nicht! dem setz ich meine zehn Gebote ins Gesicht, der Dir an das Deinige will, dem Neidhammel!" schob links und rechts die Umstehenden zurück und stellte sich, die Arme in die Seite gestemmt, als eine respektable Schildwacht neben die Stange. „Kommt an, wenn Ihr das Herz habt, Ihr polnischen Lederriemen, ihr ausgetrockneten Aalhäute!" und so in unerschöpfter Flut regneten drastische Benennungen auf ihre Widersacher herab, ob auch Herr Wiese einmal über das andere rief: „Frau Trude, Du redest Dich an den Kaak!"

Der ganze Vorgang hatte so sehr das Ansehen einer derben Posse, daß der König samt seinem Gefolge herzlich darüber lachte, und da die Bürgermeister selber einschreiten wollten, meinte Ladislaus: „Gönnt uns den Schwank noch eine kleine Weile. Es ist wahrlich der lustigste, den man uns heute zum besten gegeben."

In diesem Augenblick ertönte ein furchtbarer Schrei und hemmte eine Sekunde lang den Puls in allen Adern. Der polnische Knecht, mit dem Frau Trude zankte und der von andern weiblich verspottet ward, hatte plötzlich wuterfüllt dem Mastbaum einen Ruck gegeben, daß die Spitze weit hinausfuhr, und der Knabe, der eben seinen Ruhepunkt verlassen wollte, stürzte, des Haltes beraubt, aus der Höhe herab und lag regungslos auf den Pflastersteinen des Marktes. Die Stange selbst, aus dem Gleichgewicht gerissen, senkte sich langsamer nieder, so daß die Menge Zeit gewann, sich zu teilen, ehe sie mit donnerndem Schall auf den Boden schlug.

Einen Moment, wie gesagt, stand alles in starrem Entsetzen, aber im nächsten schon strömte es in einander in wilder Empörung. Die Schranken zerbrachen wie leichte Spähne, und racheschnaubend suchte man den Unheilstifter zu ergreifen. Seine Landsleute, die sich vorher schon zu seinem Beistand in die Umzäunung gedrängt hatten, nahmen ihn schützend in ihre Mitte, und zwei Parteien standen sich auf einmal kampfbereit gegenüber.

„Die Polen, die Polen! sie morden uns unsere Kinder!" schrie die unglückliche Mutter und warf sich über ihren leblosen Knaben, und: „Nieder mit den Polen!" scholl es über den ganzen Marktplatz. „Nieder mit den Ketzern!" klang es von der andern Seite, und jede vorhandene Waffe war entblößt. Die Ratsherrn vermochten nicht, das dichte Getümmel zu durchbrechen. Man drang in die Häuser, um eisernes Gerät

zu suchen. Die polnischen Edelleute stürzten heraus, den Ihrigen zu Hilfe; von der Thür des Schenkenhauses her fiel ein Schuß unter die Menge, und die aus dem Boden gerissenen Steine flogen als Antwort gegen die Fenster, von welchen der König und sein bestürzter Hofstaat in Eile flüchteten. Johannes Zierenberg mit den beiden andern Ratsherren hatte beim Ausbruch dieses Tumultes sogleich seinen Platz verlassen, um ihm mit aller Macht Einhalt zu thun, allein Weyer, der Woiwode, vertrat ihm mit zürnender Miene den Weg.

„Ich hoffe doch," sagte er, „daß Ihr bleiben und mit Eurer Person für die Sicherheit des Königs haften werdet."

„Ja, recht!" rief der König in höchster Erregung, indem er mit zitternden Händen die Portiere des inneren Gemaches ergriff, in das er sich zurückziehen wollte, „die Proconsules bleiben hier in Unserer Nähe, und bei der heiligen Jungfrau, Euer Leben für das Unsere!"

„Aber ich bitte um Gott, Ew. Majestät wollen wenigstens einen von uns entlassen," bat Herr Johannes, viel mehr geängstet durch das, was draußen geschah, als was ihm hier innen widerfahren möchte; „für Eure und all der Euren Sicherheit bürge ich allezeit mit Gut und Blut; jetzt aber könnte ich vielleicht mit wenig Worten großem Unheil wehren."

Ein Steinwurf fuhr in diesem Augenblick herein, und Ladislaus verschwand hinter dem seinen Fingern entgleitenden Vorhang. Die Edelleute seiner Umgebung eilten hinab, um die Thüren zu verbarrikadiren, und Jakob Weyer erklärte den Bürgermeistern, er würde jeden von ihnen erstechen, der sich nur dem Ausgange des Saales nähern würde. Herrn Adrians stürmisches Verlangen, daß man sie hinauslasse, erwies sich so machtlos, als Eberhards Versuche, vom Fenster aus das Volk zu beruhigen, und ebenso vergeblich suchte Zierenberg durch eindringliche Bitten und Vorstellungen den Bischof zu gewinnen.

„Das also ist die Antwort auf meine Ratschläge!“ war alles, was er in entrüsteter Wehmuth sagte. „O, wie bitter habe ich mich getäuscht;“ und achselzuckend folgte er dem Könige.

Zehntes Kapitel.

Wehe dem Manne,
Den weibliches Erröthen mutig macht!
Don Carlos.

Auch Frau Sabine hatte eine unruhige Nacht gehabt; ihr Herz war tief bekümmert und ihr Gewissen strafte sie. Zum ersten Male in ihrem Leben mußte sie sich vorwerfen, ungerecht gewesen zu sein gegen die, welche ihr die nächsten waren. Oder hatte nicht Rose ein gleiches Recht an sie als Johanna? Und wie hatte sie sie hart angelassen, nicht Janikowskis wegen — da hätte sies vielleicht verdient — sondern vielmehr um Heinrichs willen, der sie ihrer Schwester vorzuziehen schien und sie noch hatte nach Hause begleiten wollen! Und warum sollte er denn nicht? War nicht Rose ein hübsches, gutes und liebenswürdiges Mädchen? und war er nicht sein freier Herr? Aber doch, wenn Sabine des Blickes gedachte, mit dem er am ersten Abend Johanna begrüßt hatte, so wollte es sie bedünken, als läge in seinem jetzigen Verhalten eine Treulosigkeit, deren sie ihren Liebling nicht schuldig wissen wollte, und dann wieder wollte ihr die Hoffnung zuflüstern, daß alles nur Täuschung sei und ihr Wunsch sich dennoch erfüllen würde. So folgten sich die Gedanken in ununterbrochener Reihe, um stets da wieder anzulangen, wo sie ausgegangen waren, obwohl sie sich recht ernstlich darum schalt und sagte: „Hast du dein Leben lang allein geschaut, wie Gott es fügen möchte, und willst nun doch,

daß es nach deinem Kopfe geht?" Aber ach, dies eine, das ja so selbstlos schien, woran sie so viele Jahre still hoffend gehangen, als an dem Lohn ihres früheren Entsagens, wie war es schwer, auch hierauf zu verzichten!

Ihr einziger Trost war immer, daß Johanna noch im Gemüt ein Kind sei, und nicht wissen würde, was sie verlor, wenn sie es denn verlieren müßte. Sie ahnte nicht, welch scharfer Strahl die Knospe gestern getroffen hatte, nicht welchen Kampf die junge Seele jetzt eben kämpfte. Johanna war Sabinens Tochter, sie verschloß ihre Empfindungen in sich, und als sie Morgens der Mutter die Hand küßte, war ihre Miene so ruhig und klar wie gewöhnlich, während Rose müde und (wohl in Folge des gestrigen Verweises) bekümmert darein sah. Sabine umarmte denn beide mit gleicher Herzlichkeit und nahm sich vor, geduldig zuzuwarten, was auch geschehen möge, aber sie dachte doch mit einer gewissen Bangigkeit, daß Heinrich um die Erlaubnis gebeten hatte, mit seinen Gästen von hier aus dem Schauspiel auf dem Markte zusehen zu dürfen. Ein stundenlanges zwangloses Beisammensein der jungen Leute führte vielleicht die Entscheidung herbei, die sie doch so gern hinausgeschoben hätte, „nur bis die Polen fort sind, und man wieder zur ruhigen Besinnung kommt," sagte sie sich. Auch gefiel ihr die Aufmerksamkeit, die Janikowski gerade ihren Töchtern schenkte, sehr wenig, obgleich sie kaum etwas anderes darin sah, als die Galanterie, wodurch sich die polnischen Edelleute überhaupt hervorthaten.

Es kam ihr daher vor wie ein rettender Ausweg, als im Laufe des Vormittags Emma König vorsprach und „die gute Muhme" inständig bat, daß „die lieben Bäschen" den Tag bei ihr zubringen dürften. Ihr Vater, der schon lange Witwer war, hatte aus diesem Grunde die Einquartierung verbeten; dagegen hatte er heute gerade „den Bräu" im Artus-

hofe, welcher bei den großen Bürgern der Reihe nach umging, und hatte es übernommen, die ganze Volksmenge nach dem Spiel mit Bier zu regaliren. Sie sei daher, so fuhr Emma fort, heute ganz allein zu Hause ohne einige alte Jungfrauen, die sie eingeladen „für das Decorum, Tantchen," fügte sie scherzend hinzu. „Für mich zur Freude aber möchte ich diese beiden haben, und Du weißt, man kann bei uns so hübsch alles sehen, weit besser als bei Euch hier in dem Eckhaus. Darum, hoffe ich, sie werden gegen mich nicht so hartherzig sein wie gegen einige ihrer Tänzer."

Unter anderen Umständen würde Sabine bei einem Menschenzudrang, wie er heute in der Stadt war, die Töchter schwerlich aus den Augen gelassen haben. So aber gab sie ihre Einwilligung sogleich und trieb nur, daß sie bald gingen, ehe noch der Markt sich füllte. Johanna zeigte sich auch sehr bereit, und wenn auch Rose nicht sehr befriedigt aussah, so klang doch die Erlaubnis der Mutter derart, daß sie mit einem Seufzer sagte: „Ja, dann müssen wir wohl." Und beide nahmen Capotte und Fächer und folgten der Cousine „als Opferlämmer für ihre Langeweile," wie Rose schmollend zu der Schwester sagte. —

Emma jedoch bekundete ein so großes Vergnügen über ihr Mitgehen, daß jene des kleinen Zornes bald vergaß. Sie war ja sonst so gern in dem alten Hause drüben, wo die Mutter ihre Jugend verbracht hatte, und wo jetzt Emma ebenso selbständig waltete, wie einst Sabine, wenn auch in ganz anderem Geiste.

Herr Magnus König, durch seine Selige an Frauenregiment gewöhnt, ließ seiner Tochter freien Willen, und sein Sohn, ein harmloser, unbedeutender Mensch, fügte sich ihrer Ueberlegenheit. Da konnten denn die jungen Mädchen der übermütigen Jugendluft recht die Zügel schießen lassen, und

wenn die alten Drachenköpfe an den Dachrinnen hätten reden können, sie würden manchen neckischen Streich der Basen haben berichten können.

Auch heute hatten sie kaum das Haus betreten, als Emma unter Kichern sprach: „Hört, ich habe einen Anschlag, bei dem ihr mir helfen müßt. Ihr wißt, ich habe mir einige Jungfern eingeladen, ein paar arme, alberne Dinger, denen möchte ich gern einen kleinen Schreck einjagen. Ihr sollt nachher erfahren, was es ist. Wenn dann die Pause kommt, werde ich Euch alle herunterführen, und gehen die alten nach oben, so bleibt Ihr beiden zurück und geht in das Hinterstübchen. Da werde ich denn bald zu Euch kommen und dann werdet Ihr das weitere hören."

Rose lachte in Erwartung des kommenden Spaßes und verlangte nur, sogleich alles zu wissen. Johanna aber sagte: „O nein, Emma, das kann ich nicht; ich mag nicht andere zum Besten haben."

Die Cousine senkte vor ihrem Blick die Augen, als überkäme sie eine leichte Scham. „Nun, Du hast auch nicht viel dabei zu thun," sagte sie dann. „Sagen kann ich das jetzt nicht alles; sie sind schon oben, und ich darf sie nicht warten lassen; kommt nur."

Wirklich fanden sie beim Eintritt in den Obersaal dort zwei der schlimmsten Klatschbasen in ganz Danzig vor, die über jeden Unterhaltungsgegenstand, zumal den lieben Nächsten herfielen, wie ein Habicht über seine Beute, und die auch jetzt sogleich mit spitzen Zungen das gestrige Maskenfest durch ihre Hechel zogen und dazwischen geschickte Fragen wie Fühlhörner ausstreckten, um kleine Geheimnisse zu erfahren, die sie überall witterten. Johanna hatte vor ihnen stets eine große Furcht gehabt, und auch Rose, die sonst wohl eher mit ihnen auskam, fand sie heute geradezu unleidlich. „Man muß den Mund zu-

kneifen," murmelte sie, „oder sie kehren einen um wie einen Handschuh."

Als daher die Pause herankam und Emma ihre Gäste zu einem Imbiß in ein anderes Zimmer führte, erinnerte sich die Base recht gern an das getroffene Abkommen und blieb auf einen Wink samt ihrer Schwester zurück. „Ich werde mich wirklich freuen, Ihnen einen Possen zu spielen," sagte Rose. „Nicht einmal hinübersehen nach unserm eignen Hause durfte ich, so merkten es ihre Luchsaugen! ich wollte —"

Sie hatten indem das von Emma bezeichnete Stübchen betreten, das ehemalige „Studio" des seligen Schöffen. Einsam und still lag es da, durch' seine kleine, kunstreich geschnitzte Thür mit der Stiege davor wie von der Außenwelt abgeschlossen. Die dicken Mauern ließen von dem Getümmel draußen kaum einen schwachen Nachhall eindringen, und das einzige Fenster ging auf einen Grasplatz, den die hohen Hauswände umschlossen. Als Kinder hatten sie sich diesem Raum stets mit großer Ehrfurcht genaht, und auch jetzt noch war genug davon in der Seele der beiden Schwestern, um sie leise gehen und sprechen zu machen.

„Hier ist es schön," sagte Johanna. „Und doch ist mir so beklommen, als hätte ich ein böses Gewissen. O, Ihr werdet doch nicht just hier in Großvaters Stube einen boshaften Streich ausdenken?"

„Ei, sollte es boshaft sein, so lassen wir uns nicht darauf ein," entgegnete Rose. „Aber einen lustigen Schwank hatte er selber gern, als er noch lebte."

Es währte indessen lange bis Emma kam, und die Schwestern hatten Zeit genug, ein jedes seinen Gedanken nachzuhängen. Der Ort war ja so reich an Erinnerungen. Johanna wischte den Staub von des Großvaters Bibel. Wie oft hatte er ihr — und Heinrich die Bilder darin gezeigt! Dort stand

der alte Lehnstuhl, wo er ihnen Märchen und Geschichten aus alter Zeit zu erzählen pflegte. Durch jenes Fenster hatte Heinrich den Sprung gethan, als er ihr zu Hilfe kam. — Aber sie wollte ja nicht mehr an Heinrich denken! Seit gestern wußte sie, was er ihr war, aber zu einfältig und bescheiden, um sich auch nur von fern mit der schönen, lebensfrohen Schwester zu vergleichen, fühlte sie es mehr, als daß sie dachte, sie müsse ihr Herz bekämpfen. Wohl flüsterten darin jetzt viele liebliche, klagende und hoffnungsreiche Stimmen, aber es däuchte ihr ein Unrecht, ihnen nur zu lauschen, und ihr reiner, in der Zucht des Geistes gestählter Wille hielt die wogenden Empfindungen nieder. Hier jedoch regten sie sich gewaltsam, und es ward ihr so bange, daß sie hätte fliehen mögen.

Auch Rose trippelte schon ungeduldig hin und her und sagte: „Ich begreife wahrhaftig nicht, wo Emma bleibt. Mich dünkt, das Spiel muß schon längst wieder angefangen haben, und soll am Ende der ganze Spaß der sein, daß wir nun nichts davon zu sehen bekommen!“

„Ei, mich kümmerts nicht,“ antwortete Johanna gepreßt. „Ich wollte, wir wären daheim und all dies vorüber.“

„Und ich sehe nicht ein, warum wir noch länger hier warten sollen! Ich mache mir wahrhaftig wenig aus der Gesellschaft oben, aber zum Besten soll mich niemand haben.“

So sprechend schritt die erzürnte Rose entschlossen der Thür zu, als diese mit einem leisen Druck geöffnet ward, und mit höflicher Verneigung und spöttischem Lächeln die Herren von Lubopzki und Lubenyi dahinter auftauchten.

Der erstere schritt voran und näherte sich mit dreister Haltung: „Zu liebenswürdig!“ sagte er. „Ich hätte kaum gehofft, nachdem die süßen Jungfrauen mich zuvor so unsanft abgewiesen, daß sie uns heute solche Gunst erweisen würden. Aber, wie ich schon gestern sagte, sie wissen, daß sie durch

Sprödethum nur unser Begehren erhöhen nnd beglücken uns jetzt doppelt."

„Was soll das heißen?" sprach Rose hocherrötend, indem sie gleichwohl bis an das Fenster zurückwich und die Hand der Schwester ergriff.

Allein der Pole entgegnete: „Ei, warum jetzt noch die Unwissende spielen. Da Ihr uns dieses Stelldichein gegeben, meine Schönen, so ziert Euch auch nicht weiter, wenn schon Euer Name Zierenberg ist."

„Es ist Verrat! es ist ein Irrtum!" sprach das junge Mädchen bestürzt und verwirrt, „ich begreife nicht —"

Da wurde sie gewahr, daß Lubenyi die Thür verschloß, und mit zornfunkelnden Augen rief sie aus: „Oder sind wir gar auf Euer Anstiften hier, Ihr feinen Ritter? Schande über Euer Wappen, wenn Ihr uns nicht alsbald hinauslaßt."

Sie trat so trotzig vor, daß Luboßki unwillkürlich eine rückgängige Bewegung machte, allein seine Frechheit kehrte alsbald wieder.

„Ihr seid reizend in Eurem Zorn, wie in Eurem Lachen," sagte er. „Wär ich ein Künstler, ich wollte Euch also malen. Ja, ich möchte Euch fort und fort erzürnen, nur um Euch so blicken zu sehen."

Das arme Mädchen wandte in ratlosem Unwillen den Kopf ab und sah an ihrer anderen Seite, nur durch den Schreibtisch von ihr getrennt, Lubenyi, welcher eben ihre Hand ergreifen wollte. Hastig zog sie diese an sich und rief mit einem letzten Aufraffen ihres Mutes: „Was wollt Ihr! wißt Ihr, daß wir des Bürgermeisters von Danzig Töchter sind, und wagt Ihr, uns zu insultiren!"

Der schöne Miesko lachte: „Was das anlangt, so sind wir nicht von Euren Häringsprinzen, die vielleicht in Eurem Vater einen Walfisch sehen mögen. Auch kann er Euch so

wenig hier helfen, als Euer Seladon, der ſchöne Apollo. Was wir aber wollen, iſt nichts ſo Furchtbares! Nur für jeden von uns von jeder von Euch ein Küßchen, als Buße für den verſagten Tanz."

„Ja, Küßche aus der freien Will!" rief hier Lubenyi, der als des Deutſchen nicht mächtig, bisher nur durch Geberden geſprochen hatte.

„Verſteht ſich, freiwillig!" fuhr Luboßki fort. „Das heißt, wir werden Euch nicht hinauslaſſen, bis Ihr es thut, und ich kann mir denken, daß dies für Euch ſehr unangenehm ſein müßte. Denn ſeht, das Spiel da draußen wird bald zu Ende ſein, dann werden Eure Gefährtinnen Euch ſuchen, und wenn ſie Euch und uns hier finden — nun, wer wird denn da glauben, was Ihr zwar behaupten wollt, Ihr hättet uns nicht herbeſchieden!"

Alſo das wars. O, Emma König, wie konnte Deine gekränkte Eitelkeit ſo grauſam ſein! Roſe barg ihr glühendes Geſicht in beide Hände und weinte bitterlich

Johanna hatte noch kein Wort geſprochen, ja kaum eine Bewegung gemacht; mit weitgeöffneten Augen hatte ſie die frechen Eindringlinge angeſtarrt, wie der Vogel die ringelnde Schlange. Halb hinter der Schweſter verſteckt und eine ihrer Hände haltend, ſaß ſie da, als könne ſie nicht begreifen, was ſie ſah und hörte. Doch jetzt, als Roſe die Kraft verlor, erhob ſie ſich, umſchlang ſie mit den Armen und ſtellte ſich, wie zum Schutze, vor die Weinende. Ihr dunkles Auge, aus welchem Frage, Vorwurf und Bitte, vom Glorienſchein der Unſchuld durchſchimmert, zugleich zu ſprechen ſchienen, war voll auf die Männer gerichtet, und ſie ſagte mit ihrer wohllautenden Stimme: „O, nicht wahr, Ihr Herren, Ihr meint nicht, was Ihr ſagt, Ihr werdet uns ſogleich hinauslaſſen?"

Der Blick, der leiſe, bebende Ton ſchlug ſeltſam an die

leichtfertigen Herzen der beiden Polen. Sie waren zuerst geneigt, diese schützende Geberde zu bespötteln, doch sie vermochten es nicht. Lubenyi, als der Schwächere und Gutmütigere von beiden, trat verlegen seitwärts und zupfte den Gefährten am Ärmel, und selbst Luboßki fühlte sich befangen.

Da kehrte Rosens Mut sogleich zurück, und das Haupt erhebend, rief sie: „Ja laßt uns augenblicklich gehen, oder Ihr werdet es bereuen!"

Allein diese Drohung, deren Inhalt ihr wohl selbst kaum klar war, verdarb alles wieder.

„Ich, meine Schönen," lachte Miesko hämisch, „würde nur Eins bereuen, nämlich wenn ich zwei solche Fischlein aus dem Garn ließe ohne Lösegeld. Kommt, sperrt Euch nicht zu lange, oder bei St. Hedwig, man wird Euch schwerere Buße auferlegen!" und wie um seine Härte zu beweisen, faßte er den kleinen Tisch, der noch wie eine schwache Schutzwehr zwischen ihm und den Mädchen stand und suchte ihn trotz Rosens Anstrengungen hinwegzureißen. Johannas Augen schweiften angstvoll durch das vorhin geöffnete Fenster. Kein menschliches Wesen ließ sich erblicken; alle Dienstleute des Oheims hatten nur Augen und Ohren für das, was auf dem Markte vorging. Auch war das Fundament des Hauses hoch, und der Hof hatte weiter keinen Ausgang als ein altes Pförtchen, das in die Kellerräume führte.

Da rief auf einmal Lubenyi, der sich vorhin der Thür genähert hatte: „Bei unsrer lieben Frau von Czenstochau, ich glaube, es ist ein Lärm auf dem Markte!"

„Unmöglich!" entgegnete sein Gefährte dennoch aufhorchend. „Das Spiel wird aus sein, und sie wollen aufbrechen! Frisch, Ihr Schönen, auch Eure Frist wird gleich herum sein!"

Lubenyi jedoch wiederholte seine Behauptung und rief: „Hört Ihrs! Gewiß und wahrhaftig, das war ein Schuß!"

Die geängſteten Mädchen verſtanden nicht, was die Polen ſich eben in ihrer Mutterſprache zugerufen hatten; ſie hatten auch nicht auf das lauter werdende Geräuſch geachtet, das endlich auch in dieſen Winkel drang. Sobald ſie aber nur gewahrten, daß ihre Peiniger ſich Beide abwandten, faßten ſie ſich, von demſelben Gedanken erfüllt, bei den Händen und —

„Geh und ſieh, was es giebt! gebot Lubosßki dem Genoſſen. „Ich weiche nicht von der Stelle, bis" — ein Fluch beſchloß ſeine Rede, denn die beiden Schweſtern waren Hand in Hand durch das Fenſter hinab in den Garten geſprungen und eilten dem Kellerpförtchen zu.

Schon hatten ſie es erreicht, ſchon faßte Roſe den Griff, da gewahrten ſie, daß es verſchloſſen war, und über die Fenſterbrüſtung lehnte ſich lachend ihr Quälgeiſt. „Ihr entgeht mir nicht, meine holden Vögelein," ſagte er ſpottend und ſchwang ſich hinauf. Da hörte er hinter ſich Lubenyis Stimme: „Um aller Heiligen willen, Mieſko, laß die Thorheit! Sie morden unſere Landsleute draußen auf dem Markte!"

Die beiden Mädchen aber in ihrer Todesangſt warfen ſich noch einmal mit ganzer Kraft gegen das Pförtchen, und alt, wie es war, gab es nach, und ſie ſtürzten, ohne ſich auch nur umzublicken, in das weite, finſtere Kellergewölbe. Fäſſer und Kiſten verſperrten ihnen hier den Weg, aber unbekümmert um die Schäden, die Kleider und Glieder erlitten, eilten ſie vorwärts. Das Echo ihrer eigenen Tritte ſchien ihnen der Schritt ihrer Verfolger. Das dumpfe Gebrauſe des wachſenden Tumultes, das mit ſeltſamem Hall zu ihnen hinabdrang, vermehrte noch ihre Furcht, und einem matten Lichtſchein folgend, erreichten ſie endlich atemlos den Ausgang des Kellers, der, ihnen zur freudigen Ueberraſchung, offen ſtand.

Vetter Magnus nämlich, der eben einige Tonnen hinaufſchaffen ließ, als ſich draußen der Lärm erhob, war ſamt den

Knechten hinausgelaufen, ohne abzuschließen, und Dank dieser Nachlässigkeit, erreichten die Basen wohlbehalten und ungehindert die Vorderhalle. Kaum jedoch hatten sie dieselbe betreten, unwissend noch, was draußen vorging, als durch eine andere Thür Lubenyi und Luboßki eindrangen und mit gezücktem Schwert der großen Eingangspforte zuliefen. Bei diesem Anblick war es bei den armen Mädchen um jeden Rest von Ueberlegung geschehen, vergebens war Lubenyis besorgter Zuruf; ja, vielleicht noch mehr dadurch erschreckt, gleich zwei verscheuchten Tauben, flohen sie hinaus auf den Markt, wo gerade das Getümmel seinen höchsten Grad erreicht hatte.

Elftes Kapitel.

Dunois: La Hire, wo ist die Jungfrau?
Weh uns, wo ist sie? Böses ahnet mir!
Kommt, eilen wir, sie zu befreien!
Jungfrau von Orleans.

Mit sehr enttäuschter Miene hatte Janikowski bei seinem Eintritt in Sabinens freundlichen Eckſaal vernommen, daß die jungen Mädchen nicht daheim seien. Sobald als irgend thunlich trat er an das Fenster, und ein beglücktes Lächeln glänzte in seinem Auge, als er, nachdem ihm Heinrich das königsche Haus bezeichnet hatte, dort Rosens Kopf entdeckte. Indessen sagte er nichts, ja, er gewann es über sich, sich abzuwenden und sich — der Schlaukopf! — über die weit entlegensten Gegenstände mit Frau Sabine zu unterhalten, wobei er sich jedoch ersichtlich alle Mühe gab, einen recht günstigen Eindruck zu machen. Und wirklich brachte ers mit der Zeit dahin, daß ihre anfangs kühlen Antworten allmählich herzlicher klangen, besonders, als er ihr von seiner guten sanften Mutter erzählte, die er so früh verloren hatte und so tief bedauerte. Das ge-

schah während des Mahles, womit die Frau Bürgermeisterin ihre Gäste zur Zeit der Pause bewirtete, und da außer den beiden Freunden nur noch Herr Opitz und Frau Rosa Wiese zugegen waren (Heinrichs übrige Hausgenossen hatten erklärt, sie seien zum König befohlen), so war es eine gemütliche kleine Gesellschaft, die da bei einander saß, und Sabine bereute halb und halb, daß sie die Töchter fortgeschickt. Schaute doch Heinrich so unbefangen darein und lächelte so leise bei Janikowskis Bemühungen, daß sie sich sagen mußte: „Entweder ist er seiner Sache sehr gewiß, oder du hast dich gestern doch geirrt."

Sobald die Lustbarkeit draußen von neuem begann, war auch der kleine Casimir wieder auf seinem Posten. Aber bald flüsterte er in besorgtem Ton: „Ich nicht sehen die Fräulein! Sind sich an keine von alle die Fenster drüben."

„Sie werden tiefer ins Zimmer gegangen sein," sagte Heinrich herzutretend. „Ihr seht, die Sonne bricht durch und scheint gerade dort hinein; sie werden schon so stehen, daß sie alles erkennen."

„Ist wahr," entgegnete der Pole, „könnte sich verbrennen das weiße Haut. Aber doch sehr schade!"

Auch Sabine hatte nach ihren Töchtern ausgeschaut, und wiewohl ihr Heinrichs Erklärung vollkommen genügend erschien, so wollte doch eine Unruhe sie beschleichen, worüber sie nicht Herr ward. Immer wieder wanderten ihre Augen nach den Fenstern ihres Vaterhauses, und als der kurze Sonnenblick vorüber war, und doch weder Rose noch Johanna sichtbar ward, drängte sich der Wunsch: „Wenn sie sich doch einmal zeigen wollten!" endlich über der Mutter Lippen.

So leise es gesprochen war, hatte es doch Janikowski vernommen.

„O, wenn Ihr erlaubt, ich hinüber und fragen nach die Fräulein!" rief er so eifrig, daß Sabine sogleich versicherte,

sie hätte auch nicht den geringsten Grund zur Sorge, was ja vollkommen wahr war.

Allein als der Tumult sich erhob, und da der Pöbel Waffen suchend in die Häuser stürmte, vermochte sie der Angst ihres Herzens keinen Einhalt mehr zu thun: „Meine Töchter! o Gott, daß ich sie mußte von mir lassen!“ klagte sie mit gefalteten Händen und hörte kaum, was Martin Opitz tröstend sagte, „daß es unmöglich sei, daß jemand diesen holden Wesen etwas zuleide thäte.“ „Nur, die Stadt, die Stadt!“ fuhr er fort. „Ums Himmels willen, wie werden Se. Majestät es aufnehmen, daß man vor ihren Augen“ —

Heinrich Schütz war unterdessen schon nach der Thür geeilt. „Sei ruhig, Muhme!“ rief er, „ich gehe sie zu beschützen, wenn ihnen ja etwas zustoßen sollte!“ und Janikowski erklärte so bestimmt: „Ich mit Euch!“, daß Niemand daran dachte, ihn zurückzuhalten.

Es war indessen nicht leicht, sich durch das verschlungene Menschengewirr Bahn zu machen, und die Gefahr, erdrückt zu werden, schien hier weit größer als die des Erschlagens. Denn von den Danzigern waren bis jetzt die wenigsten bewaffnet, manche selbst der Gemeinen suchten noch dem Kampfe Einhalt zu thun, und die große Masse der Frauen und Kinder strebte schreiend nach einem Ausweg zur Flucht. Aber um so wilder, wenn auch an Zahl geringer, waren die Polen, und auch unter den Städtischen waren genug, welche ihnen darin nichts nachgaben, ja, der Umstand, daß es zum Schlagen schier zu eng war, steigerte noch die Wut der Streitenden, wie der Verschluß die drängende Macht des eingepreßten Dampfes.

„Versprecht mir, daß Ihr meiner Leitung folgen wollt,“ sagte Heinrich Schütz zu dem vorwärts stürmenden Janikowski; „mit Schonung und Mäßigung können wir allein zum Ziel gelangen.“ Und indem er hier ein bittendes, dort ein begütigendes

Wort ſprach, mit kräftiger, aber niemals rauher Hand den einen oder den andern beiſeite ſchob, verſuchte er es an den Häuſern entlang dem ſeines Oheims näher zu kommen, ein Verfahren, das dem lebhaften Gefährten wenig zuſagte. Durch Sprünge und raſches Zufahren gelang es dieſem zuweilen, etwas mehr Raum zu gewinnen, bis an dem Vorbau eines Hauſes die Menſchenflut ſich dermaßen ſtaute, daß beide ſich genötigt ſahen, ſtill zu ſtehen. Gerade in dieſer Richtung war die Stange gefallen und wie in einem undurchdringlichen Knäuel rangen hier die erbittertſten Gegner mit einander. Doch ſchiens am königſchen Hauſe am wildeſten zuzugehen, und Heinrich wars, als träfe unter viel anderem Geſchrei ein Ruf an ſein Ohr wie: „Die Fräulein! Die ſchönen Fräulein!“

„Was iſts mit den Fräulein?“ fragte Heinrich endlich einen Knaben, der mit zerriſſenen Kleidern an ſeine Seite geworfen ward und außer Atem ſich an die Wand lehnte.

„Ich weiß nicht!“ keuchte er. „Ich denke, ſie haben des Bürgermeiſters Töchter umgebracht.“

„Des Zierenberg?“ rief Schütz, ihn bei der Schulter faſſend.

„Ja,“ ſtotterte der erſchreckte Knabe, „ich denke wenigſtens, ich ſah ihrer eine und hinter ihr zwei Polen mit blanken Schwertern.“

„Vernahmt Ihr dies, Janikowski!“ rief Heinrich erbleichend. Aber ſein Begleiter hatte ſchon bei dem erſten Wort einen neuen, verzweifelten Anlauf genommen, und ein lebendiger Wall trennte ihn ſchnell von dem Freunde.

Heinrich Schütz fand jedoch alsbald die Beſonnenheit wieder. Ueber jenen Knaben hinwegſpringend, erreichte er ein Treppengeländer, faßte Fuß auf dem ſteinernen Pfeiler, und indem er ſich zu ſeiner ganzen Höhe aufrichtete, ließ er weithin ſeine klingende Stimme ſchallen: „Seid Ihr denn alleſamt toll ge-

worden, Ihr Bürger von Danzig, daß Ihr rauft und wißt nicht wofür! Hierher, zu Hilfe den Bedrängten! hierher, wer Ruhe und Ordnung liebt!"

Und das mußte in der That keine kleine Zahl sein, denn in wenig Augenblicken löste sich in seiner Nähe der Knäuel, und um ihn sammelte sich eine Zahl von Männern, die er schnell in eine keilförmige Schlachtordnung stellte, und an deren Spitze es ihm endlich gelang, zwar langsam, aber mit stets wachsendem Anhang vorzudringen.

Nicht so glücklich war Janikowski. Sein Ungestüm förderte ihn nur wenige Schritte, und seine heftigen Ausrufe wurden nicht verstanden. Sein ungeduldiges Drängen und Stoßen erregte den Zorn der Entgegenstehenden. Wohl führte ihn jetzt eine Strömung der Menge dem Ziele näher; ihm war, als sehe er auf einen Moment Rose Zierenbergs Gesicht, blaß und von Furcht entstellt. Da konnte er sich nicht mehr halten, und alle Vorsicht vergessend, zog er den Degen und ließ ihn mit zwar flachen, aber desto kräftigeren Hieben rechts und links niedersausen. Schreiend wich man zurück. Schon öffnete sich vor ihm eine Gasse; ganz deutlich sah er das geliebte Mädchen im Gewühl hin und her gerissen. Aber drohend erhob es sich jetzt gegen ihn.

„Es ist der Janikowski! auf ihn! nieder mit ihm!" tönte es von allen Seiten. „Zahlt ihm, was wir noch seinem Vater schuldig sind!"

Beim Klange seines Namens wandte sich Rose betroffen, und ihre Rehaugen streiften ängstlich suchend über die wilde Umgebung.

„Ich komme, Fräulein! schöne Rose, hier!" rief er mit aller Gewalt. Da packte ihn von hinten eine derbe Faust, zwei andere entrangen ihm seine Waffe, und an seine Kehle warf sich ein wütendes Weib.

„Gottes Gericht über Dich, Mörder! Dein Vater hat meinen Mann erſchlagen! Du und Deinesgleichen habt heute meinen Sohn zu Tode gebracht!“ und Roſe, die noch eben, auf Rettung hoffend, dem jungen Manne entgegengelächelt hatte, ſah ihn von Stichen durchbohrt, mit einem Knittel über den Kopf geſchlagen, im Getümmel verſinken.

Ihr war, als ſchwände auch ihr zugleich der Boden unter ihren Füßen, ſchwarze Ringe tanzten vor ihren Augen, und in ihren Ohren verwandelte ſich das Toben um ſie her in das Brauſen und Praſſeln einer Feuersbrunſt. Dann ſah ſie wie aus Rauchwolken ein bekanntes Geſicht auftauchen, ſie hörte ihren Namen, und „Heinrich! Heinrich!“ rief ſie und warf ſich ſchluchzend in ihres Vetters Arme.

„Still, liebes Bäschen, ſtill,“ ſagte er in dem Tone, mit welchem man ein Kind beruhigt, „ſag mir um Gotteswillen, wo iſt Johanna?“

Sie machte mit der Hand eine undeutliche Geberde, und er fuhr fort: „Ich werde Dich in Ohm Magnus' Haus bringen, damit ich ſie ſuchen kann,“ allein ſie rief: „O, nein nein, nur das nicht! rette hier!“ und da ſeine Begleiter mit beſtem Willen zur Ruhe mahnten, und der Volkshaufe vor ihm ſich auseinanderthat, gewahrte Heinrich Janikowski, der blutend am Boden lag. Auch Roſe ſah ihn, ſtieß einen ſchwachen Schrei aus und barg ihr Geſicht an des Vetters Schulter.

„Iſt er tot?“ fragte Heinrich erſchrocken; die Bürger ſchwiegen. „Ei was,“ rief am Ende ein handfeſter Gerber, „er hat zuerſt geſchlagen!“

„Und meinen Jungen, meinen Jungen haben ſie umgebracht!“ heulte Frau Trude dazwiſchen.

„Der lebt ja,“ ſagte hinzutretend Herr Keckerbart, der wie ſo mancher brave Mann mit Erfolg zur Stillung des Tumults gewirkt hatte. „Solch Unkraut vergeht nicht ſo leicht, und wenn

Du bei ihm geblieben wärst, ſtatt hier nach Rache zu ſchreien, ſo hätteſt Du ſobald wie der Bader ſehen können, wie er ſeine Schelmenaugen aufthat.“

Frau Trude war bei aller Heftigkeit eine gute Seele.

„Mein Gott, Herr Syndikus!“ rief ſie, in Thränen ausbrechend; „kann das auch wahr ſein? Wo iſt mein lieber Junge? Ich will ja allen auf den Knieen abbitten, wenn er nur noch am Leben iſt.“

„Sie ſchaffen ihn eben ins Hoſpital,“ entgegnete Herr Daniel, „und Euch allen hier rat ich, ſich fortzumachen, wo ein jeder hingehört. Man wird die Schuldigen bälder hercitiren, als ihnen vielleicht lieb iſt.“

„Die Schuldigen?“ rief der trotzige Gerber, „wer ſind die denn anders, als die — Polen? Da ſeht, wie mich der Janikowski getroffen hat!“

„Die kleine Schramme?“ fragte der Syndikus. „Dein Mund iſt ja dreimal ſo groß.“

Die Umſtehenden lachten, und der Platz begann ſich allmählich zu lichten. „Was lacht Ihr!“ fuhr Herr Keckerbart fort. „Helft lieber dem Herrn Doktor da, ſeinen verwundeten Gaſt nach Hauſe tragen. Das wird Euch wahrlich beſſer anſtehen, als ſolch unchriſtlicher Skandal, noch dazu vor den Fenſtern Seiner Majeſtät. Was Ihr zu klagen habt, wird ausgetragen werden.“

So wußte er durch Ernſt und Scherz die Leute zum Auseinandergehen zu bewegen, und ſeine Bemühungen erhielten jetzt die wirkſamſte Unterſtützung, indem ein feiner, aber dichter Regen herabzurieſeln begann. Unterdeſſen hatte ſich Heinrich überzeugt, daß Janikowski nur betäubt ſei; und er gab denjenigen, die ſich bereit fanden, Anweiſung, wie ſie ihn nach ſeiner Wohnung ſchaffen ſollten. Auch Roſe hatte vollends das Bewußtſein verloren, und wie ſie in des Vetters Armen lag und ſeine

Bewegungen hemmte, flogen doch seine Blicke unruhig und spähend nach allen Seiten.

„Ich werde den Patienten heimgeleiten," sagte Keckerbart, „macht nur, daß Ihr Eure Rose da aus dem Regen bringt."

„Ich danke Euch," erwiderte Heinrich; „aber um alles, was heilig ist, seht Ihr oder saht Ihr eine Spur von Johanna?"

„Johanna Zierenberg!" rief der Syndikus aufhorchend. „Wie in aller Welt sollte die hierherkommen?"

„Ich weiß nicht," antwortete Schütz, „sie ist mit Rose drüben nach Königs gegangen."

„So wird sie auch noch dort sein," sprach schnell beruhigt der andere. „Die Johanna! Nun, die ist doch sicher ein zu vernünftiges Mädchen, um sich in solchen Krawall zu begeben; das hätt ich selbst dem Vorwitz da nicht zugetraut."

Das schien auch Heinrichs besorgtem Gemüt auf einmal das Wahrscheinlichste, und da sie jetzt glücklich an der Marktecke angelangt waren, rief er dem Syndikus noch zu: „So sorgt Ihr einstweilen für meinen Gast! Schickt nach dem Bader und dem Apotheker und sagt meiner Dore, sie soll ihn pflegen, als wäre ich es selbst. Bald werde ich nachkommen!" Dann trat er in das zierenbergsche Haus und übergab die Ohnmächtige den Händen der besorgten Mutter.

Sabine war in der Zwischenzeit nicht müßig geblieben. Sie hatte über ihr Haus gewacht, daß darin alles ruhig und ordentlich blieb, wie dem Gesinde des Bürgermeisters ziemte; dann, als sie sah, wie der Tumult sich legte, suchte sie Leinwand und Verbandzeug zusammen für diejenigen, die es bedürfen möchten, und sandte endlich die verständigsten ihrer Dienstleute hinaus, um Hilfe zu bringen, wo sie könnten. „Und steht den Polen bei wie unsern Danzigern," sagte sie mahnend, doch wünschte sie im innersten Herzen, daß keines der ihrigen dessen benötigt wäre. Daß ihre Töchter in Gefahr sein könnten, ver-

suchte sie sich auszureden, und was im Gedränge geschehen war, hatte sie nicht sehen können.

Wer beschreibt daher ihren Schreck, als wenige Minuten später Heinrich mit seiner schönen Bürde eintrat und niemand sonst ihn begleitete. „Wo ist Johanna!“ rief sie mit bleichen Lippen, und der Blick ihrer Augen schien vorwurfsvoll hinzuzusetzen: „War es denn möglich, daß Du sie zurücklassen konntest?“

Der junge Mann verstand sie. „Ich konnte sie auf dem Markte nicht entdecken,“ sagte er hastig. „Sie ist gewiß in Oheim Magnus' Hause und in Sicherheit. Ich gehe aber auf der Stelle, sie zu holen,“ und ehe Sabine noch ein Wort erwidern konnte, befand er sich schon wieder auf der Straße.

Zwölftes Kapitel.

Ich sag es noch: ein edler Stamm
Verkümmert in des Hofes Schlamm.
A. v. Droste.

Uns erschüttern Furcht und Zweifel.
Hier in der großen Hand des Höchsten steh ich,
Und unter diesem Schirme kämpf ich jeder
Beschuldigung entgegen, die Verrat
Und Bosheit wider mich ersinnen mögen.
Macbeth.

„Die Stadt ist ruhig,“ sagte Bischof Stanislaus, indem er aus einem Fenster des Schenkenhauses den Markt überblickte.

„Bei St. Hedwig, ja!“ entgegnete Fürst Jablunka. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ein so gewaltiger Wind sich so schnell legen könnte. Gab es denn kein Mittel, die Sache etwas länger hinauszuziehen?“

„Es wäre nicht rätlich gewesen,“ antwortete der Bischof. „Wir wurden zu sehr überrascht. Drei oder vier Stunden später hätte uns nichts gelegener kommen können; als dieser Auflauf; indessen auch so werden wir ihn zu nützen wissen.“

„Ich verstehe! wir werden nun Genugthuung fordern; wiewohl — es ist kaum glaublich! — auch nicht ein Menschenleben zu beklagen ist. Nie sah ich ein so zahmes Volk wie diese Danziger.“

„Wie? und rechnet Ihr die zerbrochenen Fenster für nichts? Steinwürfe, die fast das geheiligte Haupt Sr. Majestät getroffen hätten!“

Fürst Jablunka lachte. „Wahrhaftig, das hatte ich vergessen! Nun, hoffentlich empfindet der König die Beleidigung, wie sichs gebührt.“

Der Bischof schüttelte fast unmerklich das Haupt. „Ich kann mich kaum noch in ihn finden,“ sagte er. „Ihr sahet es wohl, er ist sehr leidend heute und launenhafter denn je.“

„Ei, wenn er leidend ist,“ erwiderte Jablunka, „so werden wir um so eher freie Hand haben. Es fügt sich trefflich! Die Unsern sind ohne Aufsehen hier im Palast versammelt“ —

„Sie werden aber bereits ungeduldig,“ sprach hereintretend Jakob Weyer. „Sie wollen den König sehen und ihm ihre Treue versichern und irgend etwas thun, sie zu beweisen. Sie sind in einer Stimmung, daß ich mit ihnen allein ein Heer von Feinden angreifen wollte!“

„Das erste möchte gut sein, um sie zu beschäftigen,“ entgegnete der Prälat; „ich hoffe, es wird sich machen lassen. Das letztere möchte ich Euch, Herr Woiwod, nicht raten. Auch dürfen wir alle keinen Augenblick vergessen, daß unsere Lage hier in der feindlichen Stadt gefährlich ist.“

„Pah, die Menge ist verschüchtert und ohne Führer,“ sagte Jablunka. „Dank Weyers Vorsicht sind ihre Häupter in unsern Händen.“

„Und sollen, hoffe ich, für ihren Verrat büßen,“ setzte der finstere Woiwod hinzu.

Der Bischof aber sprach: „Bedenkt, daß sie auch ohne

Führer sich beruhigt haben. Ein Volk, daß sich so zu beherrschen weiß, kann sich auch zum Widerstande organisiren. Seid doch nur Ihr geduldig! Uns liegt jetzt ob, sie in der Verwirrung zu erhalten und Zeit zu gewinnen, bis unsere Hilfe zur Stelle ist. Die Frucht ist ja fast reif und muß in den Schoß fallen ohne viel Schütteln. Auch muß ein jeder Schein des Unrechts bei unsern Feinden verbleiben."

„Gut, gut," erwiderte der Fürst, „wir folgen Eurer überlegenen Einsicht. Um acht Uhr muß Frankowski dort sein, und der Abend verspricht hübsch dunkel zu werden. Wenn nur Euer Schlachtiz seine Rolle gut spielt!"

„Sorgt nicht, er ist geschickt und weiß, um welchen Preis er ringt. Kommt, jetzt an die unsere."

„Die Stadt ist also vollkommen ruhig," sagte auch König Ladislaus und hob das bleiche, müde Haupt von dem purpurfarbenen Ruhebett. Er war allein mit seinem Kammerdiener Wenzel, der eigentlich Wikher hieß und von Geburt ein Schwede war. Als Jüngling hatte er König Sigismund nach Polen begleitet und sich ihm so unentbehrlich gemacht, daß er ihn trotz mancher Kabale nicht von sich lassen wollte, und man hatte ihn endlich umgetauft, um seine Herkunft vergessen zu machen. Auch bei dem Sohn und Nachfolger seines Herrn stand er in gleicher Gunst. War er mit seinem ernsten, gleichmütigen Gesicht, seinem leisen Gang, seinen dienstwilligen und geschickten Händen und seinen schweigsamen Lippen doch die einzige Person, auf deren Treue der König bauen konnte, und es war ihm angenehm, sich in kranken Tagen auf den Arm zu stützen, der ihn als Kind so oft getragen hatte. „Kein anderer als du, soll mir einmal die Augen zudrücken," sagte er dann wohl mit mattem Lächeln.

Nicht immer war König Ladislaus so traurigen Vorstellungen zugänglich gewesen. Es gab eine Zeit, wo er frisch und lebens-

mutig, voll hochfliegender Jugendhoffnungen war, wie sie nur je ein Kronprinz hegte. Die schwedische Königskrone mit der polnischen zu vereinigen, dies Ziel, das sich einst sein Vater steckte, schien seinem Ehrgeiz noch zu gering. Die zerrissene Lage Deutschlands und Rußlands wollte er nützen, um in der Mitte beider Reiche der Krone Polen eine weltgebietende Stellung zu erringen. Dann sollte sich sein Vaterland mit den Fittichen der Macht und des Reichtums zu bisher noch nie erreichter geistiger Höhe aufschwingen, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften sollten darin blühen im Schutze der Freiheit. Ja, das geknechtete Volk sollte frei werden vom Drucke der Leibeigenschaft und — so malte er sichs in seinen kühnsten Träumen — vom Zwange des Gewissens. Dann wollte er herrschen wie ein Fürst über Fürsten, wie ein Vater über Kinder.

Aber diese schönen Pläne wurden schon im Keim erstickt. Kaum bemerkten einzelne Höflinge seine volksfreundlichen und freisinnigen Anwandlungen, als die Häupter des Adels und der Geistlichkeit sich gegen ihn verschworen. Man verdächtigte ihn bei seinem Vater, und dieser, nur zu sehr abhängig von seinen Magnaten und Prälaten, entfremdete sich ihm, umgab ihn mit Spähern und that ihn endlich unter die Leitung des Stanislaus Frankowski, der jetzt Bischof von Leslau war. Dieser verstand sein Werk vollkommen. Anstatt durch Zwang und Widerspruch den jungen Prinzen vielleicht in seinen Neigungen hartnäckiger zu machen, suchte er sie durch andere zu verdrängen. Er verleitete ihn, den Taumelkelch fürstlicher Vergnügungen bis auf die Neige zu kosten, und mehr als das, er untergrub seinen Glauben an die Menschheit. Bei der Stellung, die Ladislaus gerade damals am Hofe hatte, war es nicht schwer, den Samen des Mißtrauens in seine Brust zu streuen, eine unglückliche Liebe ließ ihn desto schneller aufgehen, ja, als er kurz darauf

erkrankte, glaubte er und ließ sich auch nie gänzlich davon zurückbringen, ein Nebenbuhler habe ihm Gift gegeben. Mit dem Vertrauen schwand die Menschenliebe, und mit der Kraft das kühne Streben. Wäre Ladislaus eine gröber angelegte Natur gewesen, so wäre er vielleicht zum Tyrannen, zum Verbrecher geworden. Zart und edel beanlagt, wie er war, wurde er unter solchen Verhältnissen zu einem greisenhaften Stoiker, der mit leichtem ironischen Lächeln zusah, wie andere zu trügen suchten oder sich betrogen, und, die Kunst abgerechnet, gab es für ihn keine Genüsse und Freuden mehr. So hatte er, noch nicht dreißig Jahre alt, den Thron bestiegen, und nach einem sehr schwachen Versuch, dem polnischen Schattenkönigtum etwas mehr Wesen zu verleihen (wie ihn fast jeder neue Regent machte), begnügte er sich mit der Scheinwürde, die seine Machthaber ihm zuwiesen, umgab sich mit Dichtern und Gelehrten und spottete über sich selbst, wenn sie ihm schmeichelten, wie die schlechte Mode jener Zeit es mit sich brachte.

Dennoch war sein Gemüt nicht so tot, wie er selber glaubte. Ungerechtigkeit war noch imstande, ihn zu empören, Treue und Wahrheit, wo sie ihm rein und echt entgegentraten, waren noch fähig, ihn zu rühren. Darum hatte es ihm wohlgefallen in Danzig, und darum mußte der Bischof so krumme Wege gehen, um sein Ziel zu erreichen. Er hatte damit angefangen, dem kunstsinnigen König auf der Reise die Schönheit der danziger Kirchen, zumal die der Pfarrkirche zu beschreiben, nicht ohne bedauernde Winke, daß sie dem rechten Gottesdienste entfremdet seien; er hatte so begeistert die Vorzüge der katholischen Kirchenmusik geschildert, daß wirklich in dem Fürsten der Wunsch erwachte, eine solche in St. Marien zu hören. Als Ladislaus dann meinte, das möchte doch den Privilegien der Stadt zuwiderlaufen, wußte der schlaue Priester anzudeuten, es möchte über diesen Punkt nichts darin enthalten sein, und er

triumphirte innerlich, als sich der König die Pergamente überliefern ließ. Allein sobald er sich anspielungsweise erbot, die schwachen Stellen darin aufzusuchen, erklärte Ladislaus sehr bestimmt, er wolle gegen seine „treuen Danziger" nicht den Wortklauber machen, und die Bemühungen des Bischofs, diese Treue zweifelhaft erscheinen zu lassen, verfehlten anfangs vollständig ihren Zweck.

Um so mehr fühlte sich der König verletzt, als er aus dem Verhalten des Bürgermeisters Mißtrauen gegen sich selbst zu erkennen glaubte. Herr Stanislaus und Fürst Jablunka verfehlten nicht, das Feuer zu schüren, allein bei ruhiger Ueberlegung, im weiteren Verkehr mit den biedern Städtern, wollte sich ihm doch die Ueberzeugung aufdrängen, er habe es nur mit übergroßer Pflichttreue zu thun. Er sah, wie seine Kälte sie bekümmerte, und beschloß, ihnen nach dieser kleinen Lektion und nach weiterer Prüfung die Sonne seiner Gunst wieder scheinen zu lassen; die Vorstellung gewährte ihm selbst eine gewisse gemütliche Belustigung. Aber sein schwacher Körper erlag bereits den Anstrengungen der Reise und der Festlichkeiten. Er fühlte sich krank und verstimmt und zu neuem Zweifel geneigt.

So überraschte ihn jener plötzliche Aufstand, und der Schreck, so wie der dadurch gesteigerte körperliche Schmerz beraubte ihn anfangs fast der Besinnung. Er wollte fliehen, augenblicklich die Stadt verlassen. Dann wieder verlangte er Zierenberg und seine Gefährten zu sprechen. Er wollte hören, was sie beabsichtigten; sie sollten die Menge beschwichtigen, daß nicht unschuldiges Blut vergossen würde. „Nein, er selber wollte sich dem Volke zeigen und sehen, ob sie auch dann noch wagen würden, die Hände gegen ihn zu erheben." Seine Umgebung brachte ihn jedoch von allen diesen Einfällen zurück, und der Bischof ließ beruhigende oder aufregende Nachrichten zu ihm eindringen, wie er es für seine Pläne am zweckmäßigsten hielt.

Aber als die Tropfen, die ihm Ibrahim, der jüdische Leibarzt, gereicht hatte, ihre besänftigende Wirkung auf den König ausübten, und der nachlassende Lärm bewies, daß der Tumult schon wieder im Erlöschen sei, kehrte ihm Gleichmut und Ueberlegung wieder, und als der Bischof mit erhobenen Händen ausrief: „Alle Heiligen seien gepriesen! Die Empörer räumen das Feld! Die Tapferkeit der Unsern hat den Sieg davongetragen!“ — da lehnte sich Ladislaus in die Polster zurück und sagte: „Dann ist ein Wunder geschehen, oder die Intentionen dieser Städter waren doch wohl nicht so schwarz, als sie uns scheinen wollten.“

„Ew. Majestät vergessen, daß wir durch des Himmels wunderbare Fügung die Rädelsführer in unseren Händen haben. Sie werden ihre Weisung darnach erteilt haben.“

Ladislaus öffnete seine Augen, doch nur, um sie nach einem fragenden Blick wieder zu schließen. „Wo befanden sich die Bürgermeister die Zeit über?“ fragte er dann.

Bischof Stanislaus biß sich leicht auf die Lippe. „Man hat sie nicht aus dem Saal gelassen,“ erwiderte er; „aber wer hatte Zeit zu achten, welche Zeichen sie vielleicht durch die Fenster mit den Ihrigen austauschten?“

Auf des Königs Antlitz trat schon wieder eine Spur seines matten Lächelns. „Freilich,“ sagte er. „Auch haben sie wohl einige Steinwürfe erhalten. Gleichwohl — wie die Sachen stehen — wird man sie jetzt sogleich in Freiheit setzen müssen.“

„Ohne Aufklärung? Ohne Genugthuung für die Beleidigung Eurer Majestät? Für das Blut der Unsern, daß in diesem frevelhaften Spiel vergossen wurde? Nein, Verzeihung für meinen vielleicht zu kühnen Eifer, allein ich würde mich gleich einem Hochverräter achten, wenn ich zugäbe, daß Eure Majestät die Milde gegen Ihre Feinde so weit trieben und dadurch wohl gar Ihre Freunde irre und unzufrieden machten.“

„Sind viele der Unſern auf dem Platze geblieben?“ fragte Ladislaus ernſt.

Allein der ſchlaue Prälat entgegnete ausweichend: „Noch läßt ſich der Verluſt nicht überſehen. Genannt ward mir bis jetzt nur Janikowski —“

Er hielt inne, und des Königs Stirn verdüſterte ſich. „Da hat das fröhlichſte Herz an unſerem Hofe aufgehört zu ſchlagen,“ ſagte er nach einer kleinen Pauſe. „Weiter?“

„Es ſcheint darüber noch ein Geheimnis zu walten,“ fuhr der Biſchof fort, abſichtlich mißverſtehend. „Man hat den Argloſen mitten ins Getümmel gelockt, um, ich weiß nicht, welchen kecken Scherz ſeines Vaters an ihm zu rächen. Schon das allein ſollte unterſucht werden! Und wenn nun das augenblickliche Auseinandergehen der Volksmenge nur unſere Beſorgniſſe zerſtreuen ſollte, wenn man nur auf einen günſtigeren Zeitpunkt wartete, um einen gefährlicheren Streich zu führen —“

„Habt Ihr Beweiſe?“ rief, ſich emporrichtend, der König.

„Bei ſolcher Verſchlagenheit ſind ſie ſchwer zu beſchaffen, zumal da Euer Majeſtät großmütige Seele ſich durch die ſcheinbare Treuherzigkeit ſo ſehr zu Gunſten dieſer Danziger hat ſtimmen laſſen. Wo aber hätten Deutſche je willig und redlich den Sarmaten gedient, Bürgerſtolz dem adligen Blute? oder Abtrünnige den rechtgläubigen Chriſten?“

Wieder warf Ladislaus auf den Sprecher einen ſeiner ſchnellen Blicke, wobei ſich kaum das Augenlid zu heben ſchien. „Wenn dem ſo iſt, ſo wäre dieſer Beſuch beſſer unterblieben,“ ſprach er langſam, und der Biſchof, der ſich wohl bewußt war, ihn in dem Vorſatz dazu beſtärkt zu haben, erwiderte eilfertig: „Warum, wenn es die Klugheit gebot! Auch den Städtern ſollte ſie Treue und Vorſicht gebieten. Was wären ſie, wenn ihnen der weiße Adler ſeinen Schirm entzöge! In dieſer Erwägung haben wir Ew. Majeſtät zu der Reiſe geraten, aber jetzt müſſen

wir fürchten, daß der Uebermut dieſe Bürger blind macht für ihren Vorteil und die hohe Gnade ihres Monarchen."

Dieſer ſchwieg eine Weile. „Und doch, geſteht, daß alles ebenſogut Zufall ſein könnte," ſagte er dann. „Der erſte Anlaß kam heute, wo mir recht iſt, ſogar von einem Polen. Und wäre ſelbſt die Stange heute nicht von ungefähr gefallen, ſo thäten wir, wenn man uns das Gegenteil verſicherte, doch ſicher beſſer, es zu glauben. Die Bürger haben uns manchen Beweis gegeben, daß ihnen an unſerer guten Meinung gelegen iſt."

„Faſt zu viele," ſagte der Biſchof bedeutungsvoll. „Aber ich thue Unrecht, Ew. Majeſtät mit Mutmaßungen zu beläſtigen, die ſo wenig nach Ihrem Gefallen ſind; bald hoffe ich indeſſen Thatſachen vorzulegen, die klärlich darthun ſollen, ob ich im Irrtum bin."

„Gut, ſo wollen wir ſie bis dahin ruhen laſſen," antwortete der König; „mein Kopf iſt heute zu ſchwer für ſcharfes Denken oder langes Grübeln. Was mir Gewißheit bringt, iſt jederzeit willkommen."

So hatte ihn der Biſchof verlaſſen, und Ladislaus hatte die Einſamkeit ſeines Schlafzimmers aufgeſucht, und hier war es, wo, nachdem auch der Leibarzt gegangen war, ihm einen neuen Trank zu miſchen, er jene Frage an den Kammerdiener richtete. Wenzel, der ſich vorhin auf ſeinen Wink entfernt hatte, bejahte ſie kurz.

„Was weißt Du über den Verlauf?" frug er weiter.

„Das Volk ward wild wegen des umgeriſſenen Pfahls," berichtete der Diener. „Die Ratsherren, ſo wie alle Verſtändigen thaten, was ſie konnten, ſie auseinander zu bringen; das gelang auch, ſo wie ſie hörten, daß der Junge nicht tot iſt."

„Aber von den Unſern haben es viele mit dem Leben be-

zahlt?" forschte Ladislaus. Der Schwede antwortete nur durch ein undeutliches Murmeln. „Sprich frei, wer ist gefallen von unsern Edeln?"

„Nicht einer, Majestät!"

„Und Janikowski?"

„Den sah ich wohl, wie ihn die Städter aufs sorgsamste wegtrugen."

„Also nicht tot?" sagte der König mit erheiterter Miene. „Gut, ich weiß jetzt, was nötig war." Für sich selbst setzte er hinzu: „Der Bischof möchte meine Verstimmung nutzen, um seinen Lieblingsplan zu erreichen, die Pfarre für seine Kirche zu gewinnen oder für seinen Sprengel. Wenn er dies von den Danzigern als Buße fordert, werden sie es wohl kaum gewähren, und meine Hilfe erhält er nun sicher nicht."

Hatte Ladislaus noch den Gedanken, hindernd und thätig einzugreifen, so bewog ihn körperliche und geistige Schwäche sehr bald, denselben fallen zu lassen. Denn bald begehrte Fürst Jablunka Zutritt bei dem König und berichtete, daß die Getreuen in der höchsten Sorge um ihn sich im Palast versammelt hätten und verlangten, den Abend und die Nacht darin zu wachen, damit nicht etwa ein zweiter Angriff auf ihn gemacht würde. Auch bäten sie sehr dringend, Se. Majestät zu sehen und sich von dero Wohlbefinden zu überzeugen, und es würde einen übeln, niederschlagenden Eindruck machen, fügte Fürst Jablunka hinzu, wenn Se. Majestät ihnen diese Gunst verweigern wollte, nachdem sie jede Einladung der Danziger so bereitwillig angenommen hätten.

Seufzend willigte der König ein, und, nachdem er in einem Prunkgemach sitzend, die Glückwünsche und stürmischen Ergebenheitsversicherungen seiner Edeln entgegengenommen hatte und sie mit klirrenden Säbeln sich in die untere Halle entfernten (oder an die Posten, wohin ihre Führer sie stellten), fühlte er

sich so erschöpft, daß er zu keinem Geschäft, zu keinem Widerstand mehr aufgelegt war.

Als ihn der Bischof fragte, in welcher Weise man etwa mit den Bürgern verhandeln sollte, entgegnete er: „Ihr werdet wissen, was unsere und Eure Sicherheit heischen; darauf hin habt Ihr Vollmacht. Ich zweifle nicht, daß sie Entschuldigungen darbringen werden. Nehmt sie an zu welchem Preise Ihr wollt und könnt. Solltet Ihr dann noch eine Versöhnungsposse für nötig halten, so werdet Ihr mich bereit finden."

Das war mehr, als Herr Stanislaus selbst erwartet hatte.

„Wie sie sich auch geberden mögen," versicherte er, „es wäre zu gnädig, wenn Ew. Majestät ihnen vor morgen Ihre Verzeihung verkündigen wollte. Laßt uns gehen, Ihr Herren! Ew. Majestät bedürfen dringend der Ruhe, und wir werden thun, was in unserer Macht steht, sie zu sichern."

Der König atmete auf, als er sich allein sah. Er rief den Leibarzt und befahl ihm zu sagen, daß jede Störung ihm gefährlich sein könnte. Dann schickte er auch Ibrahim in ein Nebenzimmer und behielt nur Wenzel bei sich. Eine Weile lag er mit geschlossenen Augen auf dem Ruhebette, doch Gedanken und Bilder aller Art quälten seinen Geist. „Fort damit!" sprach er endlich zu sich. „Die Danziger sind zäh und stark genug, um auf ihrem Recht zu bestehen, und der Bischof klug genug, um sich nicht in Gefahr zu begeben." Und nachdem er noch eine Weile gesonnen, erhellte sich des Königs Gesicht. Er winkte dem getreuen Wenzel und sagte: „Hat man die Zugänge des Hauses alle besetzt?"

„So ziemlich, Majestät."

„Auch das kleine Seitenpförtchen, das wir erst gestern entdeckten?"

„Majestät gaben mir den Schlüssel, und ich glaube nicht, daß einer von den Herren es kennt."

„Gut, so gehe da hinaus und führe, wenn Du kannst, Herrn Opitz da zu mir herein. Er soll seine neuesten Gedichte mitbringen und mir die Zeit damit vertreiben. Aber daß niemand Dich kommen oder gehen sieht!"

Der König lächelte, als er diesen Auftrag gab, und mit Gefühlen, die denen eines Schülers gleichen mochten, dem es gelingt, die Wachsamkeit des strengen Anstaltslehrers zu täuschen, erwartete er, sich behaglich ausstreckend, die Rückkehr seines Dieners.

„Die Stadt ist ruhig! Es ist auch nicht ein Schatten von Gefahr für den König! Ich begreife nicht, mit welchem Rechte man uns noch länger hier zurückhalten darf!"

So sprach schon zum dritten Mal Herr Adrian von der Linde, indem er auf- und niederschritt wie der gefangene Löwe in seinem Käfig.

Man hatte die Herren aus dem Saal in ein hinteres Gemach gehen heißen, sonst aber war ihnen kein Bescheid irgend einer Art geworden, und die Wachen an den Thüren hatten als Antwort auf ihre Fragen nur stumme, aber drohende Blicke. Der trübe Tag ging rasch zu Ende, und mit den wachsenden Schatten wollten sich vor ihnen Befürchtungen aller Art erheben. Es war in dem Zeitalter, wo religiöser und nationaler Fanatismus vor keiner Gewaltthat und Verräterei zurückschreckte, wo polnische Edelleute und Prälaten die ersten und einflußreichsten Ratsherren des deutsch-evangelischen Thorn durch Hinterlist gefangen nahmen, dann durch frechen Gerichtsmord töteten und der Stadt ihre Selbständigkeit und Glaubensfreiheit nahmen. Hier, gleichsam unter den Augen des Königs, innerhalb der starken Mauern Danzigs konnte freilich so etwas nicht geschehen! Aber warum denn gab man den Bürgermeistern, dem guten Eberhardt König nicht ihre Freiheit zurück, und was bedeuteten die vielen Schritte und das Waffenklirren im Hause?

Endlich traten die Hellebardiere am Eingang zurück. Zwei Fackelträger erschienen und hinter ihnen der Bischof, der Woiwod Weyer, Fürst Jablunka und andere polnische Große, und Adrian von der Linde rief aus: „Ha, jetzt wird Licht in die Sache kommen!“

Der Bischof trat herein mit ernster, feierlicher Miene. Er und sein Begleiter nahmen auf Stühlen Platz, die rings um eine lange Tafel standen; die Ratsherren, obwohl nicht dazu aufgefordert, thaten ein Gleiches, und Herr Johannes Zierenberg begann: „Ihr seht uns hier voll Ungeduld und Staunen! Voll Ungeduld, weil wir gern, wie unseres Amtes ist, nachforschen möchten, wie dieser Lärm entstanden ist, und strafen die Beleidigung, die unserm höchsten Herrn und uns heute widerfahren ist; voll Staunen, daß man uns von dieser unserer Pflicht zurückhält.“

Der Bischof machte nur eine ablehnende Bewegung, Fürst Jablunka aber sagte spöttisch: „Wir dagegen möchten diese Nachforschungen vorerst gern selbst übernehmen, denn es müßte seltsam sein, wenn nicht einige hier über die Ursachen dieses „Lärmens“, wie Ihr sagt, mehr wüßten, als sie geneigt sind, einzugestehen.“

Das Blut schoß den danziger Herren in die Wangen, und Adrian rief, vom Stuhl aufspringend: „Soll das auf uns gehen, so erkläre ich es für —“

„Mäßigt Euch,“ fiel ihm Zierenberg in das Wort. „Es würde uns allen ein großer Schimpf und Schmerz sein, wenn man etwa Sr. Majestät solchen Verdacht gegen uns beibrächte; wir können aber mit ganz ruhigem Gewissen sagen, daß wir dazu auch nicht von fern Anlaß gegeben haben.“

„Nein, bei meiner Ehre und Seligkeit!“ stimmte König aus vollem Herzen bei. Der Bischof aber entgegnete: „Gut, gut, wir sind nicht hier, das zu erörtern. Wir beklagen auf-

richtig, was heute Nachmittag geschehen ist; Ihr auch gesteht ein, daß es Strafe fordert; nur fragt es sich, wer diese Strafe verdient hat."

„Die Schuldigen, wenn man sie wird ermittelt haben," sagte Adrian von der Linde mit funkelnden Augen. Jablunka lachte und sprach: „Der Zusatz war sehr weise."

Bischof Stanislaus winkte beschwichtigend mit der Hand. „Gewiß, es möchte selbst bei dem redlichsten Willen schwer sein, die Schuldigsten herauszufinden, vor allem jene Frevler, die, ich sage es mit Schaudern, mit Steinwürfen nach dem Haupte des Königs zielten, der ihrer Treue vertraute. Aber ist nicht der Ort, wo so Etwas möglich war, ist nicht die ganze Stadt für diesen Frevel haftbar?"

„Nur, wenn wir die Missethäter in Schutz nehmen," sagte Zierenberg mit mühsam behaupteter Fassung; der hitzige von der Linde aber rief: „Wozu doch solches Debattiren, Herr Gevatter! Ihr seht ja, daß die Herren die Fabel vom Wolf und vom Lamm mit uns spielen möchten. Aber seht Euch vor, was Ihr thut! Der Boden hier duldets nicht, daß polnisch Blut dem deutschen Unrecht thut."

„Soll man das länger anhören!" sprach Weyer, sich von seinem Stuhl erhebend und mit fragendem Blick auf die Wachen an der Thür deutend. Stanislaus Frankowski aber erwiderte schnell: „Nicht so hastig, Ihr Herren, muß ich bitten! Von ganzem Herzen beklage ich, wie jedes Wort, das hier gesprochen wird, die tiefe Kluft noch deutlicher zeigt, die ich, die jeder Wohlmeinende sich bemühen sollte, zu verbergen, wenn nicht zu heilen. Ich hoffte, Ihr als die Häupter dieser Stadtgemeinde würdet dazu die Hand bieten, in reumütiger Erkenntnis dieser öffentlichen Schuld die Gnade Sr. Majestät zu suchen und dann zu erfahren, mit welcher geringen Buße er sie Euch will angedeihen lassen."

„So laßt hören," sagte Johannes Zierenberg aufhorchend. „Es kann ja niemand größeren Kummer haben um das, was auf unserem Markte geschehen ist, denn wir, und soll uns Se. Majestät bereit finden zu allem, was billig ist."

Der Bischof sprach darauf langsam und mit Betonung: „Er könnte wohl, in Anbetracht der ihm widerfahrenen Schmähung, sämtliche Privilegien der Stadt vernichten."

„Sie sind in Euren Händen!" murmelte Zierenberg erschrocken.

„Aber unsere Rechte bleiben unser in alle Ewigkeit," sagte laut der kühne Herr Adrian, und Eberhardt König versetzte: „Amen."

„Ich sage, Se. Majestät könnte," fuhr Frankowski fort wie vorhin. „Aber indem er lieber glauben will, daß Zufall und blinder Eifer gewaltet haben, als überlegter Verrat, verlangt er als Buße nur fortan ein Privilegium für sich." —

Wieder hielt der Bischof inne, und Herr Johannes vollendete an seiner Statt: „Die Messe zu hören in der Pfarrkirche?"

„Allerdings, das heißt, darin lesen zu lassen, so oft ihm beliebt. Natürlich müßte sie zuvor noch einmal geweiht werden, und dürfte vorderhand kein fremder Gottesdienst darin gehalten werden."

Herr von der Linde wollte aufbrausen, allein der Präsident bat ihn durch einen Blick um Ruhe und sagte: „Und wenn wir uns weigern müßten, Sr. Majestät hierin zu Willen zu sein?"

„Dann," entgegnete Bischof Stanislaus, „würde er daraus ersehen, daß Euer Eifer Schein war, daß Ihr seine Gnade wenig zu schätzen wißt, mit einem Wort, daß sein Verdacht nur zu begründet war. Er würde die Privilegien verbrennen, die Stadt in die Acht erklären, und vor allem würdet Ihr seinen Zorn zu tragen haben, als die Führer und ungetreuen Räte.

Dafern Ihr Euch aber eines Beſſeren beſännet und Rat und Bürgerſchaft zur Einſicht brächtet —"

„Genug," unterbrach Herr Adrian mit glühenden Wangen. „Der König mag Gut und Blut von uns fordern, nicht aber, daß wir das köſtlichſte Vorrecht unſerer Stadt zum Opfer brächten. Es ſoll in St. Marien, weil ich lebe, auch nicht ein papiſtiſch Verslein verkündet werden, ſondern allein die reine Lehre Dr. Martini Luther!"

Er war aufgeſtanden, und alle folgten ſeinem Beiſpiel, die Polen mit ſichtbarer Ungeduld, jedoch von Frankowski und Jablunka gezügelt. „Wie ſprecht Ihr Andern?" ſagte Erſterer. Zierenberg war ſehr bleich geworden. „Es kann nicht ſein," ſagte er, „daß Se. Majeſtät ſolch hartes Urteil fällen ſollte, ohne uns zu hören. Wir verlangen und bitten demnach, daß wir unſerm Herrn und König perſönlich darlegen dürfen, wie unſchuldig wir und alle Herren dieſer Stadt an dem Vorgefallenen ſind, und wie unmöglich es uns iſt, zu thun, was er durch Euch verlangt."

„Se. Majeſtät ſind nicht ſichtbar für unbotmäßige Unterthanen. Auch handeln wir hier mit ſeiner Vollmacht. Bedenkt Euch wohl, ehe Ihr Euer letztes Wort ſprecht."

„Das habe ich gethan," erwiderte Zierenberg. „Wir ſind bereit, dem Könige zu dienen in allem was recht iſt. Verlangt Ihr mehr, ſo ſeht, wie weit Eure Gewalt reicht."

„Und vergeßt nicht," fügte Adrian von der Linde hinzu, „daß wenn Gewalt mit Gewalt ſtreitet, Ihr zwar im Reich die Uebermacht habt, hier in Danzig aber wir!"

„Die Warnung ſoll nicht umſonſt ſein," ſagte Fürſt Jablunka, indem er dem Woiwoden einen Wink gab. Dieſer ſchlug mit dem Degen auf die Tafel, und augenblicklich trat eine Anzahl Bewaffneter herein, welche die Ratsherrn in ihre Mitte nahm.

„Im Namen des Königs! Ihr seid unsere Gefangenen," sagte er, „bis Se. Majestät zufrieden gestellt ist, und jede Forderung erfüllt, die der hochwürdige Bischof gethan hat." „Das heißt," setzte jener hinzu: „Ihr bleibt als Geisel für die Sicherheit des Königs und die unsere. Ihr," wandte er sich an Eberhardt, „mögt indessen gehen und Eurem Rat diese unsere Willensmeinung kund thun, nicht minder als der Bürgerschaft. Sühnt sie bis morgen Mittag die Beleidigung, wie wir begehren, so wird der König verzeihen. Wo nicht, wird er die Stadt verlassen und alles thun, was ich Euch zuvor verkündigt habe, ferner auch, den Präsidenten und den Vicepräsidenten mit sich hinwegführen, um ihnen darnach das Urteil zu sprechen. Sollte sich dagegen noch einmal ein Tumult erheben, das Volk sich empören und auf dem Markt zusammenrotten, so werden solches die Bürgermeister augenblicklich mit dem Leben büßen. Jetzt geht und richtet diese Botschaft aus."

Schweigend hatten die Gefangenen ihn zu Ende gehört.

„Jetzt weist der Wolf endlich die Zähne," sprach dann Herr Adrian von der Linde.

„Des Königs Name und Vollmacht wird sicherlich gemißbraucht!" rief Johannes Zierenberg. Eberhardt König aber sagte: „Ihr Herren, ich würde Euch ein so schlechter Bote sein, wie Regulus, da ihn die Karthager nach Rom sandten. Schickt meinen Schwager da als Unterhändler und laßt mich hier!"

„Nimmermehr!" rief Zierenberg. „Geh Du mit Gott und grüße mein Weib und meine Töchter." Die Stimme bebte ihm doch ein wenig, und das würdige, sonst so frische und wohlwollende Antlitz war bleich und kummervoll.

Weyer aber versetzte: „Ihr hörtet den Bescheid. Führt die Bürgermeister fort, Ihr Leute, und bewacht sie aufs schärfste."

„Geht, guter Eberhardt," sagte dann Adrian noch unter der Thür, „und handelt so, daß diese polnischen Herren sehen,

ein danziger Ratsherr läßt wohl das Leben, aber nicht von seinem Recht, viel weniger ein Tüttel von seinem Glauben."

„Ja, sag den Freunden, daß sie nicht nach uns, nur nach Recht und Gerechtigkeit fragen," fügte Zierenberg hinzu, und mit erhobenen Häuptern schritten die Bürgermeister hinaus.

„Ihr habt dies meisterhaft ins Werk gesetzt," sagte Fürst Jablunka, als er mit den Genossen allein war. „Geben sie nach, so haben wir unsern Zweck erreicht. Weigern sie sich, wie wahrscheinlich, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie nicht ruhig bleiben und unsern Freunden draußen so den Vorwand geben, dem bedrängten König zu Hilfe zu eilen. Im schlimmsten Fall sind wir stark genug, uns eine Weile in diesem festen Hause zu verteidigen; und wer könnte bei solchen Vorsichtsmaßregeln behaupten, daß wir einen Angriff des Pöbels hätten hervorrufen wollen! Geschah doch alles nur, um sie für den ersten zu strafen! Den zweiten büßen sie mit ihrer Freiheit."

Weyer schüttelte unwirsch das Haupt. „So viel Umstände. Könntet Ihr den König nicht in irgend einer Verkleidung fortbringen? So wäre er in Sicherheit, und wir hätten freie Hand. Ihr, Bischof, wißt ihm doch sonst eine Sache vorzustellen."

„Behüte!" entgegnete Frankowski hastig, „der König muß hier bleiben! Denn für den Fall, daß trotz alles Schwankens, in das sie unser Vorschlag versetzen muß, die Sache sich doch zu schnell entwickelt, und der Pöbel aufsteht, ehe die Euren in der Stadt sind — für den Fall ist er unser aller Sicherheit. Ihr begreift nicht, wie weit bei diesen Deutschen der Respekt vor der Majestät geht. Gesetz und Herkommen sind ihnen unantastbare Heiligtümer; heftet sichs aber an ein gekröntes Haupt, so weicht auch der wildeste Haufe mit Scheu davor zurück."

Dreizehntes Kapitel.

Nein, hier ist noch ein schreckliches Geheimnis.
Wallensteins Tod.

Inzwischen hatte sich Heinrich Schütz in höchster Eile nach dem Hause des Magnus König begeben, wo er nicht zweifelte, die vermißte Johanna zu finden, die gewiß schon in bängster Ungeduld auf Jemand wartete, der sie heimbrächte. Wie lange hatte er der kleinen Base keinen solchen Dienst geleistet; wie wollte er die Schüchterne in seinen Schutz nehmen! Wie sah er schon im Geiste ihr süßes Gesichtchen, halb ängstlich, halb erfreut, ihm entgegenblicken.

Schon stand er in der Halle und fragte eine Dienerin nach den Fräulein. Es schien ihm ungebührlich lange zu währen, bis man ihn einließ, und banger Schrecken wälzte sich schwer auf sein Herz, als er Emma allein fand, die ihn, noch ehe er die Lippen öffnen konnte, mit einem lebhaften Wortschwall überschüttete.

„Ei, sieh da, Vetter Schütz! ich glaubte, es wäre mein Bruder. Er ist wohl noch mit dem Vater im Bräuhause beschäftigt. Sie haben bei dem heutigen Spektakel einen erklecklichen Profit gemacht. Aber, mein Gott, welch ein Schreck war das! Ich meinte nicht anders, als die Welt ginge unter! Wie der arme Junge herabfiel, wurde mir ganz schwarz vor den Augen. Und die arme Trude! Das kleine dürre Ding war ihr Ein und Alles. Hoffentlich kommt er doch mit dem Leben davon! Ich hätte fast Lust, der armen Seele, seiner Mutter, noch heute einen Besuch zu machen."

Verwundert schaute Heinrich die Schwätzerin an. Sie war

offenbar in großer Erregung und Verlegenheit und ſenkte vor ſeinem Blick die Wimpern. „Sag mir nur vor allen Dingen,“ unterbrach er ſie endlich, „wo iſt Johanna? Ich kam, um ſie nach Hauſe zu begleiten.“

„Johanna!“ rief Emma wie in höchſter Ueberraſchung. „So iſt ſie noch nicht da? wie iſt das möglich! Sie iſt mit Roſe zugleich hier fortgegangen! Gewiß und wahrhaftig, Vetter; wiewohl Du mich anſtarrſt, als ſagte ich Dir unglaubliche Dinge.“

In Wahrheit griff ſich Heinrich nach der Stirn, als ſchwindelte ihn. „Erkläre mir nur dies Eine,“ ſagte er, „wie kamen ſie in dies Gedränge? Wie konnteſt Du ſie hinauslaſſen?“

Sie wandte ſich haſtig um. „Nun, konnte ich ſie etwa halten?“ erwiderte ſie gereizt. „Sind ſie nicht alt genug, für ſich ſelbſt zu ſorgen? Aber ſie verloren ja vor Angſt und Entſetzen vollſtändig den Kopf, ſo daß ſie mit Gewalt nach Hauſe wollten. Wenn ſie nun dort nicht ſind, kann man mich dafür verantwortlich machen?“

„Emma, ich begreife Dich nicht!“ Sein Ton klang eigentümlich fremd, faſt bebend. „Ich bitte Dich,“ fuhr er dann feſter fort, „Du haſt ihnen aus dem Fenſter doch ſicherlich nachgeſehen, Du mußteſt hier von oben die Richtung merken, in der ſie, in der Johanna ging. Mein Gott, ſie ſo allein unter einer wütenden, rohen Menge! Wenn Du nur das Geringſte weißt, Du kannſt nicht ſo lieblos ſein, es mir zu verſchweigen.“

Sein Auge blickte ſo ernſt und dringend, daß Emma ſich von den verſchiedenſten Empfindungen bewegt fühlte und endlich ihre Zuflucht zu Thränen nahm. „Wie kann ich denn etwas wiſſen?“ ſchluchzte ſie. „Mich wundert, ob Du nicht gar meinſt, ich habe ſie hinausgetrieben! Geh doch und frage Andere nach Deiner koſtbaren Baſe. Ich bin ja viel zu ſchlecht, nur ihren Namen auszuſprechen.“

Wie jeder gute Mann fühlte sich Heinrich bei solchem Anblick leicht entwaffnet. „Emma," sagte er, indem er ihr die Hand bot, „ich meinte es nicht böse. Wenn Du wirklich nichts weißt, so verzeih mir und lebe wohl." Dann verließ er so schnell das Zimmer, daß sie ihm kaum nachrufen konnte: „Warte doch! Wo wird sie denn sein, als in einem der Nachbarhäuser!"

Sie fühlte sich, als er fort war, sehr erleichtert und doch auch wieder beängstigt. Ihr Beginnen erschien ihr schon seit dem Ausbruch des Tumultes, seit der Flucht ihrer Basen in ganz anderem Lichte, als da sie es in Uebermut und Mißgunst ersonnen hatte. Sie sah ein, daß die Demütigung, die üble Nachrede, die sie jenen hatte bereiten wollen, weit schwerer noch auf sie selbst zurückfallen könnte. Auch sorgte sie sich um das, was vor- oder nachher den beiden geschehen sein möchte, und wie der Oheim Bürgermeister und die Muhme Sabine mit den ernsten Augen ihr deshalb zürnen würden. Sie hatte natürlich von Anfang an die Absicht gehabt, ihren Anteil an jenem Ueberfall zu leugnen; die Cousinen, hoffte sie, würden in eigenem Interesse lieber schweigen. Jetzt war alles anders gekommen, als sie gedacht; sie hatte in ihrer Angst bereits widersprechende Äußerungen gethan; und jene beiden Klatschschwestern, die sie eingeladen, waren kopfschüttelnd heimgegangen. Furcht, Reue und Scham gaben ihr den verzweifelten Gedanken ein, Luboßkis Beistand zu erbitten. Er hatte ihr ja gestern so schöne Schmeicheleien gesagt; gewiß besaß er ritterlichen Sinn genug und Verehrung für sie, um ihr aus einer Verlegenheit zu helfen, in die er selbst sie gestürzt hatte. Zum Wenigsten sollte er, so wie Lubenyi, ewiges Stillschweigen geloben. Sie vergaß dabei ganz, daß er ihren Basen auch zierliche Komplimente gesagt und sie nachher gehöhnt hatte. Da er einen großen Eindruck auf sie gemacht hatte, wähnte sie, das Umgekehrte sei der Fall. So hatte sie ihm ein Briefchen mit dringender Bitte geschrieben,

gerade während sie Heinrich im Vorsaal warten ließ; und peinvoll harrte sie der Antwort. Heinrichs Gegenwart und Blicke verschärften außerdem in ihr die Bangigkeit und Scham, und grollend dachte sie, daß sie niemals in eine Lage wie die jetzige gekommen wäre, wenn er ihr die Neigung zugewendet hätte, die er jetzt — sie wußte noch nicht einmal recht, wem — geschenkt hatte. Und dann, wo war Johanna? fragte sie sich immer wieder. Sollte ihr gar etwas Ernstliches zugestoßen sein, oder sollte —

Der Knabe, den sie mit dem Zettel entsendet hatte, brachte Antwort, und mit klopfendem Herzen las sie: „Allerstrahlendste Schönheit, holdselige Gebieterin meiner Träume! Wie soll ich Euch beschreiben, welches Glück ich empfinde, ein Blatt Papier, von Eurer Hand beschrieben, an meine Lippen zu drücken. Wie sollte mir der Inhalt nicht Befehl sein? Und doch, angebetete Herrin, kann ich nur dann Euren Befehlen gehorchen, wenn wir uns mündlich über unsere weiteren Maßnahmen verständigt haben werden. Auch bin ich der Ansicht, daß für uns beide, vorzüglich aber für Euch, holde Schöne, Gefahren drohen, denen wir nur durch Klugheit, durch gemeinsames Handeln begegnen können. Uns beide! wie entzückend würde mir dies Wort in anderer Verbindung klingen! Allein, wenn ich auch für mich selbst den Tod nicht fürchte, Eure Ruhe, Eure Ehre gefährdet zu sehen, ist ein schlimmeres Mißgeschick. Und dieser Gedanke giebt mir Mut und Kühnheit, Euch um eine kurze Unterredung zu bitten, und zwar aus Gründen, die Ihr nachmals wohl einsehen werdet, nicht in Eurer Wohnung, wo jeden Augenblick ein unberufener Zeuge eintreten könnte, sondern in dem Häuschen, das Eurer alten Wärterin angehört, Frau Trude, deren Bekanntschaft ich schon machte. Dort werde ich in der achten Stunde ausschauen. Ein Licht am kleinen Kammerfenster, das dreimal zurückgezogen wird und dreimal wieder erscheint, wird mir die hochwillkommene Kunde geben, daß meine gold-

haarige Göttin zur Stelle ist. Bis dahin bleibe ich, angebetete Herrin, Euer in Ungeduld schmachtender Thirsis. — Nachschrift. Ich weiß, daß dieser Vorschlag Euch befremden muß, daß kleinliche Ängstlichkeit, bürgerliche Beschränktheit davor zurückschrecken würde; aber ich weiß auch, daß Eure große Seele weit über alles das erhaben ist; und ich wiederhole es: nur so kann ich Euch mitteilen, was für Euch, wie für mich von höchster Bedeutung ist; ja, ich mag wohl sagen, daß Leben und Tod von Eurem Kommen abhängen.

Wohl war Emma König klug genug, nicht alle diese schönen Phrasen, die schon der Stil jener Zeit von einem galanten Herrn forderte, für bare Münze zu nehmen. Ja, einige starke orthographische Fehler, die sich in das Deutsch des Polen eingeschlichen hatten, entlockten ihr ein spöttisches Lächeln. Dennoch schmeichelte der Brief ihrer Eitelkeit, wie er zugleich ihre Neugier reizte. „Pah", sagte sie zwar, nachdem sie ihn zum ersten Mal durchgelesen hatte, „was wird es sein, das er mir sagen möchte! ich hoffe, meines Vaters Tochter ist zu vorsichtig, auf diesen Leim zu gehen." Aber beim öfteren Überlesen wollte es ihr scheinen, als blicke aus diesen verzierten Worten ein tieferer Sinn und namentlich sprach aus der Nachschrift ein großer Ernst, daß neue, unklare Befürchtungen in ihr erwachten. Sie liebte ein kleines Abenteuer, ja, sie hatte sich längst nach einem solchen gesehnt. Und wenn sie ging, Frau Trude zu besuchen, wer konnte etwas Unziemliches dabei finden. Die Stunde war freilich etwas spät; könnte sie nicht irgend eine Begleitung mitnehmen? Nein, es ging nicht, und es könnte sie in noch ärgere Ungelegenheiten bringen, als alles Vorige; sie war entschlossen, sie blieb hier. Mochte er andere Mittel ersinnen, ihr seine Wünsche mitzuteilen. Wie hatte er nur das Häuschen an der Stadtmauer ausfindig gemacht, das sonst freilich zu einer Zusammenkunft sehr gelegen war! Fragte

ſie noch? Das Intereſſe für ſie mußte ihn ja darauf gebracht haben! Sie warf einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel. Wenn Trude nur auch daheim wäre! Sie könnte ja beizeiten hingehen und im ſchlimmſten Fall die Nacht über dort bleiben. Ein Vorwand, den ſie ihrem Vater ſagen laſſen könnte, würde ſich ja auch wohl erdenken laſſen, und wenn Leben und Tod davon abhingen! — Oder ſollte Luboßki ihr etwas über Johanna mitteilen wollen? Sollte er mehr davon wiſſen? Sorge und eine Regung von Eiferſucht erfaßten ſie aufs neue, und ihre Vorſätze ſchwankten hin und her, bis die Dämmerung die Zeilen vor ihr unleſerlich machte.

In gleicher Unruhe wanderte unterdeſſen Vetter Heinrich durch die Gaſſen. Er hatte, Emmas Wink benutzend, in mehreren Häuſern, die ihm wegen ihrer Lage oder wegen ihrer befreundeten Bewohner geeignet deuchten, die Spur der Verlorenen geſucht, aber nirgend gefunden, und ſeine Aufregung ſteigerte ſich mit jedem fehlſchlagenden Verſuch. Er ſagte ſich immer wieder, daß es undenkbar ſei, daß auf offenem Markte, inmitten einer großen Menſchenmenge, dazu am hellen Tage, ein junges Mädchen von Johannas Charakter verſchwinden könnte, es ſei denn, daß ſie ſich an irgend einem ſichern Zufluchtsort verberge. Er mochte darum auch nicht ohne Nachricht von ihr zu Zierenbergs zurückkehren, um nicht Sabinens Mutterherz zu erſchrecken um nicht noch einmal jenem vorwurfsvollen Blick zu begegnen. Ebenſowenig mochte er bei den Freunden ſich geradezu nach der Baſe erkundigen. Er fürchtete ein Heer von Fragen, die er ja nicht beantworten konnte, und das Aufſehen und Gerede, das er nicht ohne Not, o, um keinen Preis auf ſie lenken wollte. So machte er ſchnell nach einander mehrere Beſuche, überzeugt, daß, wo ſie ſei, man ſie ihm nicht verhehlen würde. Aber überall fragte man ihn nur, wie es um die Ruhe draußen ſtände, was wohl der König zu dem Tumulte

ſagen möchte, vor allem, ob denn nicht Herr Zierenberg noch heute den Rat zuſammenrufen würde, um durch ſchnelle Beſtrafung der Friedensſtörer den allerhöchſten Zorn zu ſühnen. Hier und da forſchte man auch teilnehmend und neugierig nach dem Befinden der Jungfer Roſe, aber auch nicht die leiſeſte Andeutung verriet, daß man den Aufenthalt Johannas kenne oder ahne.

Ratlos ſtand der Jüngling auf dem ſchnell dunkelnden Markt. Hundert Befürchtungen und Pläne durchkreuzten ſein Hirn. Auf einmal fiel ihm ein, die Geſuchte möchte durch jemand anders längſt nach Hauſe geleitet ſein. Er eilte noch einmal dorthin und erkundigte ſich bei der Dienerſchaft. „Nein," hieß es, „die Frau Bürgermeiſterin iſt in großen Sorgen und meinte jeden Augenblick, Ihr würdet die Jungfer heimbringen." „Das werde ich auch," entgegnete er mit möglichſter Ruhe, „ſagt nur nicht, daß ich hier war; wie ſtehts um Baſe Roſe?" — „Schlecht, ſehr ſchlecht," ſagte ein Mädchen mit rotgeweinten Augen, „der Bader hat ihr zur Ader gelaſſen, und darauf iſt ſie gleich noch einmal tot geblieben."

„Ich muß nach meinem Hauſe," ſagte Heinrich zu ſich ſelber. „Es iſt die höchſte Zeit, nach Janikowski zu ſehen. Hoffentlich iſt Oheim Eberhardt inzwiſchen gekommen; er muß mir raten und helfen."

Aber auch hierin ſah ſich der Jüngling getäuſcht. Er fand bei dem Kranken niemand als die alte Dore, die zwar wie eine Mutter für ihn ſorgte und nach der Vorſchrift des Arztes unaufhörlich kühlende Umſchläge für ſeine verwundete Stirn bereitete. „Herr Keckerbart hat es mir auf die Seele gebunden," ſagte ſie. „Er ſagt: Dore Du mußt ihn pflegen, ſagt er, als wärs Dein leiblicher Sohn, ſagt er, Denn es gilt um die Ehre der Stadt, ſagt er, daß er wieder beſſer wird, ſagt er, und des Königs Majeſtät, ſagt er, würds uns nie

vergeben, wenn er draufginge, ſagt er. Und da hab ich denn mein Beſtes gethan, und der Bader iſt nur zu Frau Sabinen gegangen und wird gleich wiederkommen, und der Friedrich, dacht ich, ſoll die Nacht mit mir wachen."

„Alles gut, liebe Dore," erwiderte Heinrich, obgleich er nur halb ihre Auseinanderſetzungen hörte. Er betrachtete mit innigem Mitleid das bleiche, bewußtloſe Antlitz des jüngſt ſo friſchen und heiteren Jünglings. Seine lachenden Augen waren geſchloſſen, aber ein undeutliches Gemurmel ſeiner Lippen bewies, daß ſeine Seele wohl träume, aber nicht ſchlafe.

„Er iſt jetzt ruhig," ſprach die Alte, „und der Bader ſagt, er habe eine gute Natur, ſagt er. Aber der arme Burſch, ſieh, wie irr er Dich anguckt."

Aber nein, es zuckte wie plötzliches Erkennen in dieſem Blick. „Die Roſen!" ſagte er, und ſeine Lider ſchloſſen ſich wieder.

„Ich muß fort," ſeufzte Heinrich gepeinigt. „Dore, Du wirſt ſorgen, wie bisher. Und daß es ſtill um ihn bleibt! Sind unſere anderen Gäſte nach Hauſe gekommen?"

„Keine Seele hat ſich blicken laſſen, außer den Beiden mit den Knebelbärten, die immer zuſammenhalten wie die Kletten, und die ſind gleich wieder gegangen. Das heißt, vorher war der Laufburſch da von Herrn Magnus; dem hatten ſie, glaub ich, einen Brief mitgegeben, denn ſie forderten ſich Tinte. Und ich dachte, an wen die hier wohl ſchreiben mögen, dacht ich." Sie war ihrem fortgehenden Herrn inzwiſchen bis an die Treppe gefolgt. Als er eben den Fuß auf die Stufen ſetzte, fügte ſie hinzu: „Was ich ſagen wollte, hier iſt auch ein Brief an Euch Herr Heinrich. Heute früh brachte ihn die Trude, die arme Seele, die damals noch nicht dachte, wie es ihrem Schelm von Jungen ergehen würde. Und Ihr waret eben fortgegangen, was ihr ſehr leid that, und ſie erzählte viel von einer Frauens-

person, die sie bei sich aufgenommen hat, und that noch obendrein geheimnisvoll."

Heinrich hatte sich unterdessen dem Licht genähert, das bereits im Krankenzimmer brannte, den Brief erbrochen und den Inhalt durchflogen. Es waren nur wenige Worte von unbekannter Hand in polnischer Sprache; sie sagten: „Hütet Eure Liebe vor M. L. Am Heiligen-Leichnamsthor werdet Ihr mehr erfahren."

„Was ist das!" rief Schütz in höchster Erregung und stürmte fort, ohne jede weitere Rede der guten Alten zu beachten. „Hier ist ein Verrat verübt an der reinsten Seele! M. L., wer könnte es anders sein, als Mieszko Lubosski? Und das war der Sinn seines verfänglichen Rätsels." Aber diesen Gedanken, die blitzschnell durch sein Haupt schossen, folgten ebenso rasch andere. Welcher Fremde sollte seine Liebe kennen, die er noch nicht mit dem leisesten Wort gestanden hatte? War hier eine Verwechselung geschehen oder lauerte dahinter noch ein anderes Geheimnis? All die verdächtigen und seltsamen Reden, die er in den letzten Tagen gehört hatte, fielen ihm in wirrem Durcheinander ein, dazu Dorens Erzählung, Emmas Verlegenheit, und, unerklärlicher als alles, Johanna war nicht zu finden!

Er war mit hastigem Schritt die Jopengasse hinabgegangen. Sie war still und menschenleer. Die Leute hielten sich in ihren Häusern so ruhig, als wollte ein Jeder seine Unschuld an dem heutigen Lärm darthun; auch fiel noch immer ein feiner, nebelartiger Regen, und die wenigen Lichter, die sich hier und da entzündeten, verbreiteten noch keinen Schein in der dämmerigen Straße, sondern ließen sie nur unheimlicher erscheinen.

Dennoch erkannte Heinrichs scharfes Auge auf den ersten Blick die beiden Gestalten, die plötzlich vor ihm in dieselbe einbogen und ruhig plaudernd und leichtfüßig ihren Weg fortsetzten. Es waren Lubosski und Lubenyi, und indem er ihnen eilenden

Trittes folgte, hörte er den Ersteren lachend sagen: „Du zweifelst, ob sie dort sein wird? Pah, lehre mich die Frauen kennen! Sie glauben dem, der ihnen schön thut, und sähen sie auch hundert Andere betrogen.“

Einige Worte wurden leiser gesprochen; dann sagte Lubenyi: „O, daran denke lieber nicht mehr. Daprawdy, das weiße Gesicht mit den flehenden schwarzen Augen wird mir noch unruhige Träume machen.“

„Steht!“ rief mit erstickter Stimme Heinrich Schütz, der sie in diesem Augenblick erreichte. Der sonst so gehaltene und besonnene Jüngling bebte in maßlosem Zorn. Seine Augen traten aus ihren Höhlen, und seine Hände faßten so gewaltig Luboßkis Schultern, daß dieser unter dem Druck zusammenknickte wie ein Rohr. „Elender!“ keuchte er, „wo ist sie? Was hast Du mit ihr angefangen? Antworte, oder“ —

Aber geschmeidig wie eine Katze entwand sich der Pole dem Griff, und im nächsten Moment blitzte sein Schwert durch das Zwielicht. Allein eben so schnell riß ihn sein Gefährte zurück und sagte: „Seid Ihr toll! nur jetzt keinen Streit, keinen Aufenthalt!“ und Beide sprangen über die Straße in den Hof der Pfarrkirche mit solcher Geschwindigkeit, daß, als Heinrich sie dorthin verfolgte, sie schon hinter einem Vorsprung des ehrwürdigen Gebäudes verschwunden waren.

Ohne zu überlegen, wandte sich Schütz der nächsten Ecke zu und lief hier so heftig gegen Herrn Neckerbart an, daß dieser fast das Gleichgewicht verloren hätte, und ihm verdrießlich zurief: „Gemach, gemach, junger Herr! Kommt Ihr, nach der Johanna zu suchen, so braucht Ihr Euch jetzt nicht so zu hasten, denn hier ist sie.“ Und wirklich führte er an seinem Arm eine tief verhüllte Frauengestalt, die sich, wie über Heinrichs Ungestüm erschrocken, halb hinter dem Mantel des Syndikus verbarg, und es war kein Zweifel mehr, es war die so lange und peinlich Gesuchte.

„Johanna! ist es möglich!“ rief der junge Mann und faßte leidenschaftlich ihre beiden Hände. „Wo bist Du gewesen? Herr Syndikus, wo und wie habt Ihr sie gefunden?“

Sie schwieg, Herr Daniel aber antwortete: „Nun wo ein Kind am besten aufgehoben ist, hier in der Kirche. Nur vorwärts, daß wir bald zur Mutter kommen.“

Es war, wie er sagte. Johanna, bestürzt und geängstigt, ja, durch den so plötzlichen Einblick in die Nachtseiten der Menschennatur bis in das Innerste ihres Wesens erschüttert, war, als sie mit der Schwester auf den Marktplatz flüchtete, von einem Menschenstrom erfaßt und von ihr gerissen, ehe sie nur begriff, was vorging. Doch gab es in dem Gedränge Leute genug, die ihr Platz machten, und ohne besonderen Unfall erreichte sie ein Haus in der Nähe eines Marktzuganges. Hier drückte sie sich wie betäubt gegen die Mauer. Die vor ihr sich stoßenden und schlagenden Männer versperrten ihr jede Aussicht; nur einmal war ihr, als hörte sie gar nicht weit von sich Heinrichs Stimme, und wieder einmal redete sie plötzlich Jemand an. Lubenyi wars, erstaunt, sie wiederzutreffen, der in gebrochenem Deutsch ihr drohte, oder seinen Schutz anbot — sie wußte es nicht. Denn kaum hatte sie ihn erkannt, als sie mit verzweifelter Anstrengung weiterstrebte. Ringende warfen sich zwischen sie und ihn, und wenige Minuten später gewahrte sie, daß sie sich freier bewegen konnte, daß sie sich in der Mündung einer Querstraße befand.

Eine Bewegung der Menge half ihr abermals fort; sie sah am Ende der kurzen Gasse den majestätischen Turm der Marienkirche ragen, und als gäbe ihr der Anblick Mut und Zuversicht, eilte sie diesem Ziele zu und kam durch die jederzeit offenstehende Seitenthür glücklich in das Innere des Heiligtums.

Hier erst vermochte sie, ihre Gedanken zu sammeln; die feierliche Stille that ihr so wohl nach dem Getöse draußen und

die wirre Angst ihres Gemüts beruhigte sich. Am Altare niederknieend, schüttete sie ihrem besten Freund ihr Herz aus und bat ihn, die Stadt und alle ihre Lieben zu beschützen, den Bösen zu verzeihen und ihr den Frieden zu geben. O, Rose war ja in Sicherheit, und Johanna dankte Gott dafür. Gerade als sie den Markt verließ, hatte sich vor ihr auf einen Augenblick eine Durchsicht eröffnet, und wie im Traum hatte sie den Vetter erkannt und die Schwester, die sich in seine Arme warf. Es fielen doch noch einige Thränen der Sorge und des Kummers aus den Augen der kleinen Johanna, als sie mit gefalteten Händen im Gitterstuhl der Familie saß.

Darin fühlte sie sich geborgen wie in ihrem Stübchen daheim; indessen, wie das Brausen des Auflaufs draußen allmählich verhallte, bedachte sie, daß sie hier nicht bleiben dürfe. Sie stand auf und näherte sich langsam der Thür.

Allein nun ward sie inne, daß ihre Rückkehr Schwierigkeiten hatte. Sollte sie am hellen Tage ohne Kopfbedeckung und Mantel durch die Straßen und über den Markt gehen? Und wieder, wenn sie die Dunkelheit in ihrem Asyl abwartete, wie konnte eine sittsame danziger Jungfrau denn allein umherwandern?

So fiel ihr ein, sie wollte auf das Kommen eines Bekannten warten, denn in damaliger Zeit wie heute galt der Brauch (der freilich leicht zum Mißbrauch werden kann), daß die Marienkirche von Vielen als Durchgang benutzt wurde. Doch eine bange Stunde verging, ohne daß sich Jemand nahte, und schon war Johanna entschlossen, allem Gerede zum Trotz (man wolle bedenken, welch eine Macht dies damals in den Städten war, und wie die Sitte mehr galt, als heute die Meinung der vereinten Presse!) sich hinauszuwagen, als sie den Tritt Herrn Keckerbarts vernahm, der, nur einen Augenblick am Altar weilend, schnell über die Steinfliesen daherkam.

Kaum jedoch hörte er leise seinen Namen nennen und sah das junge Mädchen bittend vor sich stehen, als er sich vorbeugte und rief: „Kann das Hanna sein? Still, Kind, ganz ruhig! Ich bringe Dich nach Hause! Arme Kleine, wie mußt Du Dich geängstigt haben. Aber warte, so kannst Du nicht gehen, es regnet; ich werde Dir einen Mantel holen!“ und in unglaublich kurzer Frist war er mit einem solchen zurückgekehrt, hüllte die vor Kälte und Erregung Zitternde sorglich darein und führte sie dann, wie bereits erzählt, hinaus auf den Kirchhof, wo Heinrich ihnen so plötzlich begegnete.

Es war das erste Mal, daß Johanne ihn sah, seitdem Base Emma jenen Sturm in ihrer Seele heraufbeschworen hatte, und von allen Menschen hätte sie jetzt gerade ihn am wenigsten antreffen mögen. Hatte sie es sich nicht im Laufe dieses Tages und noch an dieser heiligen Stätte zehnfältig gelobt, jeden Gedanken an ihn aufzugeben, der Schwester neidlos all ihr Glück zu lassen? Und nun bestürmte er sie gar mit Fragen, was ihr geschehen sei, wie sie sammt Rose in das Getümmel geraten wäre, ob ihr Lubopßki oder Lubenyi begegnet sei? Sie hätte keinem Manne auf Erden die Geschichte ihres heutigen Nachmittags erzählen können, wie viel weniger ihm.

„Frage mich nichts,“ sagte sie gepeinigt und ihre Hände aus den seinen ziehend, und Keckerbart fiel ein: „Jawohl, Ihr haltet uns nur auf mit Reden. Wir beide habens eilig, und im Regen ist schlecht stehen,“ beschleunigte darauf seinen Gang und nötigte die jungen Leute, dasselbe zu thun.

Wer jemals in unruhiger Erwartung einem Wiedersehen entgegenharrte, wer in Angst und Not um ein geliebtes Wesen sich um dessen Sicherheit abmühte, und findet es am Ende gesund und wohlbehalten, aber kühl und ablehnend gegen die eigene Glut, der wird begreifen, was Heinrich empfand, als ihm ein solcher Empfang zu Teil ward. Befremdet und ver-

ſtimmt ging er an Johannas Seite, die keinen Blick für ihn hatte, und dazu geſellte ſich noch das Gefühl der Beſchämung über ſeinen ſo überflüſſigen Zorn. Hatte er doch an ſeinem Konfirmationstage der Muhme Sabine verſprochen, gegen dieſen Dämon zu kämpfen, und er glaubte ſeiner vollſtändig Herr zu ſein. Nun hätte ihn ein falſch verſtandenes Wort faſt zu einer Gewaltthat verleitet. — Aber was bedeutete denn jenes Wort und die ſchnelle Flucht jener Beiden, der ſeltſame Brief, vielleicht auch Johannas Schweigen? Drohte ihr nicht doch am Ende noch eine Gefahr? oder ſonſt Jemand? Die ganze Flut ungelöſter Rätſel ſtürmte aufs neue auf ihn ein, und er wollte eben noch eine Frage an das junge Mädchen richten, als gerade unter der Lampe an der Marktecke ein anderes weibliches Weſen dicht an ihm vorbeiſtreifte. Sie trug den weiten, Kopf und Leib verhüllenden Mantel der Frauen aus dem Volk mit der wunderlichen hochgeſpitzten Capotte daran; letztere hatte ſich von dem Ruck ein wenig verſchoben, und indem die Trägerin ſie zurechtrückte, blickte ſie aufmerkſam hinter ſich; Heinrich that im nämlichen Augenblick das Gleiche und erkannte Emma König, die flüchtigen Fußes weiter eilte. Da faßte Schütz einen ſchnellen Entſchluß.

„Gehabt Euch wohl, Herr Syndikus," ſagte er. „Ihr werdet meine Baſe auch ohne mich nach Hauſe bringen! Lebe wohl, Johanna," und ohne weitere Erklärung folgte er der Anderen.

Vierzehntes Kapitel.

Rat: Was iſt zu thun?
Ratsherr: Habt Mitleid mit uns und unſerer Bürgerſchaft.
Götz v. Berlichingen.

Das war eine ſchwere Prüfung, als Frau Sabine, unwiſſend, wo die eine Tochter weilte, die andere vergeblich aus

starrer Ohnmacht zu erwecken suchte. Wohl hoffte sie auf Heinrich, aber er kam ja garnicht wieder, so wenig als Herr Zierenberg. Doch um dessen Verbleib machte sie sich vorerst keine Sorge. Sie fand es natürlich, daß er in der Stadt zu thun habe, vielleicht Nachforschungen anstelle wegen der Ursachen des Tumultes; wenigstens fand sie nicht Zeit, darüber nachzudenken, ob ihn nicht Unruhe um die Seinen zuerst hierhergetrieben haben sollte. Indessen lauschte sie mit Spannung und wachsender Angst auf jeden Tritt, der sich draußen hören ließ; aber selbst Herr Opitz, der sich erboten hatte, nach Heinrich und Johanna auszuschauen, kam nicht zurück, und die gute Frau Wiese war längst heimgeeilt, da sie erfahren hatte, daß ihr Mann im Aufstand verwundet sei.

Endlich jedoch schlug Rose zum zweiten Male die Augen auf. Sie sah um sich, that einige wirre Fragen, und dann plötzlich sich erinnernd, was geschehen war, schlang sie einen Arm um den Hals der Mutter und brach in heftiges, schmerzliches Weinen aus.

„Das ist gut," sagte der Bader, der nicht ohne Sorge den Ausgang seiner Gewaltkur abgewartet hatte, „die Natur will sich helfen."

Frau Sabine aber bat ihn, sie lieber jetzt mit der Tochter allein zu lassen, und wie sich letztere unter ihren liebreichen Worten allmählich beruhigte, begann sie unter Seufzen und Schluchzen zu erzählen, was sie an diesem Tage erlebt hatte, und was der Mutter Herz mit höchstem Unwillen und Schreck erfüllen mußte. Nur das letzte, Janikowskis Fall, vermochte sie nicht über die Lippen zu bringen. So oft sie daran dachte, hemmten Thränen ihre Rede, Sabine indessen achtete nicht darauf. „Und Johanna, wo blieb sie? Sahst Du nichts mehr von ihr?" rief sie in namenloser Angst.

Allein ehe Rose den Sinn dieser Frage noch recht erfaßt

hatte, kam beſſere Antwort, als ſie geben konnte; bekannte Stimmen wurden im Gange laut, und im nächſten Augenblick lag die Vermißte in den Armen der Mutter.

Das war wohl Troſt zu rechter Zeit, und einige Minuten lang war alle Not der Stunde von Sabinen vergeſſen über der Freude, die Kinder gerettet zu wiſſen, doch jene pochte nur zu bald wieder an die Thür.

Herr Keckerbart, der Johanna hergebracht hatte, ließ nach der Frau Präſidentin fragen, und da ſie eilend erſchien, ihm ihren Dank abzuſtatten, gewahrte ſie, daß ſein ſtets ſo gleichmütiges Geſicht eine Spur von Aufregung zeigte, die bei ihm etwas Außerordentliches andeuten mußte, ſo daß ſie ihm gleich ſagte: „Iſt etwas vorgefallen, Herr Syndikus? Mein Mann iſt heute nach dem Unglück noch nicht heimgekommen.“

„Das hörte ich,“ erwiderte er, „ſchon von den Leuten; und Ihr wißt auch garnicht, wo er iſt?“

„Ich denke, er iſt im Rat?“ ſprach ſie beunruhigt.

Allein Keckerbart entgegnete: „Im Rat? der iſt noch garnicht zuſammenberufen worden, wiewohl die ganze Stadt darüber ſehr verwundert iſt; man kann ſich ſolche Saumſeligkeit des Präſidenten garnicht erklären, und darum kam ich her, es ihm zu ſagen. Nun aber ſteht mir der Verſtand ſtill.“

Es klopfte aufs neue, und Martin Opitz trat ein.

„Ich muß Euch leider melden, hochverehrte Frau Präſidentin, daß ich weder bei Eurem Herrn Bruder, noch ſonſt wo —“

„O, macht Euch keine Sorge, werter Herr, Johanna iſt gefunden, und Dank Euch beiden für Eure Freundſchaft. Aber ſagt mir um Gott, Herr Syndikus, was denkt Ihr?“

Keckerbart zuckte die Achſeln, Herr Opitz aber fuhr fort: „Ich wollte noch ſagen, daß ich auf dem Markte bemerkte, daß im Schenkenhauſe, als in des Königs dermaliger Reſidenz, viel Leben iſt. Die Fenſter ſind nicht allein ſämtlich erleuchtet,

sondern es gehen an denselben so viel Schatten auf und nieder, daß man meinen möchte, der ganze Reichstag wäre darin versammelt. Es ist gewiß nicht wohlgethan und wird vielleicht dort drüben übel vermerkt, daß die Stadt noch keine Deputation entsendet hat, sich über das Wohlbefinden Sr. Majestät zu informiren; die polnischen Edeln sind, deucht mir, alle dort, um solchermaßen ihre Treue zu dokumentiren, und wenn ich, als ein Gast und Freund dieser Stadt, mir erlauben dürfte, einen Rat zu geben" —

Ein Ruf Sabinens unterbrach ihn. „Eberhardt! wie siehst Du aus! Wo ist Zierenberg!" und bleich, mit verstörter Miene trat der Ratsherr in ihre Mitte.

„Tröst Dich Gott, arme Schwester," sagte er, ihr die Hand bietend, und verkündigte dann mit wenigen Worten, was sich im Schenkenhause zugetragen hatte, und welchen Auftrag man ihm gegeben hatte.

Des Syndikus wasserblaue Augen sprühten Feuer bei diesem Bericht. „So glaubt man mit der freien Stadt Danzig umgehen zu können!" rief er aus.

„Es ist nicht möglich! Seine Majestät wird besserem Rate Gehör geben," sagte Opitz. „Wenn ihm in aller Devotion vorgestellt würde, wie alles Volk in dieser Stadt am evangelischen Bekenntnis hänget; würde er sich nicht mit anderer Buße begnügen?"

„Er weigerte sich, uns nur vorzulassen. Sie sagen, er ist krank von dem Verdruß," antwortete Eberhardt.

„Und seine Räte werden das zu nützen wissen," sagte Keckerbart, „aber kommt, Herr, laßt uns handeln. Ihr müßt Eure Botschaft weiter tragen."

Sabine war mit gefalteten Händen in einen Stuhl gesunken. Jetzt, als die beiden Ratsmänner sich der Thür näherten, erhob sie sich und rief: „Herr Syndikus, Eberhardt, Ihr

werdet nicht vergessen, daß meines Mannes Leben auf dem Spiel steht!"

Der Klang ihrer Stimme war so eigen, daß ihr Bruder sich abwandte und die Augen wischte. Herr Daniel aber frug mit ernster Ruhe: „Ihr wolltet es nicht mit der Glaubensfreiheit unserer Stadt erkaufen?"

„Nein," sagte sie, indem ihr einige Thränen schnell über die Backen liefen. „Aber ich wollte Euch bitten, nichts zu überstürzen; Gott weiß vielleicht doch Wege, beides mit einander zu erhalten."

„Wenn die Nachricht hiervon unter das Volk kommt, so haben wir den Aufruhr, ehe eine halbe Stunde um ist," sagte Eberhardt leise und bedeutsam.

„Drum laßt es eben ein Geheimnis bleiben," bat Sabine. „Bis morgen Mittag kann der König längst andern Sinnes geworden sein."

„Aber wie wäre das zu machen!" sprach Keckerbart. „Schon fragt man in der Stadt nach dem Bürgermeister. Auch muß der Rat nun aufs schleunigste zusammentreten. Wenn ihn der Präsident nicht heischen läßt, welche Erklärung soll man da geben, ohne daß von vornherein alles in Aufregung kommt?"

„Wenn ich mir erlauben darf, meine Meinung zu sagen," nahm, da die andern schwiegen, der Dichter das Wort, „so möchte hier eine poetische Fiktion am Platze sein. Könnte man nicht das Gerücht ausstreuen, der Herr Prokonsul sei krank geworden? Da doch der Bader schon im Hause ist, würde es leicht Glauben finden."

„Wahrlich, und das mögen wir sagen ungelogen!" fiel König ein. „Er ist in Lebensgefahr, muß es heißen, und kann den Tod davon haben, wenn man vor seinem Hause auf dem Markte irgend welchen Lärm macht."

„Und wollt Ihr den Vicepräsidenten auch zum inkurabeln

Patienten machen? oder wer soll die Herren zur Sitzung entbieten?" fragte noch einmal der Syndikus.

Die Männer zögerten mit der Antwort. Wie durfte man das Herkommen umgehen, ohne die zwingendsten Gründe anzugeben?

„Das thu ich," sagte Sabine schnell, „und übernehme die Verantwortung. Schickt mir den Ratsdiener, ich fertige ihn ab in meines Mannes Namen. Laßt draußen nichts verlauten, weder Wahres, noch Falsches. Ist der Rat bei einander, so tragts ihm vor, und mögen sies nach ihrem Gewissen entscheiden."

So geschah es. Die Frau Bürgermeisterin ließ die erste Ordnung des Rates laden, als käme die Aufforderung vom Herrn Präsidenten selbst, legte dem Ratsdiener, dem Bader und dem Hausgesinde das strengste Schweigen auf und begab sich dann wieder zu ihren Töchtern.

Die waren still und traurig bei einander; Rose lag im Bett und fragte wohl zuweilen: „Brachte Dich Heinrich nach Hause? — Ob Heinrich nicht unten ist? — Hörtest Du nicht, wie es mit — in seiner Wohnung stehen mag?"

„Ich weiß es nicht, ich denke, er ist ganz wohl," entgegnete Johanna dann mit abgewandtem Gesicht. „Du solltest Dich nicht unnütz aufregen. Nimm diesen kühlen Trank und sieh, ob Du nicht schlafen kannst."

Fast unsanft stieß die andere das Gefäß zurück, aber im nächsten Augenblick ergriff sie die Hand der Schwester und sagte: „Verzeih mir! Du glaubst nicht, wie ich unglücklich bin!"

Johanna küßte sie und sagte nichts, bis Rose nach einer Weile von neuem begann: „Ich möchte Dir wohl etwas anvertrauen, aber — Du bist so gut, Du wirst mir nicht böse sein?"

„Nein, nein," unterbrach die Schwester, „gewiß, ich wünsche Dir — ich weiß es schon, und Du brauchst Dich nicht darum

zu plagen, wie Dus mir ſagen willſt.“ Sie verſuchte zu lächeln, aber die Thränen traten ihr in die Augen.

Auch Roſe weinte. Da nahte die Mutter, drückte ſie beide ans Herz und ſagte: „Kinder, nun laßt Vergangenes und kleine Kümmerniſſe fahren und betet mit mir für Euren Vater und für den Frieden unſerer lieben Stadt und unſerer Kirche.“

„Man ſagt,“ ſprach halblaut für ſich Herr Keckerbart, indem er über die Straße ſchritt, „von hundert Frauensleuten gerät unſerm Herrgott eine; in dem Hauſe aber da ſind allein ſchon zwei geraten.“

Wie alle regierenden Körperſchaften vereinigte auch ein edler Rat der Stadt Danzig in ſeinem Schoß verſchiedene Parteien. Da waren bedächtige und unruhige Köpfe, die, wenn auch dasſelbe Ziel vor ihnen lag, es ſtets auf verſchiedenen Wegen verfolgten. Da waren die Herren von der Altſtadt, die oft mit etwas Eiferſucht auf die jüngere, aber durchaus dominirende und im Rate viel zahlreicher vertretene Rechtſtadt blickten, und die „Konſuln“ der letzteren ſchauten wieder zuweilen etwas ſtolz auf die Altſtadt, weil ſich unter deren Ratmännern auch einige Handwerker befanden, während auf der andern Seite nur Patrizier zu dieſem Amte gelangen konnten. Gleichwohl hörte man in der Gemeinde nur ſelten von einem Zwieſpalt unter ihren Vertrauensmännern, weil ſie faſt alle gleichmäßig beſtrebt waren, ſowohl die Würde, wie das Geheimnis des Sitzungsſaales zu wahren, nicht minder wie die Ehre und die Rechte der Stadt.

Auch heute erſchienen alle einmütig in dem Wunſche, den Schimpf der Rebellion gegen den königlichen Gaſt von der Geſamtheit der Bürgerſchaft abzuwälzen und ihn auf ehrenhafte Weiſe zufrieden zu ſtellen. Die Meiſten hatten ſchon auf eigene Hand Nachforſchungen angeſtellt nach den Urhebern des Tumultes, damit die Verhandlungen nur ſchnell von ſtatten

gingen, und waren so eilig, dem Rufe zu folgen, daß man an den Ratsdiener auch keine der Fragen richtete, wie sie ihn unter obwaltenden Umständen leicht hätten in Verlegenheit setzen können.

Groß war daher das Staunen der Herren, als sie bei ihrem Eintritt weder den Präsidenten, noch seinen gesetzmäßigen Stellvertreter fanden, sondern allein Herrn Konstantin Ferber und Herrn Eggert von Kempten, die doch als dritter und vierter Bürgermeister in diesem Jahre nur mit der Verwaltung des Stadtbesitzes zu thun hatten. Als ihnen aber der Erstgenannte, dem Eberhardt König schon das nötige mitgeteilt hatte, eröffnete, was geschehen war, da ging ein Schrei der Entrüstung durch die ganze Versammlung, und anstatt nach der Ordnung zu beraten und abzustimmen, suchte in wirrem Durcheinander ein jeder seinem Unwillen Luft zu machen oder seine Meinung zur Geltung zu bringen.

„Unsere Pfarrkirche den Papisten ausliefern! Die Präsidenten gefangen! — Unsere Privilegien vernichtet! — Die Stadt geächtet! — Es ist nicht möglich! — Wir dulden es nicht!"

„Es kann nicht des Königs Wille sein," sprach Herr Arnold Wiese, der trotz seiner verbundenen Hand gekommen war. „Wir wollen eine Deputation ernennen, die ihm Vorstellungen macht."

„Und unverzüglich die Freilassung der Präsidenten fordern," fiel Ferber ein.

„Damit sie noch mehr von uns zu Geiseln nähmen!" rief Gabriel Schumann, einer der Jüngsten im Rate. „Hörtet Ihr nicht, daß Se. Majestät nicht sichtbar sein will für uns?"

„Nicht sichtbar!" rief dagegen Salomon Giese. „Sind wir denn arme Sünder und schon zum Strang verurteilt? Sind wir noch Herren in unserer Stadt oder ist dies ein feindlich

Lager, darin wir kriegsgefangen sind? Es ist Verrat und die höchste Ungerechtigkeit!"

„Und ich sage, wenn man unseren Rechten so ins Angesicht schlägt, so wollen wir sie mit den Waffen geltend machen!" rief Hans Hecker, ein Fleischermeister aus der Altstadt. Aber lebhafter Widerspruch erhob sich.

„Wie, Gewalt gegen Se. Majestät den König, der als Gast in unsere Stadt gekommen ist und im Vertrauen auf unsere Treue?"

„Hält er denn uns die Treue?" erwiderte Schumann, „und kamen die Prokonsuln in weniger gutem Glauben in sein Haus? Gewalt gegen Gewalt!"

„Halt," nahm Herr von Kempten, der älteste Bürgermeister das Wort: „Bei uns in Danzig gilt nur das Recht und darin ist unsere Macht."

„Und habt Ihr vergessen, daß beim geringsten Auflauf unsere Präsidenten die Zeche bezahlen? Wollt Ihr mit unbesonnener Hast den Vorwand dazu liefern?" warnte Arnold Wiese.

„Ei, werden sie frei durch Zaudern und Zagen?" entgegnete Hans Hecker. „Ruft das Volk zu den Waffen, sage ich, und laßt uns sehen, wer schneller ist, die Polen, sie zu töten, oder wir, sie zu befreien!"

„Ja, zu den Waffen!" riefen die Heißsporne, „man soll nicht spielen mit unseren heiligsten Privilegien! man soll nicht ungestraft an unsere Glaubensfreiheit tasten!"

„Und was wollt Ihr thun?" sprach wieder der greise Kempten. „Oder wer kann Euch Eure Freiheit nehmen, so lange Ihr selbst daran festhaltet. Der König mit seiner kleinen Schaar kann uns nicht überwältigen. Er kann nicht einmal die Stadt verlassen wider unsern Willen. So muß er am Ende mit uns gütlich verhandeln, und unser Recht wird Gott schützen! Wenn Ihr aber das Volk erregt, also daß es sich an dem König

oder seinen Edeln vergreift, mögt Ihr dann noch so sagen? Oder meint Ihr nicht, die Krone und die ganze Republik Polen würden blutige Rache nehmen für jeden Schimpf und Schaden, der ihnen hier zugefügt würde. Hütet Euch, daß man uns nicht zur wohlverdienten Strafe nimmt, was man heute aus Uebermut fordert! Oder glaubt Ihr, daß Ihr die Menge werdet zügeln oder vor Gewaltthätigkeit werdet zurückhalten können, wenn Ihr sie einmal losgelassen und erhitzt habt? Laßt uns auf unserm Recht bestehen, aber nur nach dem Recht, und mögen unsere Widersacher dann beginnen, was sie können und dürfen."

Die Mehrzahl stimmte dieser Ansicht bei: „Nichts gegen die Majestät, so lange noch eine Möglichkeit ist zum friedlichen Vergleich! Sind wir nicht hierhergekommen, die Tumultanten zu strafen und sollten sie nun selber zu Hilfe rufen?"

„Ja, seht Euch vor, daß Ihr dem übermütigen Volk nicht Waffen gebt, die sie nachmals wider Euch selbst kehren," schaltete Konstantin Ferber ein; allein das machte böses Blut.

„Wer schmäht das Volk!" rief Hans Hecker. „Ihr hochgeborenen Herrn müßt immer mit der Hundepeitsche und dem Maulkorb auf der Wache stehen."

„Und Ihr meint, Ihr müßt auf der Lauer liegen, ob nicht der Damm unserer Vorrechte irgend ein Loch hat!"

Der Sprecher war bekannt als einer der stolzesten und ärmsten Patrizier, und es war daher eine zweischneidige Anspielung, als Hans Noch, der ehemalige Schneider erwiderte: „Sagt lieber, der Rock Eurer Ansprüche."

Die Antwort wäre bitter ausgefallen, aber Eberhardt König kam ihr zuvor. „Ihr Herren, steht die Religionsfreiheit unserer Stadt oder doch das Leben unserer besten Bürger auf dem Spiel, und klaubt Ihr Euch derweil die Federn von den Kleidern!"

So rief er tief erregt, und ob auch Hans Hecker noch etwas über „die besten Bürger" murmelte, so war doch das allgemeine Urteil der Versammlung, was Arnold Wiese aussprach: „Bei Gott, es wäre die höchste Schande für uns, wenn wir in dieser ernsten Stunde nichts wüßten, als Hadern und Streiten."

Daniel Keckerbart hatte bisher ganz ruhig und ohne ein Wort zu sprechen vor seinem Stuhl am Ende des Tisches gestanden, und nur an einem leichten Zucken seiner Finger, an einem besonderen Glanz seiner hellen Augen hätte man merken können, was in ihm vorging.

„Edle Herren und wohlweise Ratmannen," begann er jetzt, „es steht in unseren Satzungen, daß der Syndikus nicht stimmen, auch allezeit zuletzt reden, aber dafür desto mehr gehört werden soll. Nun weiß ich nicht, nach welcher Ordnung hier heute verfahren wird, doch bitte ich, daß Ihr mir das letzte jetzt gestatten wollt."

Die übrigen schauten verwundert auf ihn, doch riefen die meisten: „Ja, sprecht, Herr Syndikus, und laßt uns einen weisen Rat hören!" worauf er also fortfuhr:

„Fragt nur nach Recht und Gerechtigkeit, das war die Weisung, die uns der Herr Präsident gesandt hat, und ich denke, wir alle sind einig, sie zu befolgen. Nun fordert Se. Majestät von uns, was wider das Recht ist. Er hat unsere Bürgermeister in Händen, aber so ist er auch in unserer Gewalt. Als unser Gast und König ist seine Person uns heilig; ihm sollte unserer Prokonsuln Sicherheit nicht weniger heilig sein. Sein Unrecht hebt unsere Pflicht nicht auf. Aber dürfen seine treulosen Räte so fest auf unsere Treue bauen? Sehen sie ihre Gefahr nicht, oder meinen sie, daß Furcht und Ueberraschung uns blind machen, daß wir und das Volk ihnen ohne Widerstand unser Köstlichstes hingeben werden?"

Bei diesen kurzen, hingeworfenen Sätzen kam die Versammlung aufs neue in Bewegung, wenn auch anders als vorhin.

„Er hat recht! — Es ist nicht zu begreifen! — Es steckt noch ein besonderer Verrat dahinter. — Still doch! laßt ihn fortfahren."

„Ich sage, unsere Treue ist des Königs einziger Schutz; er oder der Bischof muß also Gründe haben, wenn er sie auf eine so harte Probe stellt. Er muß meinen, uns noch besser in der Hand zu haben, als wir ihn. Wenn die benachbarten Edeln in aller Stille ihre Dienstleute aufgeboten hätten" —

„Pah, es müßten ihrer viel sein, um Danzig zu belagern!" warf Hans Hecker ein.

„Aber nicht so viel, um uns zu überrumpeln. Während unsere Oberhäupter gefangen sind, während die Stadt voll Schrecken und Verwirrung wäre, während wir ratschlagten und stritten" —

„An die Thore! Auf, ehe es zu spät ist!" rief man jetzt, aber Herr v. Kempten sprach warnend: „Um Gotteswillen, keine Ueberstürzung. Erst laßt uns einen Plan und Ordnung machen, daß wir das Volk nicht hinreißen zur Gewaltthat und selber hingerissen werden, dahin wir nicht wollen, und müssen wir und die Stadt nachher die Folgen tragen."

Dem stimmte die Versammlung zu, und einmütig beschloß sie, daß Herr von Kempten einstweilen Präsident und Haupt der Stadt sein sollte, Herr Ferber dagegen an von der Lindes Stelle das Burggrafentum und somit die Verteitigung übernehmen sollte. — Die Wachen an den Thoren werden verdoppelt, und alle Stunden soll eine starke Runde herumgehen. Die Hakenschützen treten in aller Stille unter die Waffen. Die Bürgerschaft erfährt vorläufig nichts; nur im Notfall soll die Sturmglocke geläutet werden. Vor die Eingänge des Marktes

werden zu größerer Sicherheit Ketten gezogen, damit womöglich nichts geſchehe, den Zorn des Königs zu reizen, und endlich will der Rat an dieſen ſelbſt eine Deputation entſenden, um ihm geziemende Vorſtellungen zu machen und die Freilaſſung der Bürgermeiſter zu erbitten. „Das Uebrige ſei Gott anheimgeſtellt," ſagte Kempten.

Noch achtete man für gut, daß der Oberpfarrer von St. Marien mit von der Deputation ſein ſollte, und der Rat erklärte ſich in Permanenz, bis die Entſcheidung erfolgt ſei. „Es ſchlug acht," bemerkt hierzu Herr Eberhardt, „als wir ſoweit gediehen waren. Das war für unſere Stadt eine böſe Stunde."

Fünfzehntes Kapitel.

Hamlet: Verrat! ſucht, wo er ſteckt.
Laertes: Hier, Hamlet! Hamlet, du biſt umgebracht.
Shakeſpeare.

Es mochte eine halbe Stunde früher geweſen ſein, als Heinrich, immer der ſchnell dahinſchreitenden Emma folgend, den freien Platz am Heiligen-Leichnamsthor erreichte. Oft war er während des Weges im Begriff geweſen, ſie einzuholen, ſich bemerklich zu machen, ſie zu fragen, was ſie vorhabe, und koſte es was es wolle, eine Abſicht zu vereiteln, die nimmermehr recht ſein konnte, da die Baſe ſo verkleidet und heimlich an ihre Ausführung ging. Denn daß ſie verborgen bleiben wollte und bange war, zeigte ſich deutlich in der Art, wie ſie faſt an jeder Ecke ſtehen blieb, ſpähend vor und hinter ſich blickte, ſich auch wohl wandte, als wolle ſie wieder umkehren, dann aber nur um ſo raſcher vorwärtsſtrebte. — Was kann ſie wollen? Dieſe Frage legte ſich Heinrich immer wieder vor. Keck und

unternehmend war sie schon als Kind gewesen. Trieb jugendlicher Übermut oder eine romantische Anwandlung sie auf diese nächtliche Bahn, so fühlte er sich als Vetter berufen, ihr mit Schutz und verständigem Rate beizustehen. Aber das Mißtrauen gegen sie, das einmal in ihm rege geworden war, und all die dunkeln Rätsel, die ihn quälten, bewogen ihn immer wieder, seinem ersten Vorsatz treu zu bleiben und seine Anwesenheit geheim zu halten. Im dunkelsten Schatten der Häuser und in genügender Entfernung dahinwandelnd, gelang ihm dies auch um so leichter, als er das Ziel schon ahnte, und die Straßen noch immer so still waren, daß kaum ein anderes weibliches Wesen darin sichtbar wurde. Die Tritte der vereinzelten Fußgänger schallten weit über das einsame Pflaster, und schwül wie vor einem Gewitter lag die bleigraue Luft über den düsteren Häusern und Türmen. Der Regen hatte wieder aufgehört; abgebrochene Windstöße fuhren mit hohlem Sausen durch die Linden des St. Katharinenkirchhofes, und ein bleiches, verräterisches Licht ließ hin und wieder den am Himmel stehenden Vollmond ahnen. Es war kein Wunder, daß das junge Mädchen, von Grauen erfaßt, zuweilen zögernd ihre Schritte hemmte.

Aber warum stand sie denn auch jetzt am Ende des Weges unentschlossen und lauschend da?

Das Haus der Frau Trude Krebs lag gerade da, wo der Zwischenraum von dem Wall bis zum Hügel am größten war, mit der Giebelseite gegen den schroffen Rand gekehrt, und Heinrich Schütz sah die Gestalt Emmas sich deutlich gegen den Nachthimmel abheben, wie sie in halb gebückter Stellung sich bemühte, durch das mit einem groben Leinwandstück verhangene Fenster zu blicken. Er sah sie wie betroffen zurücktreten, und gewahrte in demselben Augenblick, wie sich ganz in ihrer Nähe ein Kopf über die Kante des Abhangs hob. Oder war es vielleicht ein Stein, den er zuvor nicht bemerkt hatte? Nein, er verschwand

und tauchte alsbald wieder auf. Konnte es ein Tier sein, oder wurde Emma von zwei Seiten beobachtet? Eine Sekunde später war Schütz neben ihr.

„Guten Abend, Base! Wie treffen wir uns hier?" Sie hatte ihn auf dem weichen Rasen nicht kommen gehört und erschrak, wie nur das böse Gewissen erschrecken kann. „Heinrich, Du! wie kommst Du hierher?" flüsterte sie bebend, kaum wissend, was sie sagte.

„Das möchte ich Dich eher fragen," entgegnete er ernst. „Zu dieser Stunde und in diesem Anzug?"

„O, ich, ich wollte die arme Frau Trude sprechen! ich wollte hören, wie es ihrem Sohne geht. Ich sagte Dir ja vorhin schon, daß es mich dazu trieb. Und ich habe diesen Mantel umgebunden gegen den Regen, und weil ich nicht erkannt sein wollte, — weil jedermann gleich ein Geschrei erheben würde, wenn eine Patriziertochter abends allein ginge. O, Vetter Heinrich, was denkst Du von mir!"

„Daß Du mir nicht die Wahrheit sagst, oder doch nicht die ganze" (denn ihre erregte, stotternde Sprache bewies dies deutlich genug); „sonst, wenn Du nur Frau Trude sprechen wolltest, was gingst Du nicht zu ihr hinein?"

„Sie ist ja nicht da!" erwiderte Emma, und statt dessen ist jemand Fremdes bei ihr, ein Frauenzimmer, die ich nicht kenne! ich weiß nicht, was ich davon denken soll."

Sie war in einer Angst, daß Heinrich zum Mitleid geneigt war. „Trude ist dann wohl noch im Hospital bei ihrem Jungen," sagte er beruhigend, „und wenn eine Frau dort drinnen ist, so wird es wahrscheinlich eine gute Bekannte von ihr sein" — er hielt inne, denn er erinnerte sich auf einmal der geheimnisvollen Briefstellerin — „aber," fuhr er fort, „ist sonst niemand in der Nähe, dessen Gegenwart Dir unangenehm sein könnte?"

Sie schien verwirrt. „Was meinst Du?“ stammelte sie, sich ängstlich umblickend.

„Ich meine,“ sagte er leise, indem er ihr noch näher trat, „daß ich Dein Vetter bin, und Deine Ehre die meine ist. Drum, hast Du Dich unvorsichtig zu einer Thorheit verleiten lassen, vertrau mirs, so will ich Dir helfen, die Folgen abzuwenden. Sieh, darum bin ich Dir nachgegangen.“

Emma war gerührt. Sie hätte sich am liebsten in seine Arme geworfen und schluchzend ihr Herz ausgeschüttet. Aber er liebte ja eine andere, und wenn er alles wüßte, würde er sie verachten. So sagte sie nur nach einigem Zögern: „Du bist sehr gütig, Vetter, nur weiß ich nicht, was Du unter Thorheit verstehst. Wenn Du mich jetzt von diesem späten und überflüssigen Ausgang willst nach Hause begleiten, so werde ich Dir ja sehr dankbar sein.“ Denn allerdings war ihr die Lust zur Fortsetzung des Abenteuers vollständig vergangen, und sie wäre wirklich seines Schutzes froh gewesen.

Heinrich jedoch begann unwillig zu werden. „Gut,“ erwiderte er kurz und kühl: „Vorher aber will ich mich überzeugen, wie es um jene Frau steht, und wer sich außer uns beiden noch hier befindet.“

„O, nicht doch!“ rief sie in höchster Aufregung und klammerte sich an seinen Arm. „Geh nicht von mir! Komm laß uns fort! Du glaubst nicht, wie ich mich gefürchtet habe hier so allein! Nein, nein, ich lasse Dich nicht!“

„Emma!“ sprach Heinrich streng, „ich will hier klar sehen. Wärst Du so furchtsam, Du wärest doch wahrlich nicht hergekommen. Wars denn ein verabredetes Stelldichein, so sags, und ich will nichts weiter wissen.“ Er that die letzte Frage zögernd, wie beschämt, und sie schlug die Hände vor das Gesicht und rief: „Nein, nein!“

„Wer ist denn da?“ tönte es auf einmal hinter ihnen in

kaſſubiſcher Sprache, und ſich umblickend, gewahrten beide in der geöffneten Hausthür ein Weib, das mit einem großen Tuche faſt gänzlich verhüllt war.

Heinrich warf einen ſchnellen Blick auf ſie. Soviel ſich erkennen ließ, trug ſie Bauerntracht. Sollte dies die Schreiberin des Briefes ſein? Sollte ſie einen verborgenen Anſchlag haben und jener Verſteckte (er hatte bisher keinen Augenblick daran gezweifelt, daß es Luboßki ſei) ihr Helfershelfer?

„Was giebt es?“ fuhr die Fremde fort, „wenn Ihr die Krebſin ſucht, ſo iſt ſie nicht zu Hauſe.“

Nein, es konnte nicht ſein, wie Schütz eben gedacht hatte. Indeſſen wollte er ſicher gehen und womöglich auf den Grund all dieſer Geheimniſſe kommen. Dabei wollte er, was er auch von ihr denken mochte, doch ſoviel als thunlich, den Ruf ſeiner Baſe ſchonen.

„Verzeiht,“ antwortete er daher auf Polniſch, „wenn Ihr der Frau Trude Gaſt ſeid, ſo erlaubt Ihr auch wohl, daß dieſe Jungfrau, die ihre gute Freundin iſt, auf ein Weilchen hineinkommt. Ich werde gleich wieder da ſein, um ſie nach Hauſe zu bringen.“

Sein Ton war ſehr beſtimmt, und die eingeſchüchterte Emma ließ ſich von ihm zum Eintritt nötigen.

Die Fremde ſtand betroffen und blickte ihn an. „Ihr werdet alſo bald wiederkommen?“ fragte ſie, „gut, wir werden ſehen.“ Das letzte blieb unverſtändlich, denn ſie ſchloß bereits die Thür.

Einen Augenblick fragte ſich Heinrich, ob er auch recht gethan hätte, die Baſe in dieſer Geſellſchaft allein zu laſſen. Doch was war am Ende für ſie von einer Frau zu fürchten? war er doch nahe und jeder laute Schrei konnte den Thor-Wächter allarmiren. Und das unerklärliche Etwas, das ihn ſeit drei Tagen unter ſo mancherlei Formen gequält hatte, ſagte

ihm, daß er entdecken müsse, was sich hinter dem Abhang verberge, und daß im Verzuge die höchste Gefahr sei.

Aus seinen Knabenjahren wußte er, daß sich an der steilen Böschung nur an einer einzigen Stelle ein Absatz oder Vorsprung befand, auf dem sich ein Mann oder allenfalls auch zwei außerhalb der Umzäunung so lange hätten halten können, und dorthin lenkte er seine Schritte. Noch hoffte er, daß eine Täuschung seinerseits möglich gewesen wäre. Aber in dem Moment, wo er sich über das niedrige Geländer lehnte, fuhren zwei Arme mit katzenartiger Geschwindigkeit an seinen Hals und umklammerten ihn so plötzlich und fest, daß er das Gleichgewicht verlor. Ein Schlag traf seine Stirn und beraubte ihn der Besinnung, ehe er nur einen Ton hervorbringen konnte. Seine Hände, die die Umzäunung festhalten wollten, griffen in die leere Luft, und überwältigt rollte er den hohen Erdwall hinab in den Stadtgraben. Rieselnd folgte ein Schauer von Sand und kleinen Steinen; das Wasser unten rauschte auf; dann war alles still wie zuvor, und auch das gespannte Ohr Miesko Luboßkis vernahm keinen Ton mehr aus der Tiefe. Er lauschte, ob sich auch oben nichts rege, dann sagte er mit leisem kurzem Hohnlachen: „Das war das letzte Mal, daß Du mir in den Weg trateſt! jetzt habe ich Dich zu Fall gebracht wie Du einst mich, und ich werde dadurch um so besser steigen.“

„Die heilige Mutter Gottes mag vergeben, was in ihrem Dienste geschehen ist,“ sagte Lubenyi mit leichtem Frösteln, und beide krochen vorsichtig hinauf und am Rande des Abhangs entlang.

Sechzehntes Kapitel.

O, Ruhe, felsenfest im Glauben,
Wer kann Dich ihren Seelen rauben?

Hier liegt ein Fürst an goldnen Ketten,
Um den, ihn von Gefahr zu retten,
Ein Heer Trabanten dienend wacht.

Cronegk.

Herr Opitz hatte nicht auf die Idee verzichten mögen, die er vorhin für eine so glückliche hielt, sondern hatte die Nachricht von Zierenbergs lebensgefährlicher Krankheit mit großem Eifer und Geschick verbreitet. Die nächste Folge davon war freilich, daß eine Menge teilnehmender Fragen von Hoch und Niedrig Sabinen in nicht geringe Sorge und Verlegenheit setzten.

Der Dichter wußte indessen auch dafür Rat. Er selber stand eine Weile vor der Hausthür Wacht und wies jeden Kommenden mit der ängstlich geflüsterten Auskunft ab, doch nur ja fern zu bleiben; das Uebel sei sehr ansteckend und verlange so viel Vorsicht, daß der Rat deswegen noch heute Abend eine Sitzung halte. Man schüttelte die Köpfe, machte sich allerlei Gedanken, zog sich aber am Ende zurück, und zufrieden mit diesem Erfolg, begab sich Herr Opitz wieder hinein, um der Frau Bürgermeisterin mit weiterem Trost und Beistand zur Hand zu sein.

Wer sie sah, hätte kaum geglaubt, daß sie dessen bedürftig sei. Still und geschäftig verrichtete sie, was ihr im Haushalt oblag, ihre Worte und Weise waren so ruhig und gelinde, wie gewöhnlich.

Herr Martin konnte es kaum begreifen, bis sie, seine wohlgemeinten Reden unterbrechend, die Augen erhob und zeigte, wo ihre Gedanken die ganze Zeit über gewesen waren.

„Herr Sekretario," sagte sie plötzlich, „wenn irgend ein Mensch in dieser Not helfen kann, so seid Ihr es! Euch ist der König hold, und Eurer erprobten Treue wird er glauben, ob er auch an allen irre geworden wäre. Und wiederum weiß keiner besser als Ihr, wie meinem Mann und allen Herren in der Stadt nichts ferner liegen konnte, als Verrat und Aufsässigkeit gegen ihn, ja, wie sie ganz allein darauf bedacht waren, ihn zu ehren und ihm zu dienen. So seid Ihr auch unseres Glaubens, wiewohl des Königs Beamter, wißt, welch ein unbezahlbar Gut das heilige Evangelium für uns ist, und dazu versteht Ihr, das Wort zu führen, wie keiner. Ja, je mehr ich daran denke, desto mehr scheint mir, daß Ihr recht dazu hergesandt wurdet, uns zu helfen."

Der Dichter lächelte freundlich, doch ungewiß, wo sie hinaus wollte.

„Ich wäre allzufroh, zu thun, wie Ihr sagt," antwortete er, „nur sehe ich noch nicht, wie."

Johanna aber, die auch zugegen war, rief: „O, wenn Ihr wolltet zum Könige gehn und den Vater losbitten!"

„Ja," sprach Sabine, „wenn Ihr ihm die Sache vorstelltet, ich bin gewiß, Ihr könntets zum friedlichen Austrag bringen und Euch Gottes Lohn damit verdienen."

Martin Opitz erschrak fast über dieses Ansinnen. Er meinte es herzlich gut; er hatte die höchste Achtung vor der Frau Bürgermeisterin und das größte Mitleid mit ihr und ihren Kindern — aber er war kein Mann der That.

„Werte Frau," entgegnete er, „Euer Vertrauen ehrt mich mehr, als ich sagen kann; wie aber wäre es mir möglich, zu dieser Stunde zum Könige zu gelangen? Die Thüren des Schenkenhauses sind ja alle geschlossen, und sicher stehen drinnen so viel Wachen als draußen."

Ein fragender trauriger Blick Sabinens traf ihn härter

als ein Verweis, und er fuhr, sich entschuldigend fort: „Versteht mich wohl, verehrteste Frau Präsidentin! ich wäre von Herzen gern bereit, Euch und dieser Stadt, die mich so gastlich aufgenommen hat, ja, mir zum zweiten Vaterlande geworden ist — was wollte ich sagen? — ja, ich wäre froh, Euch zu dienen und meine schwache Redekunst zu versuchen. Nur fürchte ich, wo Se. Majestät die Herren Prokonsuln nicht hat hören wollen, da werden sie mich noch viel weniger hören. Und würde mein Einmischen etwa ungnädig aufgenommen, da wäre es noch weit schlimmer, auch für die Stadt. Weit eher möchtet Ihr oder Eure Tochter da mit ihrer Harfenstimme den König überreden."

„Wir!" rief Frau Sabine überrascht und fast erzürnt. „Würden wir denn eher Zutritt erhalten in das Haus voller Männer und Feinde?" und Herr Martin beeilte sich, hinzuzusetzen: „Natürlich würde ich Euch begleiten, und ich meinte auch nur, wenn es nicht so gefährlich wäre. Ich wollte nur sagen, wenn die Jungfrau Johanna den König so bittend ansähe, wie eben mich, so würde er ihr nichts abschlagen können, so wenig wie ich. Denn ich will ja gern mein Heil versuchen, und so Ihrs wünscht, vollbringen, was in meinen schwachen Kräften steht."

„Nein, Herr Opitz, in Gefahr sollt Ihr Euch nicht begeben, weil ich Euch drängte," erwiderte Sabine, ihn aber litt es nicht mehr im Zimmer, und er sagte: „O, macht Euch keine Sorge, ich habe ja weder Weib, noch Kind, wie Freund Zierenberg," und begab sich schnell hinab auf die Straße.

Der Ton seiner Stimme und sein ganzes Benehmen ließen nicht fürchten, daß er sich allzusehr aussetzen werde, und Johanna trat, als er hinausgegangen war, zu ihrer sorgenvollen Mutter, schlang die Arme um ihren Leib und sagte: „Ach, Mutter, was sind die Herzen der Menschen kalt und hart."

Sabine gab ihr in ihrem Innern Recht und vielleicht dachte sie gleich der Tochter noch an Jemand, der sich den ganzen Abend nicht hatte blicken lassen, so nahe er ihnen auch sonst gestanden hatte. Sie sagte aber nur: „Einer bleibt uns doch immer getreu. Geh jetzt und sieh, was Deine Schwester macht. Solche Sorge hält den Geist oben."

Herr Opitz ging indessen vor dem hell erleuchteten Schenkenhause auf und nieder, bald überlegend, wie er hineinkommen sollte, bald welche Rede er dem König halten wollte, wenn er ja zu ihm gelangte, und bald sich die Gefahren, die seiner drinnen warten könnten, mit dichterischer Phantasie ausmalend. Seine Eitelkeit wie sein gutes Herz gefielen sich in dem Gedanken, der Stadt einen hochwichtigen Dienst zu leisten, und doch hätte er wahrscheinlich nicht den Mut gefunden, nur Einlaß zu begehren, wenn nicht auf einmal aus dem Schatten ein anderer auf ihn zugetreten wäre. Es war der Kammerdiener Wenzel, der ihn in seiner Wohnung vergeblich gesucht hatte und froh war, seines Gebieters Auftrag hier ausrichten zu können.

Dies löste alle Bedenken des Poeten. „Es ist ein Wink des Himmels!" sagte er zu dem verwunderten Alten. „Kommt nur, ich hole das Manuskript sogleich!" und er eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, zu seiner nahe gelegenen Behausung. Stolz wie er auf die erhaltene Einladung war, wollte er doch auch Sabine keinen Augenblick ohne den Trost lassen, der ihr daraus erwachsen mußte. Um aber zugleich das Geheimnis zu hüten, flüsterte er nur seinem vertrauten Schreiber zu: „Lauf schnell zur Frau Prokonsulin Zierenberg und sag ihr, daß es mir gelingen wird, den gordischen Knoten zu lösen; man läßt mich durch das Hinterpförtchen im Durchgang recte in sein Gemach." Dann, sehr befriedigt durch die ebenso rätselhafte wie verständliche Fassung dieses Bescheids, folgte er dem getreuen Wenzel.

Der König empfing den Sekretär aufs leutseligste. „Ich habe nach Euch gesandt, wie weiland mein Kollege Saul nach seinem David, daß Ihr mir mit lieblichem Gesange die bösen Geister bannet. Die Krankheit schafft mir Muße und Einsamkeit, und Du, Wenzel, und auch Du, Ibrahim, tragt Sorge, daß sie durch nichts mehrgestört wird."

Er befahl, Wein zu bringen, forderte den Dichter auf, sich nach Belieben einzuschenken, „denn Apollos Lorbeerzweige wollen mit Rebensaft begossen sein," und legte sich dann, des Genusses harrend, auf seinem Ruhebett zurecht.

Martin Opitz fühlte sich geehrt, wie nur je ein Mensch auf Erden, doch hätte er gewünscht, daß er vorher eine Rede hätte koncipiren können. Wie sollte er doch nach dieser Einleitung fortfahren? Dennoch begann er: „Allergnädigster Herr und König, wenn ich so kühn sein darf, es auszusprechen, so errate ich fast, was Ew. Majestät unschätzbare Gesundheit so sehr alterirt. Mit tiefem Bedauern habe ich vernommen, welche Mißhelligkeiten —"

Aber weiter ließ ihn Ladislaus nicht kommen: „Ich bitte Euch, lieber Opitz, kein Wort von dem! Die Sache liegt in des Bischofs Händen, und um sie zu vergessen, habe ich Euch eben hierher beschieden. Ihr habt doch das Poem mitgebracht? Laßt hören, was Euch die Musen neuerdings bescheerten."

Der Dichter lächelte geschmeichelt und verlegen, und unter Versicherungen, daß er sich nur allzu glücklich schätze, zog er seine Papiere hervor; allein vor seinem Innern stand das Bild der kummervollen Frau Sabine und ihrer Tochter mit den flehenden Augen. Sollte er sie je wiedersehen, und eingestehen, daß er nichts für sie gethan hätte?

„Wenn Eure Majestät es Ihrem demütigsten und devotesten Diener verzeihen wollen," wagte er noch einmal zu sagen, „und ihm nur die allersubmissefte Bitte erlauben, was Sie über jene — die beiden Prokonsules —"

„Nichts, nichts!“ unterbrach der König diesmal mit Heftigkeit, und indem er sich hastig emporrichtete. „Ich sage Euch, die Sache steht bei dem Bischof und geht mich nichts weiter mehr an.“ Dann wieder ruhiger werdend, schnitt er die Entschuldigungen des Dichters kurz ab, indem er sagte: „Wollt Ihr lesen? Sonst, wo Ihr nicht bei Stimme wäret, wollte ich Eure kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen.“

Was blieb dem guten Opitz übrig, als zu gehorchen? Er ergriff sein Manuskript mit zitternden Händen, doch kam ihm bald ein tröstlicher Gedanke: Seine Verse sollten für seine Freunde sprechen. Er hatte eine Ode bei sich zum Lobe der Barmherzigkeit und Großmut. Augustus und Titus, Saul und Philipp der Zweite, kurz jeder Fürst, dem die Geschichte auch nur einen Gnadenakt nachrühmt, war hier genannt und gepriesen, und der Dichter zweifelte nicht, daß dies am Ende des Königs Herz rühren würde.

Wirklich hörte auch Ladislaus aufs aufmerksamste zu und schaltete hie und da ein beifälliges Wort ein; aber als Opitz mit wachsender Begeisterung zu Ende gelesen hatte, lobte er nur die Sprache und das Versmaß und verlangte dann ein heiteres Stück zu hören. Ja, als auch das beendet war, citirte er sogar einige seiner eigenen Versuche und forderte des Meisters Urteil darüber.

Dieser hätte unter anderen Umständen diese Stunde für die glücklichste seines Lebens gehalten, aber mitten durch die überschwenglichen Lobeserhebungen, die er dem königlichen „Horaz und Mäcenas“ zollte, hörte er das dumpfe Stimmengewirr und leises Waffenklirren aus den unteren Räumen des Hauses, auch glaubte er vom Markte her Geräusch zu vernehmen, und seine Einbildungskraft schreckte ihn durch die Darstellung der furchtbarsten Scenen, die sich vielleicht in seiner nächsten Nähe abspielten.

Der König seinerseits sah wohl, welche Gewalt er sich anthat, aber da er selbst seine Furcht nicht teilte, belustigte sie ihn eher. Ja, ihm, der so oft genötigt war, sich seiner Umgebung zu fügen, machte die unterwürfige Fügsamkeit dieses Deutschen gegen ihn ein kleines, boshaftes Vergnügen. Er bat ihn, ihm noch mehr seiner „herrlichen Dichtungen" vorzutragen, und mit eigentümlich hohler, fast bebender Stimme fuhr Opitz gehorsam fort:

„Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir,
Ohne mich nur umzuschauen."

Das Getöse, dessen schwacher Nachhall den Dichter so beklommen machte, rührte, wie der König ganz richtig vermutete, hauptsächlich von der lauten Lust der unten versammelten Edelleute her. Sie saßen und standen in lachenden, plaudernden Gruppen, wo sich nur Platz für sie fand; Hof und Halle waren überfüllt, und um sie zu beschäftigen und in guter Stimmung zu erhalten, hatte man ihnen alle Wein- und Bierfässer preisgegeben, die nur zu haben waren. Die Schlachtizen hatten ihnen auch schon fleißig zugesprochen, und ihre Laune war bereits so lärmend, daß sich Jakob Weyers Gesicht schon mehrmals warnend an der Thür gezeigt hatte, und Fürst Jablunka den Kreis der Vornehmeren, die in einem inneren Zimmer versammelt waren, verließ, um durch Liebenswürdigkeit, bedeutungsvolle Winke und kleine vertrauliche Mitteilungen, hier und da in ein Ohr geflüstert, das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Vorsicht wach zu erhalten.

„Was bedeutet nun das alles?" sagte halb verdrossen einer der Schlachtizen, als der Fürst seine Runde beendet hatte. „Sieht es nicht aus als steckte hinter dem Ganzen noch etwas Besonderes? Wir sind hierher gekommen, um den König zu

bewachen oder, wenns not thut, zu schützen. Dafür kann er sich doch wohl unsern Lärm gefallen lassen? Sonst mag er sich Baumwolle in die Ohren stecken! Oder sollen wir um der Pfefferkrämer und Lichtzieher willen so heimlich thun? Ich denke, sie würden wohlthun, in ihre Buden zu kriechen, und sich nicht noch einmal maufig zu machen."

„Wohl gesprochen, Pan Klapitzki! nieder mit dem Bürgervolk! es leben die edeln Polen!" Geräuschvoll stieß man an, und alle stimmten ein in den Ruf.

„Ich begreife nur nicht," sagte Wilpowski, die Augenbrauen ernsthaft in die Höhe ziehend und den langen Schnurrbart drehend, „ich begreife nur nicht, warum ihre Frevelthat, der heutige Auflauf dieser Danziger so ungeahndet bleibt. Man hat ihre Bürgermeister eingesperrt, und man wird ihnen wahrscheinlich den Prozeß machen, aber wozu die vielen Umstände! Man verspricht ihre Freilassung, wenn sie die Marienkirche räumen! Daprawdy heißt das nicht Lohn für Strafe bieten? Und warum verschließen und verrammeln wir uns hinter Riegel und Mauer? Wären wir nicht Manns genug, diese Häringsfischer da draußen zu Paaren zu treiben?"

„Hast Recht, bracie!" rief lachend Lepinski, „sie sollen es noch heute lernen, was es heißt, dem König die Fenster einwerfen, und edeln Polen auf die Hühneraugen treten!"

„Ihr habt gut reden," sagte ein anderer, der im Tumult eine Kopfwunde davongetragen hatte, „es hätte wenig gefehlt, so hätten sie mir den Schädel eingeschlagen wie eine Eierschale."

„Pah, dazu ist er zu hart!" scherzte Lepinski weiter. „Aber verbum slowo, Du wirst Dich noch heute rächen!"

„Was schwatzt Ihr," unterbrach Klapitzki das nun folgende Beifallsgeschrei: „Ich denke, Ihr solltet froh sein, daß Ihr mit blauem Auge davongekommen seid. Wir müßten unser eben mehr sein; dann sollte es mir auch recht sein, der Tanz ginge

wieder los, je eher, je lieber. Aber so" und er rümpfte energisch seine rote Nase.

„Welcher Tapfere zählt die Feinde!" rief Wilpowski mit seinem Pathos. „Hundert und mehr edle Polen von ebensoviel Dienerschaft begleitet —"

„Sind genug, sich im Notfall ihrer Haut zu wehren! Kopa kobialkow! ich bin keine Memme, und die Pfefferſäcke, wenn sie es wagten, uns hier anzugreifen, sollten ein Lied davon zu singen haben. Aber wer sich einbildet, damit eine große Stadt wie diese einnehmen, angreifen oder züchtigen zu können, ist ein Narr und versteht von der Kriegskunst so viel wie sein Reitgaul!"

Wilpowski fuhr empor und prellte die Faust auf den Degen, daß es klirrte, aber Lepinski schwang das Glas und rief: „Das ist wieder ein wahres Wort; auf Dein Wohl, alter Klapitzki! Aber trotz alledem werden wir die Stadt angreifen, einnehmen und züchtigen, ehe es Tag wird. Vivat niesh zyje! es lebe Weyer, der Woiwod von Danzig, und Stanislaus Frankowski, der Bischof darin!"

„Was soll das heißen! — Was weiß der Lepinski? Heraus mit der Sprache! — Ei was, Narrenspossen! — Still, still, ich hörte auch schon einen Vogel davon singen!" So rief man laut durcheinander. Lepinski aber machte ein geheimnisvolles Gesicht und sagte: „Es bedeutet, daß ich mehr weiß, als einige sich träumen lassen. Aber ich gab mein Wort zu schweigen, und so müßt Ihr Euch gedulden."

„Was, Du willst mehr wissen als wir? Ich möchte den sehen, der Dir ein Geheimnis anvertraute! — Seit wann bist Du im geheimen Rat des Bischofs, Brüderlein?"

„Nicht geziert! Was ist mit Weyer, dem Woiwoden? Was Du weißt, wird auch für uns nicht zu gut sein!"

Lepinski sträubte sich lachend, obgleich ihm das Wort auf der Zunge brannte, als aber der dicke Klapitzki brummend sagte:

„Ach was, laßt Euch doch nichts weiß machen! Wenn der Gimpel wirklich etwas wüßte, so hätte ers doch wohl längst gepfiffen!“ Da vermochte der also Beschrieene nicht mehr an sich zu halten.

„Ihr glaubt mir nicht? wohlan, so sollt Ihr hören! und sperrt die Lippen nicht zu weit auf vor Erstaunen. Frankowski, der Vetter unseres Bischofs steht vor der Stadt mit einem Heer von Weyers und Jablunkas Leuten und fremden Mannschaften, die er geworben hat. Sie werden einbrechen, noch ehe wir eine Stunde älter geworden sind — o, die Sache ist schlau eingefädelt! — und dann wirds ein lustig Tanzen geben. Wir fallen den Bürgern in den Rücken; die Stadt wird geplündert und angezündet, und morgen wird in der Pfarrkirche Tedeum gesungen und Messe gelesen, Danzig wird dem Woiwoden unterthänig, und der Ketzerei wird auf immer ein Ende gemacht.“

Er hatte im leisesten Flüsterton gesprochen, aber mit Geberden, die deutlich zeigten, welch ein Genuß es ihm war, es endlich mitzuteilen. Als er geendet hatte, brach ein allgemeines Fragen und Rufen los.

„Hurrah! wir werden das ungläubige Bürgervolk unter unsere Füße treten!“ jauchzte Suskewitsch, der Wildeste der Schaar. „Wir werden Rache haben für ihren Uebermut!“ sagte der Verwundete. „Und wir werden am Ende doch auch nicht leer ausgehen bei der Beute!“ meinte ein anderer.

„Ach was, ich glaube es nicht, so lange es nur Lepinski sagt, oder ich müßte wissen, wo er es her hat.“

Man drängte ihn, sich weiter auszulassen, allein er begnügte sich mit allerlei vielsagenden Andeutungen, die von den Übrigen je nach ihrer Gemütsart mit Glauben oder Zweifel, mit Lachen oder Murren aufgenommen wurden. Die Wahrheit war, daß er Luboßki und Lubenyi zu verschiedenen Malen belauscht hatte und dann durch schlaue Fragen und geschicktes

Kombiniren das Nähere erfahren hatte, das mochte er indeſſen nicht eingeſtehen.

„Und ich ſage, er hat recht!“ rief Suskewitſch. „Erinnert Ihr Euch nicht der Wallfahrt neulich und der Predigten, die dabei gehalten wurden.“

„Auf Predigten hab noch ich niemals acht gegeben,“ erwiderte Wilpowski, „wiewohl mein Schwert nicht müßig bleiben wird, wenn die heilige Kirche ſeinen Dienſt fordert.“

„Nun, mir iſts auch recht,“ ſprach dagegen Klapitzki, und leerte einen mächtigen Humpen. „Aber, daß man ſo etwas einem jungen Laffen vertrauen ſollte und nicht lieber einem alten erfahrenen Kriegsmann!“ er ſchloß mit einem Fluch und ſchlug mit der Hand auf den Tiſch.

„Keinen Groll, bracie,“ ſagte Lepinski, ihm aufs neue einſchenkend, „der Biſchof kannte meine Verſchwiegenheit —“

„Die ſich hier eben glänzend bewährt hat,“ fiel ein anderer ein, aber Klapitzki fuhr fort: „Ach was, ich frage, was all die Umzüge ſollen! Da wurde uns noch vor dem Einzug eingeſchärft, ja recht artig mit den Danzigern zu ſein und überall Sammetpfötchen zu machen. Noch geſtern wurden wir gewarnt vorm Trinken!“ (er ſprach dies Wort mit beſonderem Zorn und entſchädigte ſich durch einen tüchtigen Zug,) „heute, als wir eben nur in den Gang kamen, wurden wir gebeten und gefleht, doch nur einzuſtecken und ruhig zu ſein. Wenn wir denn ſchließlich doch unſere Haut zu Markte tragen ſollen, ſo müſſen wir auch wiſſen, wie und wozu.“

„Wohl wahr, edler Pan,“ ſprach wieder Lepinski, „aber bedenkt, daß bei ſo viel Mitwiſſern, — wenigſtens fürchtete man dies, — wenn nicht die Stockfiſche aus der Stadt, ſo doch der König leicht Unrat merken möchte.“

„Was? der, weiß der auch nichts davon, oder würde er ſich dawiderſetzen?“

„Der? Er weiß kein Sterbenswort! und ſoll auch nichts wiſſen, denk ich, wenn es ſchon losgeht. Drum hat man die Leithämmel eingeſperrt und den Bortenröcken im Rathaus allerlei ſagen laſſen, ſie wild und aufſäſſig zu machen. Kommt dann der Pöbel noch einmal zuſammengelaufen und ſchreit, ſo wird es heißen, ſie haben uns angegriffen, und die draußen ſind uns zu Hilfe gekommen. Dazu wird es wohl eine hübſche Konfuſion geben.“

„Jetzt geht mir ein Licht auf!“ rief Pan Klapitzki und reichte ſeinen Humpen aufs neue hin. „Stoßt an! Lepinski ſoll leben und alle klugen Köpfe!“ Die andern thaten mit gutem Willen Beſcheid und zechten ſo ſcharf in Erwartung ihrer künftigen Heldenthaten, daß ihre Begeiſterung mit jeder Minute ſtieg.

„Ein Hoch auf die tapfern Brüder draußen!“ ſtimmte Wilpowski an. „O, wer in ihren Reihen ſtände! Wer der Erſte wäre, auf ſchwanker Leiter die Mauern dieſer rebelliſchen Stadt zu erſteigen, anſtatt hier in Unthätigkeit des Ausganges zu harren!“

„Hört den Poeten!“ lachte Lepinski. Suskewitſch aber rief: „Ei, warum bleiben wir auch in Unthätigkeit? Sagtet Ihr nicht in der achten Stunde? Es hat geſchlagen! Kommt laßt uns anfangen, und wenn ſie ſaumſelig ſind, ſollen ſie die halbe Arbeit ſchon gethan finden!“

„Ruhig Blut, Kinder!“ warnte Klapitzki und füllte ſeinen Humpen. „Ich denke, wir ſitzen hier gut, ſo lang noch Wein im Faſſe iſt. Und habt Ihr nicht gehört? die Bürger ſollen anfangen, daß wir das Recht auf unſerer Seite haben. Mir ſcheint aber, es eilt ihnen nicht ſehr.“

„So wollen wir die Kalpaks heraustreiben!“ ließ ſich der wilde Suskewitſch abermals vernehmen. „Mögen die Herren drinnen ſich mit dem König abfinden; was kümmern wir uns

um den! Wir wollen Genugthuung für den Schimpf, den man uns heute angethan hat! Erſt laßt uns dieſen Bürgermeiſtern den Prozeß machen, und dann aufs Rathaus! ſperrt die Thüren ab! Fordert die Bortenröcke und Halskrauſen auf, ſich zu unterwerfen, und wer ſich weigert muß über die Klinge ſpringen!"

„Hurrah! bravo! ſo ſoll es ſein!" rief man um ihn her, und ohne auf das Mahnen der Verſtändigeren zu achten, ſtürmte ein Haufe trunkenen Mutes in den Hof und nach dem Seitenflügel, wo man die Gefangenen eingeſperrt hatte.

Die Wachen, welche Weyer vor ihre Thür geſtellt hatte, waren bald beiſeite gedrängt, das Schloß wurde mit geringer Mühe geöffnet, und die tollköpfigen Jünglinge drangen in das Stübchen, wo Zierenberg und Adrian von der Linde in ernſtem Geſpräch und mit ſchwerem, aber gefaßtem Herzen dem weiteren Verlaufe der Dinge entgegenſahen.

Die Erhitzten wußten kaum ſelber, ob Scherz, ob Blutvergießen ihr Zweck war. Suskewitſch ſetzte Zierenberg den Degen auf die Bruſt und rief: „Bekennt jetzt Euren Verrat, denn Eure Stunde iſt gekommen!"

„Halt!" hieß es dagegen, „man ſollte ihnen einen Beichtvater rufen. Bedenkt, daß wir im Dienſt der Kirche ſtehen."

„Bah, es ſind Ketzer!"

„Schade darum! — Ei, unſerem Kaplan wird es ein Leichtes ſein, ſie zu bekehren! Holt ihn herbei, wenn er nicht zu feſt beim Pokal ſitzt!" So ſchrie man unter übermütigem Gelächter, während die Klingen über den Häuptern der Gefangenen ſchwirrten.

Sie waren aufgeſprungen und boten Seite an Seite den Trunkenen die Stirn, ja, Adrian von der Linde trat ihnen einen Schritt entgegen und rief: „Tötet uns, wenn Ihr es wagt," und ſo imponirend war ſeine Haltung und der Blick ſeiner ſchwarzen Augen, daß Wilpowski unwillkürlich zurückwich.

Allein als schäme er sich dieser Bewegung, rief er sogleich mit Lachen: „Hört den Trotz dieses verstockten Missethäters!“

„Nieder auf die Kniee!“ schrie Suskewitsch. „Habt Ihr denn nicht gehört, daß wir Euch noch vor Eurem Tode zum wahren Glauben zurückführen wollen.“

„Da kommt der Beichtvater!“ kicherte es wieder, und in einem Weiberrock, mit Decken behangen, drängte sich Lepinski durch seine schreienden Genossen, willens, den Geistlichen darzustellen.

„Bravo, ehrwürdiger Vater, Ihr kommt zu rechter Zeit! Thut Euer Amt an diesen armen Sündern!“ begrüßte man ihn.

„Pax vobiscum!“ bemühte er sich würdevoll zu sagen, allein die Worte erstarben unter Gelächter. Dann setzte er sich auf einen Stuhl, die übrigen umringten die Bürgermeister, faßten sie und suchten sie zum Niederknieen zu zwingen.

Zierenberg hatte bisher kein Wort gesprochen, jetzt aber sagte er: „Halt, treibts nicht weiter! Ihr könnt mir ein Schwert in den Leib rennen, aber Ihr sollt nicht Schmach auf einen Mann bringen, der alt genug ist, Euer Vater zu sein. Zurück, sage ich, und verspottet nicht selber, was Euch heilig ist! Oder bei Gott, der den Schwachen beisteht, er wirds Euch vergelten!“

Adrian von der Linde aber, kräftiger und schneller als er, riß einem der Polen die Waffe von der Seite und setzte sich zur Wehr, indem er sich vor den Gefährten stellte. Nun erst ward die Lebensgefahr der Bürgermeister eine ernsthafte. Mit wildem Geschrei drang man auf sie ein, und zehn Degenspitzen bedrohten zugleich ihre Brust. Lepinski allein in seiner Priestertracht setzte noch die Komödie fort, indem er mit erhobenen Händen parodirte Bannflüche aussprach.

Aber der Schemel, den er bestiegen hatte, ward auf einmal umgeworfen, und mitten unter der tollen Schaar stand die

athletiſche Geſtalt und das zornſprühende Antlitz des Woiwoden Weyer. „Hat Euch denn alleſamt die Tarantel geſtochen!“ rief er mit donnernder Stimme, daß Ihr zu ſolcher Stunde und mit ſolchen Dingen Narrenspoſſen treibt, und die Gefangenen, meine Gefangenen angreift! Bei der heiligen Jungfrau! wären wir an irgend einem andern Ort, ſo ſollte keiner von Euch der Züchtigung entgehen!“

Bei ſeinem Erſcheinen hatten ſich die Waffen ſchnell geſenkt, allein die letzten Worte riefen den Trotz wach. „Züchtigung!“ rief Wilpowski, „vergeßt nicht, daß in unſeren Adern adeliges Blut fließt wie in den Euren!“

„So beweiſt es,“ entgegnete Weyer kurz und hochfahrend. „Handelt adelig und vor allem chriſtlich, und wo Ihr Euch nicht ſelbſt zu zügeln wißt, wiſſet wenigſtens zu gehorchen.“

Er wies gebieteriſch nach der Thür, aber ſo groß auch ſonſt ſein Anſehen war, ja trotz, vielleicht auch wegen ihrer Beſchämung machten ſie nicht Miene, ſeinem Wink zu folgen. „Gehorchen iſt ein Wort, das der Schlachtiz nicht kennt!“ rief ihm Suskewitſch entgegen, und wie der Woiwod in Adrian von der Lindes Zügen ein ſpöttiſches Lächeln entdeckte, verließ auch ihn die Mäßigung.

„Hinaus auf Euren Poſten!“ rief er, mit dem Fuße ſtampfend, oder bei der heiligen Hedwig, Ihr ſollt es büßen!“ und auch er zog das Schwert.

„Ei, meine Freunde!“ ließ ſich da des Biſchofs ſanfte Stimme vernehmen, „Krieg im Lager? Habt Ihr in Eurem jugendlichen Mute vergeſſen, daß wir gleichſam in einer umzingelten Feſtung ſind, und jeden Augenblick der Kampf beginnen kann?“

„Ja, wahrlich,“ entgegnete Weyer, „das und noch manches andere. Seht ſelbſt, wie Euch der neue Ordensbruder da gefällt!“

„Ein Scherz, den man nicht übel deuten darf. Kommt, edler Woiwod, verzeiht die muntere Laune, die unsere jungen Ritter etwas zu weit führte. Horch, irre ich nicht, so geht da, vorn etwas vor! Jede Minute kann uns das Wichtigste bringen."

Man hörte in der That vom Außenportal des Hauses Geräusch und das Rufen der Wachen, und was Drohungen und Vorstellungen nicht vermocht hatten, bewirkte jetzt die Neugier. Die jungen Edelleute verließen das Zimmer und stürzten über den Hof nach der großen Halle zurück, kaum achtend auf die Mahnung zur Vorsicht, die ihnen der Bischof nachrief.

Auch Weyer folgte, nachdem er die Thür des Gefängnisses geschlossen und den Hellebardieren bei Lebensgefahr verboten hatte, noch irgend Jemand den Zutritt zu gestatten.

Unterdrückte Heiterkeit tönte ihm entgegen, als er den Vordersaal betrat. Sein unwirsch fragender Blick blieb auf dem Bischof haften, welcher mit seinem diplomatischen Achselzucken antwortete: „Nichts von Belang. Eine Deputation der Stadt, glaube ich. Fürst Jablunka ist schon draußen, sie abzufertigen."

Es war, wie der Prälat gesagt hatte. Eine Gesandtschaft des Rates, begleitet von dem Hauptpfarrer, hatte in geziemenden Worten um Zutritt beim König gebeten. Die Wache, die für diesen Fall unterrichtet war, hatte einen Cavalier herausgerufen, und dieser wieder den Fürsten Jablunka. So zwang man die Deputirten dreimal ihre Bitte vorzutragen, und das eben wars, was so die Munterkeit der übermütigen Junker anregte. Weyers gebieterische Geste legte ihnen Stillschweigen auf, und durch die geöffnete Thür vernahm man jetzt in der Halle des Fürsten Antwort: „Zuerst eine Frage: Ihr kommt, um Sr. Majestät Eure Unterwerfung anzukündigen? Die Schlüssel der St. Marienkirche in des hochwürdigen Bischofs Hände zu legen?"

„Nur her damit! Wozu die Umstände?" rief Lepinski, der

sich mit anderen in den Beischlag drängte, und neues Gelächter folgte.

Der Syndikus Keckerbart jedoch, der den Sprecher machte, entgegnete ruhig: „Wir bringen weder Unterwerfung in unbillige Forderungen, noch die Schlüssel zu unserm Heiligtum, sondern begehren als getreue Unterthanen, Sr. Majestät persönlich unsere Entschuldigungen vorzutragen, daß man in unsern Mauern ihn hat beleidigen dürfen, sowie unsere Klagen über das, was seitdem geschehen ist, daß Recht und Gerechtigkeit entscheide zwischen ihm und uns."

„Dann bedaure ich," erwiderte Jablunka mit hochmütigem Lächeln, „daß Ihr Euch die vergebliche Mühe gemacht habt. Se. Majestät hat sich nach diesem unruhigen Tage bereits zurückgezogen und kann um Kleinigkeiten nicht gestört werden."

„Herr!" rief Hans Hecker entrüstet, „nennt Ihr das Kleinigkeiten?"

„Es ist in der neunten Stunde und helles Licht in des Königs Gemach," wandte der Syndikus ein.

Jablunka indessen sagte: „Dennoch muß diese Antwort Euch genügen. Hofft übrigens keine anderen Bedingungen zu erlangen, als die man Euch hat wissen lassen. Und was Eure Bürgermeister anbetrifft, so ist ihr Urteil gesprochen, wenn Ihr nicht bald um den bewußten Preis ihre Begnadigung erkauft."

Er wandte sich bei diesen Worten dem Eingange zu, allein der würdige Senior von St. Marien vertrat ihm den Weg.

„Edler Herr," begann er, „bedenkt, wie schwere Verantwortung Ihr auf Euer Haupt ladet, wenn Ihr die Hand zurückweist, die Euch nicht überwundene Feinde, sondern schwer gekränkte, aber doch treue Unterthanen hier zum Frieden bieten. Ihr seht hier Leute, die alles thun möchten, um ihrem König, dem sie gehuldigt haben, die schuldige Pflicht zu erweisen, die

aber auch alles thun und opfern werden, sich das edle Vorrecht des heiligen Evangelii zu erhalten. Seid Ihr des Ausgangs so gewiß, wenn sie ihr gutes Recht verteidigen wollten, mit aller Macht, die ihnen zu Gebote steht? Soll Euch das Wort nicht treffen: Weh denen, die aus Licht Finsternis und aus Finsternis Licht machen?"

„Ehrwürdiger Herr," unterbrach der Fürst, „Ihr vergeßt Euch; Ihr meint auf Eurer Kanzel zu stehen. Ich aber habe ein Gelübde gethan, nie eine Predigt zu hören, es wäre denn von einem Diener der wahren apostolischen Kirche."

Er schob den Greis beiseite und trat in die Halle zurück, aus welcher Hohnrufe der Schlachtizen schallten. Der Pfarrer indessen folgte ihm nach bis in die Thür, hob seine Hände und rief: „So komme über Euch, Ihr Herren, all das unschuldige Blut, das etwa noch in dieser Nacht vergossen wird, und alle Folgen Eures frevlen Thuns!"

Jablunka schwieg vor seinem Blick und Ton, Lepinski aber, der sich schon wieder vorgedrängt hatte, rief ihm zu: „Geh, geh, alter Graubart, vor Deine Kirchenthür!" und faßte den Greis bei den Schultern, um ihm den Weg zu weisen. Allein hoch aufgerichtet blieb jener stehen.

„Das thu ich ungeheißen," sagte er; „da will ich meinen Gott anrufen, die Gerechten zu schützen, und die Ungerechten zu verwirren und zu hindern. Solltest Du aber, junger Mann, und Deine übermütigen Genossen hineinkommen, so müßten meine grauen Haare zuvor blutig geworden sein."

Er ging und mit ihm kehrte die Deputation nach dem Rathaus zurück. Die Stimmung unter den Polen wollte aber garnicht mehr so hochgemut und ausgelassen werden, wie sie vorhin gewesen war. Wohl machte Lepinski seine Scherze, Klapitzki brachte seine Trinksprüche aus, und Wilpowski deklamirte seine tapfern Phrasen; die Lust der Gesellschaft kam nicht mehr von

Herzen. Und hin und wieder lauschte einer und flüsterte dem andern zu, daß vor dem Rathaus sich ein großer Volkshaufe gesammelt habe. Schon tönte es herüber wie das dumpfe Brausen einer Brandung, indes aus weiter Ferne das Hallen vieler Schritte gleich dem unheilverkündenden Rauschen vorm Ausbruch eines Wetters ans Ohr schlug.

„Sie fangen an, sich zu regen," sagte Jakob Weyer, welcher am Fenster lehnte.

„Und horch! zu rechter Zeit sind unsere Freunde da!" rief ermutigend der Bischof. „Hört Ihr das Laufen? es ist in der Richtung des Heiligen-Leichnamsthors. Kein Zweifel mehr, der Streich ist gelungen."

„Hurrah! das Heilige-Leichnamsthor ist in den Händen der Unseren!" jubelte die Versammlung in der Halle und alle griffen zum Schwert.

Siebzehntes Kapitel.

Was ist zu spät? Wer wird gleich selbst hier sein?
Octavio in Eger eingedrungen?
Verräterei! Verräterei!
Wallensteins Tod.

Im Stübchen der Frau Trude saßen unterdessen Emma König und die fremde Besucherin, eine die andere beobachtend, und beide gespannt auf Heinrichs Rückkehr wartend. Die Fremde hatte ihr Tuch nicht abgenommen, wiewohl sie dicht am Feuer saß, allein die scharfen Augen der jungen Danzigerin erkannten trotzdem, daß ihre bäuerliche Kleidung außerordentlich sauber und eigen war, daß das Kreuz, das sie gleich anderen Kassuben-Mädchen am Halse trug, nicht, wie zumeist, aus gefärbtem Glas, sondern aus echtem Gold gefertigt war, und daß bei jeder Bewegung seiner Trägerin ein funkelnder Brillant, der

in der Mitte angebracht war, seine prächtigen Blitze schoß. Auch waren ihre Hände auffallend zart, und Emma hätte vielleicht noch mehr entdeckt, wenn ihr nicht so bange gewesen wäre um das, was sich draußen ereignen möchte. Sie hatte zwar Luboßki nicht bemerkt, doch zweifelte sie nicht, daß er sich in der Nähe aufhalte und gewiß schon mit Ungeduld auf das Zeichen wartete, das sie ihm doch unter diesen Umständen nimmermehr geben konnte. Sie war im Grunde froh darüber, denn sie erkannte immer deutlicher, wie keck und unbesonnen sie gehandelt hatte, und wünschte nur, daß Heinrich in der Dunkelheit den Polen nicht fände. Sein längeres Ausbleiben machte diesen Wunsch zur Hoffnung; sie dachte schon mit größerer Ruhe an seine Wiederkehr und meinte, am Ende würde er ihre so wohlersonnene Ausrede doch glauben müssen.

Als aber eine Viertelstunde und darüber verging, ohne daß der Vetter kam, begannen neue Befürchtungen in ihr aufzusteigen. Konnte ihm etwas zugestoßen sein? Konnten seine Nachforschungen so lange währen? Konnte er eine Entdeckung gemacht haben, die ihn seinen Entschluß ändern ließ? War er vielleicht nach Hause geeilt, ihren Vater und Bruder zu benachrichtigen, wohl gar Oheim Zierenberg und die ganze Verwandtschaft aufzuhetzen und herzuführen, damit man sie gleichsam auf der That ertappte? Bei dieser Vorstellung wollte sie trotz ihrer Furcht entfliehen, so schnell wie möglich heimkehren; aber dann hinderte sie wieder der Gedanke, daß Heinrich ihr vielleicht begegnen oder gleich nach ihrem Weggang zurückkommen könnte, daß ihre Sorge am Ende doch zu weit ginge, und daß er jedenfalls das schlimmste von ihr denken würde, wenn sie ihn nicht erwartete.

Die Anwesenheit der seltsamen Fremden war ihr dabei eben so peinigend, wie sie ihre Neugierde reizte. Sie hatte in ihrer Angst und Verlegenheit mehrmals versucht, ein Gespräch

mit ihr anzuknüpfen, denn sie verstand Polnisch genug, um das zu können, aber die andere hatte nur kurze, ziemlich unfreundliche Antworten gegeben, und Emma war nicht in der Stimmung, um diplomatisch zu Werke zu gehen.

Unfähig, diesen Zustand der Ungewißheit noch länger zu ertragen, stand sie endlich auf und schritt der Thür zu, um sich wenigstens draußen umzusehen. Aber die Fremde trat ihr in den Weg. Das Tuch fiel von ihrer Stirn, und Emma erschrak fast vor der hohen Gestalt und dem stolzen, finstern Schnitt ihrer Züge. Ein Gedanke, den sie schon beim ersten Anblick dieser Fremden gehabt hatte, überkam sie aufs neue: Hatte Luboßki sie betrogen? War sie leichtgläubig in eine Falle gegangen und dieses Weib im Komplott mit ihm?

„Wo wollt Ihr hin?“ sagte die Fremde mit einer tiefen, fast männlichen Stimme. „Euer Liebster wollte ja wiederkommen, Euch abzuholen.“

Sie sagte dies ziemlich geringschätzig, und Emma entgegnete, indem sie ihren ganzen Mut zusammennahm: „Es ist mein Vetter, und ich will eben nachsehen, wo er bleibt.“

„Ihr habt einen feinen Vetter!“ sagte die Fremde, ohne ihre Stellung zu verändern, und indem sie einen spöttischen Blick über Emmas Kleidung gleiten ließ.

„Was wollt Ihr,“ erwiderte die, „ich könnte ebensogut sagen: Ihr habt da ein recht feines Kreuzlein für ein Landmädchen.“

Die Fremde blickte überrascht auf das heilige Zeichen, als habe sie geglaubt, es sei verborgen. Sie ließ es spielend durch die Finger gleiten und sagte dabei: „Ein Geschenk von einer Pate!“ Dann setzte sie mit kurzem Auflachen hinzu: „Wozu die Komödie! Ja doch, ich bin so wenig, was ich scheine, wie Ihr, und es ist spaßhaft genug, daß wir uns hier treffen! Übrigens meint Ihr es doch wohl mit Eurem Vetter hier besser, als mit Euren beiden Basen gestern Abend?“

Emma begann jetzt ganz ernstlich sich vor ihrer Gefährtin zu fürchten; wenn letztere im nächsten Augenblick einen Kobold herbeigerufen hätte oder durch den Schornstein gefahren wäre (was ja, wie bekannt, von jeher Hexenweise war), sie würde nicht im geringsten mehr darüber erstaunt sein. Die Fremde schien indessen mit dem Eindruck ihrer Worte zufrieden, denn sie sagte: „Seid ohne Sorge, ich werde Euer Geheimnis bewahren, wie Ihr das meine; denn versteht wohl, ich will nicht, daß irgend jemand hier meine Anwesenheit ahnt, als höchstens Euer Vetter, oder was er sein mag! aber da er so lange macht, so könnt Ihr mir jetzt ebensogut ein paar Fragen beantworten, und zwar aufrichtig, bitte ich!" Sie hatte Emma inzwischen zu dem Herd zurückgeführt, und diese folgte fast willenlos: „Was wünscht Ihr zu wissen?" fragte sie tonlos.

„Zuerst, ob Ihr Luboßki heute wiedergesehen habt. Sicherlich, nicht wahr?"

„Wie so?" antwortete Emma ausweichend, und jene versetzte: „Schon gut, Ihr saht ihn also! und allein, will ich wetten, und er schwur Euch Liebe, nicht wahr?"

O, dieses Weib war entsetzlich mit seinen Fragen und seinen Augen! Vergebens suchte Emma sich dagegen mit Trotz und scheinbarer Gleichgültigkeit zu waffnen. „Ich antworte auf solche Vermutungen nicht," entgegnete sie wohl, aber die Fremde lachte dann und sagte: „Das ist auch nicht mehr vonnöten! ich weiß genug."

Draußen, wo hart an der Giebelwand die Umzäunung hinlief, saßen auf derselben und durch das Haus aufs beste verborgen, Luboßki und Lubenyi. Dicht über ihnen befand sich ein kleines Kammerfenster, das einzige nach dieser Seite hin, und beide beobachteten es mit gespannter Aufmerksamkeit, bis nach einigen Minuten Luboßki ungeduldig murmelte: „Verwünscht! es will sich noch immer nicht erhellen, und mir deucht,

ich sehe die Unsern schon über die Wiese schleichen, ja, als hörte ich Frankowskis Flüche, daß das Signal noch immer nicht erscheinen will."

„Eure Wünsche täuschen Euch," entgegnete sein Gefährte, „sonst wäre es wahrlich ein übles Ding."

„Nun, nun, ich weiß, daß man sie bei dieser Finsternis von hier aus nicht wirklich sehen kann, aber noch weniger können sie dort den Ort erkennen, wo wir die Strickleitern so kunstgerecht befestigt haben. Es ist bis jetzt alles so vortrefflich gegangen, und dies Mädchen, als sie hierher kam, hatte doch sicher die Absicht, mir das Zeichen zu geben, und ebenso gewiß hatte sie doch schon etwas erdacht, um ihre alte Kindsmagd zu beschwatzen! Freilich ist sie ein Drache, sonst brauchte es auch nicht so vieler Umstände! Ich machte noch heute früh einen Versuch, mit ihr anzubinden! Aber so wie sie mich von weitem sah, schloß und verriegelte sie das Haus und spannte den Sack vor das Fenster. Wetter! sie mußte eine Ahnung haben, daß ich gefährlich bin. Nun aber, wo alles im besten Zuge schien, zu denken, daß irgend eine Weiberlaune oder ein anderer Zufall — es ist zum Rasendwerden!"

„Aber," flüsterte Lubenyi, „jetzt fällt mirs erst ein! Deine Schöne wartet noch auf ihren Vetter! So lange sie das thut, wird sie nicht wagen, das Zeichen zu geben." Verbum slowo! ich glaube, Du hast recht! Was aber dann?"

„Wir könnten hier an das Fenster klopfen," meinte der andere, „vielleicht käme die Alte mit dem Licht, um nachzusehen."

„Das könnte aber ebensogut zu einer Entdeckung führen," wandte Luboßki ein. „Aber halt, jetzt weiß ich, was zu thun ist. Ich gehe hinein! Das Mädchen wird mich schon irgendwie unterstützen, daß die Alte kein Geschrei macht. Dann klopfst Du hier an, und ich selber, um die erschreckten Frauen-

zimmer zu beruhigen, nehme das Licht, stürze in die Kammer, und alles ist gethan!"

Er hatte nicht sobald diesen Gedanken ausgesprochen, als er auch an die Ausführung schritt. Vorsichtig und geschmeidig wie der Marder, der den Taubenschlag beschleicht, schwang er sich an der Umzäunung entlang und auf den Rasen vor der Hütte. Fast am Boden kriechend, näherte er sich dann der Thür und öffnete sie mit leiser, sicherer Hand.

Ein heller Schein drang ihm von oben entgegen. Im nach der Stadt zugekehrten Giebel des Häuschens lag ein kleines Zimmer, in welchem seit etwa einer Woche der kranke Hausirer mit seiner Tochter lebte, eingezogen wie Heimchen in ihrem Mauerloch. Besonders seit gestern getraute sich die arme Anna kaum noch die Treppe hinab, die zu ihrem Asyl führte. Da hatte sie nämlich, indem sie mit einem Wassereimer mühsam abwärts stieg, vor dem Hause einen heftigen Wortwechsel gehört, daß sie erschrocken stehen blieb, um so mehr, da sie zwischen den Scheltworten der Frau Trude die Kehllaute und das rohe Lachen eines polnischen Knechtes hörte. Es handelte sich um ein kassubisches Milchmädchen, das, kaum zum Heiligen-Leichnamsthor hereingekommen, unschlüssig stehen geblieben war und sich dann an jenen zufällig daherkommenden Polen wandte, um ihn nach dem Wege zu fragen. Der freche Mensch (es war derselbe, der nachher den Tumult verursachte) antwortete mit einer Unverschämtheit, die von dem Milchmädchen unverzüglich mit einer Ohrfeige bezahlt ward; die Sache wäre aber doch wahrscheinlich übel für sie abgelaufen, wenn nicht die allzeit wachsame und hilfbereite Frau Krebsin ihr mit aller ihr zu Gebote stehenden Energie zu Hilfe gekommen wäre. Die Kassubin, die sich augenscheinlich fürchtete, Aufsehen zu erregen, war, sobald sie mehr Leute herbeikommen sah, in die offenstehende Hausflur geflüchtet, und Frau Trude hatte sich ihrer auch weiter angenommen,

ja, nachdem sie sich so gut als thunlich mit ihr verständigt, hatte sie die Fremde gar in ihrem Hause behalten und hütete den Eingang seitdem wie ein Argus.

Anna jedoch hatte kaum das Milchmädchen ins Auge gefaßt, als sie mit einem leisen Schrei die Stufen wieder hinaufeilte, so schnell ihr das möglich war, und wäre nicht Heinz Krebs, der Sohn der Witwe, dessen große Zuneigung sich das verwachsene Mädchen erworben hatte, — wäre der nicht gewesen, so würde sie an jenem Tage weder Wasser noch Milch bekommen haben.

„Heinz," bat sie ihn draußen auf der Treppenflur, „sage meinem Vater nichts von der Fremden, die bei Deiner Mutter ist, aber ums Himmelswillen, laß gegen sie nichts merken, wer wir sind." Und der Junge versprachs und sagte: „Ohne Sorge, mit der laß ich mich schon garnicht ein! Denn erstens versteht sie kein Wort deutsch, zweitens ist sie ein hochnäsiges Ding, die fast thut, als wärs eine Gnade, daß sie bei uns ist, und drittens hat sie ein Paar schwarzer Augen wie nichts Gutes. Ich bin froh, daß ich auf den Abend zu Dir heraufkommen kann, dann mußt Du mir aber auch weiter erzählen von den vier Haimonskindern."

Frau Trude selbst, die später auch im Oberstübchen erschien, um Anna von ihrem neuen Gast zu erzählen, sprach sich freilich ganz anders aus. Sie liebte das außergewöhnliche, wie kaum ihr ehemaliger Pflegling Emma, und teilte ihrer jungen Freundin unter viel geheimnisvollen Winken mit, was sie selbst wohl nur halb verstanden hatte, aber was darauf hinauslief, die Fremde sei ein armes verkanntes und verfolgtes Wesen, die hierhergekommen sei, Frau Trude wußte nicht recht, ob, um sich dem König zu Füßen zu werfen, oder um den edlen Rat um Beistand anzuflehen. Aber sie habe unter den Polen arge Feinde, vor denen sie sich aufs ängstlichste verbergen müßte, „das arme Lamm."

„Und ich habe ihr geraten," fügte Frau Krebsin hinzu, „sie soll sich an Herrn Heinrich wenden, und ich denke, der wird das alles am besten wissen, kennt die Mittel und Wege besser als unser Einer und versteht diese Sprache recht aus dem Grund, davon ich immer das dritte Wort erst raten muß."

„Aber, Frau," wagte es Anna hier einzuwenden, „fürchtet Ihr da nicht betrogen zu werden?" Doch damit kam sie schlecht an. Trude that sich viel zugute auf ihre Wächtergaben, und daß ein junges unerfahrenes Ding wie diese, sie zur Vorsicht mahnen wollte, deuchte ihr wahrhaft beleidigend. „Ich habe wohl schon eher Leuten die Finger besehen und die Krallen beschnitten als so ein Kiekindiewelt," eiferte sie, und Anna, die ihren Vater nicht beunruhigen mochte, schwieg am Ende, indem sie dachte, es sei dann wohl wirklich das beste, daß Herr Heinrich Schütz davon erfahre. Sie hatte drum nicht minder nach ihm ausgeschaut, als Frau Trude selber, und wäre ihr Vater nicht so leidend, sie selbst so hilflos und die Stadt so voll fremden Volkes gewesen, so würde sie ihn, da er auch den zweiten Tag nicht kam, in seiner Wohnung aufgesucht haben. So aber getraute sie sichs um so weniger, als sie Luboßki zu verschiedenen Malen das Häuschen hatte umschleichen sehen. Ängstlich und scheu, wie sie durch Not und Verfolgung geworden war, fürchtete sie, er habe sie erspäht, und sei hierher gekommen, um gegen sie und ihren Vater fortzusetzen, was ihr Beschützer einst verhindert hatte. Sie bat darum ihre Hausgenossen aufs Neue, gegen jedermann über ihre Anwesenheit zu schweigen, und hielt sich in ihrem Stübchen versteckt bis an den Abend. Als aber Stunde auf Stunde verging, ohne daß Frau Trude oder ihr Sohn etwas von sich hören ließen, ward ihr endlich doch gar zu bange, und da ihr Vater zu schlummern schien, trat sie leise mit dem Licht auf den Vorplatz, um von da aus unbemerkt hinabzusteigen und womöglich Erkundigungen einzuziehen.

Der erste Gegenstand aber, auf den ihr Auge fiel, war das eben zur Thür hereinlugende Haupt Luboßkis. Und auch er hatte sie erkannt und stand einen Augenblick stutzend; dann schloß er eilig das Haus und faßte sein Schwert. Doch seine Hand berührte kaum den Griff, als das Mädchen, aus ihrer momentanen Erstarrung auffahrend, die Lampe fallen ließ und sich in das Stübchen rettete. Luboßki hörte mit Befriedigung, wie sie den Riegel drinnen vorschob, und mit dem spöttischen Gedanken: „Es kommt auch an Dich noch die Reihe," trat er keck in das Wohnzimmer der Frau Trude.

Das Geräusch im Flur hatte die beiden Insassen aufmerksam gemacht, und während die Fremde sich hastig in ihr Tuch hüllte und in den dunkelsten Winkel des Gemaches trat, sprang Emma dem Eingang zu und blieb dann doch wieder unschlüssig stehen, denn sie wußte ja nicht, wer kommen mochte.

„Heinrich bist Du es endlich!" hatte sie ausgerufen, aber sie traute ihren Augen kaum, als sie den Polen erblickte, der mit einer tiefen, etwas hastigen Verneigung auf sie zueilte und sagte: „Verzeiht mein ungerufenes Eintreten, schönstes Fräulein. Ich komme im Auftrage Eures Vetters, der eben jetzt behindert ist, zu Euch zurückzukehren, und möchte fragen, ob Ihr mir gestatten wollt, Euch an seiner Stelle nach Hause zu begleiten?"

Emma betrachtete ihn mit zweifelhaftem Blick. Was war seine Absicht? Hatte sie ihm doch Unrecht gethan? War dies eine List der Liebe? „Wo ist mein Vetter?" fragte sie, obgleich sie nicht dachte, daß Luboßki richtige Auskunft darüber erteilen könnte. „Freilich möchte ich diesen Ort so schnell als möglich verlassen," — sie schaute sich dabei unruhig nach der Fremden um, „wenn er indessen wiederkäme — mein Gott, Eure Mienen weissagen irgend ein Unglück! Wo und wie trafet Ihr mit meinem Vetter zusammen?"

„Macht Euch darüber keine Sorge," entgegnete er, indem

er sich von ihr weg nach dem hinteren Teil des Zimmers wandte; „und Ihr, meine gute Frau Trude, ich hoffe, Ihr werdet mit etwas weniger zürnenden Blicken auf mich sehen, wenn ich als Freund dieses Fräuleins hierherkomme. Ich versichere Euch, weder sie, noch Ihr könnt einen besseren oder treueren haben."

Die Fremde, welche seine deutsch gesprochenen Worte nicht verstehen mochte, antwortete nur mit einem undeutlichen Gemurmel, und indem sie sich halb wegwandte, fuhr Luboßki fort: „Ihr trauert über den Unfall, der heute, wie ich höre, Euren Sohn betroffen hat; wie steht es denn um den armen Kleinen?"

Emma hatte schon die Lippen geöffnet, um ihn über seinen Irrtum aufzuklären, als ein Klopfen an dem erwähnten Kammerfenster zu ihren vielfachen Befürchtungen eine neue schuf. „Was ist das? Wer kann dort hinter dem Hause sein?" rief sie und eilte gegen die Thür.

Luboßki stürzte ihr nach und hielt sie zurück. „Ich bitte Euch, Geliebte, seid ruhig!" sagte er in halb schmeichelndem, halb befehlendem Ton. „Es ist ja nicht möglich, daß irgend ein menschliches Wesen unter jenem Fenster stehen könnte, und was könntet Ihr überdem zu fürchten haben, wenn ich, Euer Sklave und Beschützer, an Eurer Seite bin! Um Euch aber jeden Grund zur Sorge zu nehmen, so kommt, laßt uns mit einander sehen, was es sein kann, das Euch so erschreckt hat, daß alles Blut von Euren Wangen gewichen ist." Und ihren Arm fest unter den seinigen fassend, ergriff er mit der andern Hand einen hell lodernden Kienspahn (denn außer dem Feuer war kein Licht im Zimmer) und schritt so der Kammer zu.

Aber die Fremde, die bisher so schweigsam im Winkel gestanden hatte, warf sich ihm auf einmal entgegen; die Hülle flog zu Boden, und ihre Augen funkelten gleich Feuerkohlen, indem sie ausrief: „Halt, treuloser Verräter! ehe Du Dein

Stücklein weiter spielst, sollst Du wissen, wer Dir dabei zuschaut!"

Als hätte dicht vor ihm eine Stückkugel eingeschlagen, so prallte der Pole zurück, und seine Lippen stammelten das einzige Wort: „Marina!"

„Ja, Marina!" rief sie dagegen, „der Du Liebe und Treue schwurst, die aber nicht so thöricht war, daran zu glauben, bis sie sich mit eigenen Augen davon überzeugt hätte. Habe ich nicht gewettet mit Dir und Deinen Genossen, daß ich mit Euch zugleich in Danzig sein würde, was auch mein Vater dawider sagte! Nun gut, ich habe mein Versprechen gehalten, auf die Gefahr, ihn aufs höchste zu erzürnen. Ihr aber, mein treuer und tapferer Ritter, den ich gestern im Artussaal mit mehr als einer Dame schön thun sah, Ihr setzt Eurer Wortbrüchigkeit die Krone auf, indem Ihr Euch die Feilste dieser Dirnen zum Schäferstündchen hierher bestellt! Das also wars, was Ihr gestern mit einander verabredetet! Und er, der Hort der Schwachen und Bekümmerten, wie er genannt ward, an den ich mich vertrauend wenden wollte, um Eure Schliche zu erfahren — denn ich dachte sie mir doch ein wenig heimlicher — er war Euer Helfershelfer!" Sie brach in ein kurzes, krampfhaftes Lachen aus und rief dann: „Aber zittere! Hieltest Du Marinas Liebe für so geringen Tand, so sollst Du inne werden, wie schwer Marinas Rache wiegt!"

Lubosski hatte sich indessen gefaßt. „Marina, holde Gebieterin," sagte er flehend und in halb knieender Stellung, „Eure Vorwürfe treffen mich in tiefster Seele, aber — laßt mich nur auf einen Augenblick in jene Kammer treten, dann will ich Euch Dinge sagen, die Euch aufs klarste beweisen, wie ungerecht Ihr mich anklagt!"

„Keinen Schritt!" erwiderte sie, während sie mit verschränkten Armen ihm den Weg versperrte. „Ich hörte dort

ein Klopfen und will wissen, was Ihr vorhabt, ehe ich Euch weiterlasse."

„Und wenn ich Euch nun schwöre, daß mich allein Eures Vaters Auftrag hierherführt, ja, daß ich Eure Hand, dies Ziel meines höchsten Strebens, nur hier erwerben kann —"

„Werde ich es nicht glauben, bis Ihr mir bessere Zeugen stellt als diese da."

Sie wies mit Hohn auf Emma, deren Hand Luboßki noch immer festhielt, so sehr sie sich auch bemühte, sie ihm zu entziehen, und auf deren bald zürnende, bald bittende Worte keins von den beiden andern achtete.

„Laßt mich gehen!" rief sie jetzt, da er sich zu ihr wandte, „Ihr wißt am besten, unter welchen Vorspiegelungen Ihr mich hierhergelockt habt! Laßt mich oder ich schreie, daß man es auf der Wache hören soll!"

Luboßki stampfte unwillig mit dem Fuß und murmelte einen Fluch auf die Weiber. „Bedenkt, daß Ihr dabei am schlimmsten fahren könntet," sagte er auf deutsch zu ihr, „und seht Ihr denn nicht, daß ich überrascht bin, so gut wie Ihr? — Erwartet mich hier beide nur einen Augenblick," fuhr er sodann in seiner Muttersprache fort, und ich werde Euch alle Aufklärung geben, die Ihr wünschen könnt, und einen Zeugen stellen, dem auch Ihr, Padrona, Glauben schenken werdet. — Laßt nur dies Mädchen nicht entwischen," flüsterte er ihr eilig zu, „oder bei St. Hedwig! Ihr seid verloren wie ich," und dann zu Emma: „So lieb Euch Ehre und Leben ist, verhaltet Euch ruhig."

Sein Wesen war so sicher und erregt zugleich, daß Marina anfing, anders über ihn zu denken, und wenigstens das weitere sehen wollte. „Gut denn, Schätzchen, warten wir," sagte sie zu der bestürzten Emma, indem sie mit kräftigem Griff ihr Handgelenk faßte, während Luboßki lautlos ins Freie zurückkehrte und das leise Pfeifen der Carettschildkröte

nachahmte, die in den Gräben und Teichen dieser Gegend so häufig ist.

Wenige Augenblicke später trat er wieder in das Zimmer, begleitet von Lubenyi.

„Euren Arm, Fräulein," sagte er zu Emma, die ratlos und doch aufs äußerste gespannt, sich seinem Willen fügte, „und nun, Freund, bestätige hier vor Panna Marina auf Ehre und Gewissen, daß diese Schöne einzig und allein hierhergekommen ist, um ein Licht dreimal an das Kammerfenster zu halten, und daß auf dieses Zeichen — jagotko*), wenn Ihr schreit, so steckt Euch mein Dolch in der Kehle! — Eures Vaters Leute über den Graben setzen werden und die Strickleitern finden, die wir unter diesem Fenster angeknüpft haben."

So leichtsinnig, kaltherzig, ja boshaft Emma auch sein konnte, so war sie doch eine treue Tochter ihrer Vaterstadt, und ungeachtet der furchtbaren Drohung war ihr erster Impuls, mit ganzer Kraft zu rufen: „Verrat! Unerhörter Verrat! Zu Hilfe!" Aber ihre Stimme erstickte unter dem gewaltsamen Druck, mit dem Luboßki ihr den Mund schloß.

„Bei meiner Seele, ich mache Dich kalt, wie vorhin Deinen Vetter!" knirschte er, und geistig wie leiblich überwältigt, sank sie in die Kniee und duldete, fast ohne sich zu wehren, daß man ihr Hände und Lippen in feste Bande schnürte; dann ließ sie ihre Stirn schwer auf den Boden schlagen.

Lubenyi beteuerte unterdessen gegen Marina, daß jedes Wort seines Gefährten Wahrheit sei, daß er im Interesse ihres Vaters und der Kirche handle, und sie selber der Preis sei, den er auf diese Weise zu erringen hoffe. Sie aber blickte unverwandt auf die beiden anderen, und als sie das Ende dieser Scene sah, sagte sie: „Nun glaube ich Euch, Mieszko,

*) Erdbeerchen, beliebter polnischer Schmeichelname; hier natürlich spöttisch.

und ich selbst werde das Licht in jenes Fenster stellen und den Leuten meines Vaters das Zeichen geben."

„Bravo!" entgegneten die Cavaliere, und stolz, als gelte es eine Heldenthat, zündete sie die Lampe der Trude an und trat damit in die Kammer in demselben Augenblick, wo in der Stadt Konstantin Ferber die Befehle erteilte zur schärferen Bewachung der Thore, und wo der ungeduldige Frankowski drüben hinter dem Wallgraben den Entschluß faßte, einige seiner Leute auf gut Glück hinüberzusenden.

So gut indessen auch Luboßki sich bis dahin seiner Aufgabe entledigt hatte, so war ihm doch bei seinen Vorbereitungen der Umstand entgangen (dessen sich indessen der geneigte Leser wohl erinnern wird,) daß infolge des jüngst vollendeten Thorbaues der Wallgraben nicht in durchaus regelrechtem Zustande war. Erde und Steine waren in Menge hineingestürzt und hier und da durch die Strömung auf dem Grunde des Wassers aufgestaut, so daß sie über dem Schlamme kleine feste Bänke bildeten, die man nicht mehr vor der Ankunft des Königs hatte entfernen können, und nun auch bis nach seiner Abreise unangefochten lassen wollte, da das Aufreinigen eines solchen Grabens kein einladendes Bild zu geben pflegt. Noch weniger ahnte der verschlagene Pole, daß sich eine solche flache Stelle gerade dort befand, wo er vor einer halben Stunde seinen jungen Gegner und Gastfreund so hinterlistig hinabgestürzt hatte. — Auf diese Weise war es möglich gewesen, daß Heinrich, anstatt zu versinken, nur mit einem Teil seines Körpers ins Wasser fiel, während sein Kopf und Oberleib durch einen fast unmerklichen Vorsprung des Randes glücklich emporgehalten wurden.

Der empfangene Schlag und der jähe Fall betäubten ihn lange Zeit, aber die Kälte des ihn bespülenden Wassers erweckte ihn allmählich zum Bewußtsein. Er schlug die Augen auf und blickte noch halb träumend auf das seltsame Bett, in welchem

er lag. Bald suchte er sich emporzuarbeiten, allein seine Hände fanden nirgends einen Anhalt, und der tückische Grund unter ihm begann zu weichen. Der erwachende Lebensinstinkt trieb ihn, sich aufzuraffen, allein schon zweimal war er zurückgesunken, als seine Finger (er wußte nie, wie es gekommen war!) das Ende eines Taues erfaßten. Es hielt, und es gelang ihm sich auf seine Füße zu stellen.

Aufatmend und neuerstarkend fing er an, zu überlegen, woher ihm diese Hilfe kommen könne, und wie seine Augen strebten, die Finsternis zu durchdringen, gewahrte er auf einmal mit sich in gleicher Höhe zwischen den Heuhaufen drüben auf der Wiese Schatten, die sich bewegten. Sie näherten sich dem jenseitigen Ufer des Grabens und standen wieder still, wo er sie dann nicht mehr entdecken konnte, doch hörte er über das Wasser her gedämpftes Murmeln von Menschenstimmen.

Und jetzt ward ihm plötzlich alles klar. Das Rätsel, dem er so lange nachgeforscht, war gelöst, und in seiner Hand hielt er die Strickleiter, an welcher der Feind emporklimmen sollte in seine teure, verratene Vaterstadt.

Heiß quoll ihm das Blut zum Herzen und sein noch schwacher Kopf begann zu schwindeln. Was sollte er thun? Ein Ruf, den er hier ausstieß, konnte wohl die Drübenstehenden erreichen und unzeitig warnen, aber nimmermehr zum Ohr der Thorwache dringen. Er hatte sich etwas höher geschwungen, aber seine Arme waren so matt, daß sie das Gewicht seines Körpers kaum zu tragen vermochten. Jetzt deuchte ihm, man brächte dort drüben einen langen Gegenstand herbei, vielleicht einen Prahm, um damit den Übergang zu bewerkstelligen; schon machte man Anstalt, die Spitze vorsichtig in das Wasser zu schieben — da glückte es ihm mit verzweifelter Anstrengung, weiter zu steigen.

„Nur bis ich oben bin, Herr, laß meine Kräfte ausreichen,“

flehte er, „und mögen die Polen mich töten, wenn ich nur noch zu rechter Zeit die Wache rufen kann!“

Er kam ersichtlich vorwärts. Unten schien man unschlüssig zu sein; wenigstens konnte Heinrich nicht sehen, daß etwas weiteres geschah. Ihm selber kam die Finsternis zu statten, besonders, da die dunkle Erdwand hinter ihm war.

Aber jetzt erblickte er über sich ein Licht. Dreimal kam es und ging es wieder, dann blieb es stetig. Jetzt ward er auch unten aufs neue eine Bewegung gewahr. Der Prahm ward in dieser Richtung befördert. Doch in demselben Moment berührten auch Heinrichs Hände den Rand. Sein Fuß faßte festen Boden; er riß die Strickleiter hinter sich empor, und laut erschallte sein Ruf über den stillen Platz: „Feinde! Verrat an den Wällen! Wache herbei!“

Achtzehntes Kapitel.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los:
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
Körner.

Trotz aller angewandten Vorsichtsmaßregeln konnte doch die seltsame Lage der Dinge nicht auf die Länge verborgen bleiben; ja, es schien sogar, als wäre man von einer andern Seite ebenso geschäftig, Unruhe auszusäen, wie man es im Rate war, um jedes unnötige Aufsehen zu vermeiden. Dunkle Gerüchte durchliefen die Stadt, daß Mörder gedungen seien, um die Bürgermeister und alle einflußreichen Ratsherren zu töten, und daß diese, um der Gefahr zu entgehen, jetzt mit einander ratschlagten, ob es nicht besser sei, katholisch zu werden und alle Kirchen der Stadt dem Bischof zu übergeben. Klügere Leute wollten zwar nicht daran glauben, ergingen sich aber in

anderen ſorgenvollen Mutmaßungen, und ein Haufe des unverſtändigen Pöbels begann ſchon um acht Uhr ſich vor der Thür des Rathauſes zu ſammeln und verlangte unter Geſchrei und Lärmen zu wiſſen, was man dort drinnen verhandle.

Wohl wurden auch unter dieſem Stimmen laut, die zur Ordnung mahnten, und ernſte Worte, wie ſie hier und da ein ab- und zugehender Ratsherr fallen ließ, ſchüchterten die Menge ein. Aber die Aufregung blieb wie jene im Wachſen, und oft ſchien die vorgezogene Kette, die den Markteingang ſperrte, dem Andrang nicht länger widerſtehen zu können.

Im Eckzimmer aber des zierenbergſchen Hauſes ſtand Frau Sabine oder vielmehr ſie ging ſeitdem es im Haushalt nichts mehr für ſie zu ſchaffen gab, hin und her zwiſchen dem Fenſter, das auf den Markt und das Schenkenhaus ging, und denjenigen, die den Blick auf das Rathaus und die Langgaſſe geſtatteten. Faſt eine Stunde war vergangen, ſeitdem ihr Opitz jene tröſtliche Botſchaft hatte ſagen laſſen, aber nichts wollte darauf deuten, daß ſeine Vermittlung irgend welchen Nutzen geſtiftet hätte. So wenig wußte ſie, welche Entſchlüſſe man drüben im Rathauſe faßte, und ſo feſt ſie überzeugt war, daß man dort allein das Recht und das Wohl der Stadt im Auge behalten würde, ſo ſehr ihre eigene Seele daran hing, ſo wird ihr doch niemand verargen, daß ihr das Leben ihres Mannes in dieſen langen Augenblicken mehr am Herzen lag, und daß, den Glauben der Väter ausgenommen, kein Preis ihr dafür zu hoch ſchien. Sie hatte bisher wohl ſelber nicht gewußt, wie lieb ſie ihren Johannes hatte. Sie hatten ſo ſtill und ruhig neben einander fortgelebt, ein jedes nur aufrichtig bemüht, an ſeinem Teil ſeine Pflicht zu thun; und erſt in dieſer Not, wo jede Minute für ihn die letzte ſein mochte, ward Frau Sabine inne, wie der Keim wohlwollender Achtung, den ſie einſt in ihre Ehe mitbrachte, zu einem Baum herzinniger

Zuneigung geworden war, dessen Wurzelfasern ihr ganzes Leben durchdrangen und umschlossen.

Nur wers erfahren hat, kann ermessen, welch eine Qual es ist, das Höchste, das Liebste auf dem Spiel zu wissen, und müßig zuschauen zu müssen. Dies Frauenschicksal bekam Sabine jetzt zu kosten. Sie sah die Schatten drüben am Fenster hin- und wiedergehen, sie hörte das immer lauter werdende Geräusch der Volksmenge, oft übertönt von drohenden Rufen, und jedesmal hallte dann in ihrem Innern wieder, was Eberhardt im Auftrage des Bischofs verkündigt hatte: „Sollte sich aufs neue ein Tumult erheben, so werden es die Bürgermeister augenblicklich mit dem Leben büßen."

Jetzt öffnete sich die Thür des Rathauses. Die Deputation, über welche vorher berichtet ward, trat heraus, um sich zum Schenkenhause zu begeben. Verwirrtes Geschrei der Menge empfing sie, das die Ratsherren vergebens zu beschwichtigen suchten, ja, der Pöbel hatte wohl die Absicht, so bald die Kette geöffnet ward, mit auf den Markt zu stürmen, denn Sabine vernahm Herrn Keckerbarts Stimme: „Leute, wenn Ihr schon taub seid für Vernunft und Recht, so bedenkt, daß Herr Zierenberg ein toter Mann ist, sobald Ihr über diese Schranke steigt."

„Hoho! die Melodie kennen wir schon!" rief einer aus dem Haufen. „Sie haben gesagt, er wäre sterbenskrank, aber es ist Essig! Wir wissen es besser!"

„Ja, wenn ihm der Lärm so gefährlich wäre, so könnte er ihm hier erst recht schaden; drum wollen wir weitergehen!"

Dem Sprecher zollte man Beifall, aber die Ratsherren geboten Halt, und der Syndikus rief: „Nun wenn Ihr so klug seid, so wißt auch, daß man ihn dort gefangen hält als Bürgen und Geisel für den Frieden, den Ihr halten sollt."

„Wahr und wahrhaftig?" frug der vornehmste Schreier.

„Brüder, kommt! Hans Zierenberg ist der Vater der Stadt! Wir wollen ihn befreien!“

„Ja, das wollen wir! Vorwärts!“ Und hundert Hände griffen an die Stachelkette.

„Im Namen Gottes, zurück!“ sprach da der würdige Pfarrer. „Wollt Ihr zum zweiten Mal an einem Tage Euch wider die Obrigkeit setzen, die er verordnet hat? Wir gehen hin, um nach Fug und Recht mit dem König und seinen Räten zu verhandeln, wir wissen nicht, ob es uns gelingen wird, aber weh dem, der unsere gute Sache mit Unrecht befleckt!“

Diese Worte des hochgeachteten Mannes verfehlten ihre Wirkung nicht. „Sie müssen die Kirchen doch nicht ausliefern wollen,“ hieß es, „sonst würde der Senior von St. Marien nicht dabei sein.“ — „Ei, ich sagte es gleich, unsere Ratsherren halten auf Ehre und gut Gewissen.“

„Ihr werdet also stehen bleiben, auch wenn die Kette jetzt geöffnet wird?“ fragte der Syndikus, und sie erwiderten: „Ja! — Das heißt, wir wollen sehen, was Ihr ausrichtet. Bringt Ihr es nicht zurecht, danach wollen wir sehen, was wir vermögen!“

„Ja, ja! So soll es sein! Macht nur voran, Ihr Herren!“

„Ruhe!“ gebot noch einmal der Pfarrer, und die Deputation trat ihren, wie der Leser weiß, erfolglosen Gang an.

Sabinens heißeste Wünsche und Gebete gingen mit ihnen, aber als sie die edlen Männer schimpflich abgewiesen über den Markt zurückkehren sah, und mit stürmischem Tosen sich der Lärm des Volkes aufs neue erhob, da wollte auch ihr starkes Herz verzagen, und beide Hände auf die Augen pressend, rief sie: „O, Herr, soll Ungerechtigkeit und Aufruhr um die Gewalt streiten und der Unschuldige sterben!“

Da legte sich von hinten ein weicher Arm um ihren Leib,

und Johannas sanfte Lippen sprachen: „Mutter, sollten wir nicht thun, was Herr Opitz sagte? Das Hinterpförtchen thut sich uns wohl auf wie ihm, und der Weg dahin ist nah und wohl noch frei.“

Sabine schaute die Tochter groß und verwundert an. „Kind,“ sagte sie und zog sie an die Brust, „diesen Gedanken hat Dir Gott vom Himmel eingegeben! Ja, ich will hingehen, nicht Du; das wäre nicht schicklich — ich will dem Könige sagen, daß noch über ihm ein Herr ist, dem er einst Rechenschaft zu geben hat.“

„Herzmutter, sprecht nicht zu stolz,“ flüsterte Johanna; „und wollt Ihr vielleicht diesen Ring mit Euch nehmen?“

Zugleich half sie der Mutter mit schnellen Händen in den Mantel, reichte ihr eine Laterne, und Sabine, welche schon am Hofthor stand, deutete statt aller Antwort gen Himmel und eilte dann hinaus in die Nacht.

Der Lärm von der Langgasse her erreichte am Ende auch trotz dicker Mauern und Portierenfalten das Ohr des Königs Ladislaus. Als Opitz notgedrungen eine Pause im Lesen machte und sich die Schweißtropfen von der Stirn trocknete, hörte ers lebhafter schallen, und mit einer leichten Unruhe richtete er sich aus der liegenden in eine sitzende Stellung. Er *wollte* sich indessen heute um nichts mehr kümmern, und sobald der Dichter begann: „Wenn Ew. Majestät mir gnädigst erlauben wollen“ — unterbrach er ihn: „Ohne Sorge, mein lieber Sekretario. Der Bischof und meine übrigen Freunde dort unten führen nur ein Spiel auf, eine Tragikomiko-Historia, oder wie Ihr es sonst nennen wollt. Sie werden nichts unternehmen, wobei ihr eigenes Leben in Gefahr geriete! Uns beiden bleibt im schlimmsten Fall noch immer jene Thür als Ausweg, und den behütet uns ein treuer Wächter.“

Er hatte es scherzhaft gesagt, allein er fuhr erbleichend

und wahrhaft erschrocken empor, als die bezeichnete Thür sich in demselben Augenblick aufthat, und der Kammerdiener mit ernster Miene hereintrat. „Was giebts, Wenzel? Ein Überfall von jener Seite!“

Doch ehe der Gefragte noch antworten konnte, ward er mit sanfter Gewalt beiseite gedrängt, und zu den Füßen des Königs warf sich Frau Sabine Zierenberg, welche ausrief: „Gnade, Majestät! Gnade und Gerechtigkeit für meinen Mann und diese gute Stadt!“

Der König trat überrascht zurück. Seine grauen Augen streiften mißtrauisch von Wenzel zu Opitz hinüber, und er sagte mit Unbehagen: „Was soll das! Eine Pastorale von Eurer Erfindung, mein Herr von Boberfeld?“

„Um Vergebung, Majestät,“ entgegnete Wenzel, „ich kann nicht „nein“ sagen, wenn man mich bittet um der Barmherzigkeit Christi willen.“

„Und um derselben Barmherzigkeit willen werden auch Ew. Majestät eine unglückliche Frau anhören, der Ihr noch vor wenig Tagen in ihrem Hause Gnade und Gunst zusichertet, und die durch die Euren seitdem viel Herzeleid erfahren hat.“

Ladislaus war ein vollkommener Cavalier. So unangenehm er sich auch durch diesen Besuch in seiner selbsterwählten Ruhe gestört sah, vergaß er doch nicht, daß es eine Dame war. „Steht auf, Frau Präsidentin,“ sagte er kühl, aber höflich. „Ich erkannte Euch nicht sogleich, weil ich mir nicht vermutete, Euch zu dieser Stunde und hier zu sehen.“

Sabine erhob sich mit geröteten Wangen. „Ew. Majestät verzeihen,“ erwiderte sie, „ein Weib mag wohl Ort und Stunde vergessen, wenn Männer Treue und Völkerrecht vergessen, und wenn der Vater ihrer Kinder mit List gefangen ward und mit dem Tode bedroht ist. O, haltets meinem Schmerz zugut, daß ich so ungeschminkt die Wahrheit sage! Aber bei allem, was

heilig ist, mein Mann, wie auch Herr von der Linde sind unschuldig an jedem Verrat gegen Ew. Majestät. Was heut geschehen ist, war die That einiger Hitzköpfe, und auch sie gedachten nicht, Euch, gnädigster Herr, zu beleidigen. Wenn aber jetzt die Bürgermeister darum sterben sollen, so mordet man die treuesten Unterthanen, die je einem Könige von ganzem Herzen dienen wollten. — Mir deucht, das Volk fängt an, auf den Markt zu bringen! — O, Majestät, nehmt den grausamen Befehl zurück, weil es noch Zeit ist. Gott weiß, daß unser Rat gethan hat, was er vermochte, um die Menge im Zaum zu halten, und daß auch sie, die Verblendeten, nichts begehren, als was ich hier auf Knieen von Euch erbitte: die Freiheit und das Leben meines Mannes!"

Martin Opitz hatte mehr als einmal Miene gemacht, die kühne Bittstellerin entschuldigend zu unterbrechen, allein der König winkte ihm, sie gewähren zu lassen.

Ladislaus hörte sie nicht ohne Teilnahme, aber er begriff sie nicht.

„Ihr sagt mir seltsame Dinge," sprach er, als sie schwieg. „Wer hält Euren Mann gefangen oder bedroht sein Leben? Man hinderte ihn heute während des Tumultes, dies Haus zu verlassen, und fordert sicherlich von ihm und der Stadt Genugthuung für die Ungebühr. Ich weiß nicht, ob Eure Reden dahin zielen? Ich habe mich übrigens, da ich Partei in dieser Angelegenheit bin, des Richteramtes gänzlich begeben."

Sie blickte fragend zu ihm auf, und ihm war, als spräche zugleich sein Gewissen; der Dichter aber rief: „Wäre es möglich, daß Ew. Majestät nicht wüßten, wie weiter mit den beiden Präsidenten verfahren worden!"

Der König biß sich auf die Lippen, aber Sabine fiel ein: „O, wenn das ist, so hat man im Namen Ew. Majestät ein Spiel getrieben, das ein König, der aus Gottes Händen seine

Krone hält, nicht hingehen lassen darf!“ Mit kurzen, schlagenden Worten erzählte sie, was man der Stadt geboten und angethan bis zu der Zurückweisung der Deputation, und schloß dann: „O, gnädigster Herr, wenn nun das Volk, dem sein Glaube und Recht auch teuer ist, sich nicht mehr will halten lassen, wem wird man alle Unbill und Schaden zur Last legen, die dann daraus erwachsen?“

Sie sagte das alles vollkommen einfach und doch so bewegt. Ein jedes Wort kam so unmittelbar aus dem Herzen, wie die beiden Thränen, die sich langsam in ihren Augen sammelten und dann schnell über ihr Antlitz rannen. Der König, der wohl nie eine solche Sprache gehört hatte, fühlte sich zugleich gerührt und gekränkt, noch mehr aber in Verlegenheit. Er konnte nicht glauben, daß seine Räte so viel wagten; er mochte nicht eingestehen, daß er nichts von alledem wisse, und er wußte nicht, ob, wenn sie zu weit gegangen waren, seine Macht ausreiche, sie zurückzuhalten.

„Ihr seid verwegen,“ sagte er endlich, „und wägt nicht, was Ihr sprecht. Wie würdet Ihr sonst in derselben Minute meine Gnade anrufen und mit einem Aufstand drohen?“

„Ich flehe Ew. Majestät ja an, ihn zu verhindern! Ich weiß, daß die sich schwer versündigen, die zu den Waffen greifen wollten gegen den, der Gottes Bild und Stellvertreter ist auf Erden. Aber eben darum, und weil es Euch nur ein Wort kostet, so großes Unrecht zu verhüten, so sprecht es aus, ehe es zu spät ist! O, Majestät, ich weiß wohl, daß die Christen Eures Glaubens vieles für recht und gottgefällig erachten, wenn sie meinen, die Kirche damit zu bauen und zu mehren. Aber wenns nun auch gelänge, auf solche Art die Stadt katholisch zu machen, würden nicht, wie mein Mann, zuvor alle ausgerottet werden müssen, die am treusten am Recht gehangen haben, und die im Gehorsam des Evangeliums am fleißigsten

gebetet haben für Ew. Majestät Reich und Wohlergehen! Und herzlicher wollen wirs thun denn je, so Ihr das Wort sprecht, um das ich Euch bitte."

Der König war bei dieser Rede mehr und mehr erregt worden. „Es kann ja nicht sein!" sagte er, auf- und niederschreitend. „Beruhigt Euch — Ihr sollt — Ihr seht auf jeden Fall zu schwarz!"

„Wenn Majestät erlauben," sprach Opitz, der sich unverhohlen die Augen wischte, „so war es genau dies, was ich mir vorhin die Ehre geben wollte, Ew. Majestät zu berichten."

Sabine lauschte unterdessen angstvoll. „Sie kommen!" rief sie aus. „Ach, Herr, erbarmt Euch, und wollt Ihr schon meine Bitte nicht hören, so hört die meiner Tochter, der ihr erst ehegestern diesen Ring gabt, und die Euch mit mir anfleht, ihren Vater zu retten."

Ihre Stimme brach, indem sie das sagte, und der weichere Ton und Blick machten sie Johanna außerordentlich ähnlich. Die liebliche Sängerin, die ihm das Herz bewegt hatte, tauchte vor des Königs innerem Auge auf, gerade als draußen jetzt lauter der Schrei ertönte: „Recht und Gerechtigkeit!"

„Genug," sagte er hastig, „ich will die Sache untersuchen. Wenzel, wo ist der Bischof?"

Der Diener kannte seinen Herrn. Er wußte, daß nichts ihn zu Zeiten so reizen konnte, als eine kleine Vernachlässigung. Darum antwortete er: „In der großen Halle unten. Soll ich ihn rufen? Denn die Kammerherren und Pagen sind auch alle dort. Es ist kein einziger im Vorzimmer Ew. Majestät."

Das Blut schoß dem König in die Wangen, und der Entschluß, um den er so lange gekämpft hatte, stand auf einmal fest. „Man hält mich wohl schon für gestorben?" sagte er. „Meinen Degen! Ich will denn auch hinab! Seid sicher, Frau, daß Eurem Manne kein Haar gekrümmt wird!" und eilig verließ er das Zimmer.

Wenzel folgte ihm langsamer, indem er einen triumphirenden Blick auf Frau Sabine warf, die mit gefalteten Händen dem König nachsah. Opitz streckte ihr glückwünschend die seinen entgegen: „Ihr habt gesiegt!“

Da scholl zuerst aus weiter Ferne der Schlag einer Sturmglocke herüber, mit schauerlichem Ruf antwortete es von allen Türmen, und wie die lange eingedämmte Flut sich höher und höher bäumt, bis sie Wehr und Damm übersteigt und sie entfesselt mit sich fortreißt, so durchbrach die lange beschwichtigte und durch die Autorität des Rates zurückgehaltene Volkswut die Kette, der Marktplatz füllte sich in einem Augenblick mit Menschen, und mit der Wucht einer Brandung stürmten sie gegen das Portal des Schenkenhauses.

Neunzehntes Kapitel.

Wer sich selbst zu bescheiden vermag aus Liebe zum Ganzen,
Den vor allen im Staat preis ich als groß und frei.
Lebte jeglicher so vom König herunter zum Bauern,
Ach, kein bitterer Zwist spaltete schmählich das Land.

Geibel.

Der König war indessen mit schnellen Schritten durch die lange prächtige Zimmerreihe und über die purpurbelegte Treppe gegangen, ohne einer Seele zu begegnen. „Es kann nicht sein! Der Bischof, sie alle wären rasend, wenn es wäre, wie diese Frau sagt,“ wiederholte er sich immer wieder. Ihm war, als hörte er jenen eine Rede halten, doch bald bedeckte das Sturmläuten die Stimme; und Ladislaus eilte noch hastiger hinab, bis er eine der Thüren erreichte, die in die große Halle führten. Sie waren sämtlich geöffnet bis auf die eine, die auf den Markt ging und die mit starken Eisenhebeln verriegelt und mit

allerhand Gerät verrammelt war. In dem Saal und dem dahinter liegenden Hofe drängte sich Kopf an Kopf das Gefolge des Königs. Sie schwangen Schwerter und schwelgten in vorahnender Siegeslust.

„Hurrah für Polen und die heilige Kirche! Hinaus auf die Ketzer, auf die Pfefferſäcke! Nieder mit den Bürgermeistern und ihrem Anhang!"

„Keine Ueberstürzung, meine Freunde!" warnte dazwischen der Bischof. „Noch wissen wir nicht, wie weit unser Anschlag gediehen ist. Dies Haus muß unser Bollwerk bleiben, bis unsere Brüder zur Stelle sind. Laßt die Pforte verschlossen. Bis der Pöbel sie eingeschlagen hat, werden die Unsern Zeit haben, heranzukommen. Sobald wir ihr Signal hören, dann hinaus! Von zwei Seiten angefallen und eingeklammert, müssen diese Abtrünnigen erliegen!"

„Wen erwartet Ihr?" sprach da gedämpft, doch gebietend der König, der auf einmal in die Mitte der Überraschten trat. Er war noch nicht ganz der ritterlichen Eigenschaften entkleidet, die ihn in seiner ersten Jugend zierten, und in diesem Augenblick, als ihm so plötzlich eine Ahnung des schändlichen Gaukelspieles kam, und ihm der Zorn darüber aus den Blicken sprühte, war er wahrhaft königlich anzuschauen. Die Edelleute, die eher des Himmels Einfall erwartet hätten als sein Erscheinen, starrten ihn wort- und reglos an wie in Stein gehauene Fechter.

Fürst Jablunka faßte sich zuerst. „Um aller Heiligen willen, rettet den König! Mein gnädigster Herr, erlaubet, daß wir Euch in Eure Gemächer zurückgeleiten! Ein zweiter, furchtbarerer Aufstand bedroht Euer kostbares Leben, aber wir alle werden eher auf unserem Posten sterben, als" —

„Ihr seid allzu besorgt für Unsere Sicherheit," entgegnete Ladislaus, „daß Ihr es unternehmt, mit den Feinden dieser Stadt gemeinsame Sache zu machen, während Wir in Frieden

darin weilen, und Unſern Namen braucht zum Deckmantel Eures Thuns. Aber, bei Gott und unſerer lieben Frau, wer heute Danzig angreift, hat auch an Unſere Ehre gegriffen, und wie ein König wollen Wir ſie einlöſen! Was iſt geſchehen, Stanislaus Frankowski?"

Der Biſchof traute ſeinen Ohren nicht. So hatte er ſeinen Zögling ſeit mehr als zehn Jahren nicht auftreten ſehen. Er bemerkte, welchen Eindruck es auf ſeine Genoſſen machte, aber auch zugleich, daß der König nicht alles gehört habe, was er ihnen ſoeben mitgeteilt hatte; dies wollte er nützen.

„Majeſtät," antwortete er auf die wiederholte Frage. „ich kann noch nicht mit Sicherheit ſagen, was geſchehen iſt. Nur droht uns allen dieſer Aufruhr mit ſolcher Gefahr, daß alle noch ſo wichtigen Erörterungen darüber aufgeſchoben werden müſſen."

Die Vorgänge draußen ſchienen ihm rechtzugeben. Axtſchläge donnerten gegen die ſchwere Eichenpforte, und „Verrat! Rache! Unſere Bürgermeiſter! Heraus mit den Buben, die uns verkauft haben! Wir wollen Hans Zierenberg frei haben und unſere Privilegien!" ſo tönte es in wildem Durcheinander. Dazwiſchen aber vernahm man noch die Stimme Keckerbarts: „Zurück von der Thür des Königs! Zur Ordnung im Namen des Rates!" Ja, der Reſpekt vor dieſem Namen verteidigte noch wie eine Schutzwehr den Eingang, obwohl die Wachen, die ihn hüten ſollten, geflohen oder überwältigt waren. Die Polen drinnen ſtürzten gleichfalls mit Gewalt gegen die Thür, und während die einen ſich dagegen ſtemmten, riefen die andern: „Oeffnet, ehe ſie ſie einſchlagen, und gebt ihnen die Verräter auf die Köpfe!"

Der Biſchof und die anderen Führer wandten ſich ebenfalls dorthin. Der König aber vertrat ihnen den Weg und

sagte: „Herr Woiwod, ich kannte Euch bisher als einen Mann von Wort und Wahrheit. Sprecht, was bedeutet dies?"

„Ich bitte Ew. Majestät inständigst, sich diesem Getümmel zu entziehen," fiel der Prälat ein. Weyer jedoch entgegnete trotzig: „Es bedeutet, daß wir noch in dieser Nacht diese ketzerische Stadt erobern werden für unsere heilige Kirche, und bei St. Hedwig! nicht jetzt werden wir uns zurückhalten lassen!"

„Dalej wiara!"*) jauchzte die tolle Schar, aber stolzer als zuvor richtete sich der König empor und rief: „So befehle ich, daß die beiden Bürgermeister, die Ihr ohne meine Zustimmung gefangen habt, auf der Stelle in Freiheit gesetzt werden. Auf die Thür! An ihrer Seite will ich unter das Volk treten und ihnen zeigen, daß der König keinen Teil hat an Eurem treulosen Beginnen."

„Nimmermehr!" rief der Woiwod und faßte rücksichtslos des Königs Arm. „Wir dulden es nicht!" scholl es aus dem Haufen der Edelleute, die ihn tumultarisch umdrängten. „Majestät vergessen, daß hier im Saale nur freie Schlachtizen sind," sagte der Bischof, indem er dem Freunde Mäßigung zuwinkte.

Ladislaus jedoch entgegnete schneidend: „Ihr vergeßt Euch," schüttelte die Hand des Woiwoden von sich und legte die seine ans Schwert.

Auf Weyers Stirn schwollen jäh die Adern; seine Waffe war schon entblößt, seine Anhänger mit gleichfalls gezogenen Degen standen um ihn. Sie alle waren sinnlos durch den genossenen Wein und die Aufregung der Stunde. Zur Seite des Königs, ein wenig hinterwärts, stand allein der treue Wenzel, entschlossen, sich im Augenblick der äußersten Gefahr zwischen ihn und seine Gegner zu werfen, als ein eigentümliches, rasch wiederholtes Klopfen die Aufmerksamkeit plötzlich nach dem Hofe lenkte.

*) Polnischer Schlachtruf.

Ein gedämpfter Hilferuf, eine Bewegung in den hinteren Reihen! und unter die Erschreckten stürzte blutend und erschöpft bis zum Tode Lubenyi.

„Alles entdeckt und verloren! Frankowski zurückgeschlagen!“ so stieß er hervor und brach dann bewußtlos zusammen, gerade als vorn an der Marktseite der erste Thürsplitter krachend in die Halle fiel.

Stumm und betreten schaute einer der Polen auf den andern. „Was nun?“ fragte Fürst Jablunka zuerst.

„Das Leben so theuer verkaufen, wie möglich!“ rief Weyer und sprang der Bresche zu. Allein die Kampflust der meisten war sehr herabgestimmt.

Da sprach der schlaue Prälat: „Und zaudert Ihr noch, den Befehl Sr. Majestät zu erfüllen? Kann es denn einen besseren Rat geben, als die Bürgermeister freizulassen, daß sie das Volk beschwichtigen? Und wollten Ew. Majestät Höchstselbst, wie Sie vorhin andeuteten“ —

„Zu spät für unsere Ehre!“ versetzte der König mit abgewandtem Gesicht.

Das Sturmläuten hatte die ganze Stadt zu den Waffen gerufen. Der Rat, die Stadtsoldaten, die beste Kraft der Bürgerschaft waren an die bedrohten Wälle geeilt, und auf den Markt drangen unablässig die verschiedensten Nachrichten. Die Erbitterung des Volkes erreichte dadurch den höchsten Grad. „Die Stadt ist verraten, und wir wollen Rache!“

Das war der Ausdruck der allgemeinen Stimmung dieses wilden Haufens, und vergebens mahnten bessere Männer, doch lieber alles an die Verteidigung der Thore zu setzen!

„Wir wollen keine Feinde im Rücken lassen! Wir wollen ein Ende machen mit diesen, ehe wir weiter gehen, und vor allem unsere Bürgermeister in Freiheit sehen!“

Wer sich noch widersetzte, ward über den Haufen gerannt

und beiseite gestoßen, aber die Thür war stark, und der schmale Beischlag mit der hohen Treppe gestattete nur wenigen den Zutritt. Endlich jedoch klaffte ein Riß; noch einige Hiebe, und er war groß genug, um einzudringen! Der Weg zur schrecklichsten Gewaltthat stand der Wut des Pöbels offen.

„Ihr braven Leute von Danzig, was thut Ihr! was wollt Ihr beginnen!" klangs da auf einmal vom Balkonfenster über dem Portal, und in dem hellen Lichte zweier Armleuchter, die Martin Opitz hinter ihr trug, erschien Sabine Zierenberg.

Die Angst um ihres Mannes, um der ganzen Stadt Schicksal hatte sie nicht länger in dem entlegenen Zimmer geduldet. Bekannt mit allen Räumlichkeiten dieses Hauses, die sie noch kürzlich mit eigener Hand hatte schmücken helfen, eilte sie, gefolgt von dem Dichter, in den Saal, von wo aus heute der König dem Schauspiel zugesehen, und der wie das ganze obere Stockwerk augenblicklich einsam war. Ans Fenster tretend, sah sie, was geschah, sah ihre schlimmsten Befürchtungen in Erfüllung gehen, und mußte sich sagen, daß durch sie hinabgetrieben, der König, der an allem schuldlos war, jetzt in der höchsten Gefahr schwebte. Für Zierenberg wagte sie kaum noch zu hoffen, aber dem Drange ihres Herzens folgend, rief sie die wilde Menge an.

Der helle Glanz, die weibliche Stimme machten jene stutzig. „Es ist die Frau Präsidentin! gewiß hat man sie auch eingesperrt. Seid guten Mutes! wir kommen Euch beizustehen!"

„Nein, lieben Freunde," gab sie zurück, „ich brauche Euren Beistand nicht. Ich bin mit freiem Willen hier, und ich habe den König gebeten und habe sein Wort, daß mein Mann und Herr Adrian frei sind. Wollt Ihr machen, daß es ihn wieder gereut? O, hört mich einen Augenblick geduldig! Wen kann es denn näher angehen, als mich? Und doch ich weiß, daß mein Johannes viel lieber sterben würde, als daß Ihr um seinetwillen thätet, was Euch in Ewigkeit gereuen müßte!"

Dieſe Rede, der Ausdruck und die Weiſe der allgemein geehrten Frau blieb nicht ohne Wirkung, doch der Führer der Rotte rief: „Sie haben unſer Recht mit Füßen getreten und wir wollen Vergeltung üben!“

„Ei, Mann, die laß dem Herrn! und Euer Recht, das laßt die vertreten, die es ſo lange gethan. Warum wollt Ihr ihnen nicht trauen wie ich. Ach, denkt doch an Eure Frauen und Kinder daheim! Was wird ihr Teil ſein, wenn Ihr Euch heute vergreift an dem König, und dann nicht allein die Rache der Polen über Euch kommt, nein, auch die Strafe Gottes, der nur mit den Gerechten iſt!“

„Wohl geſprochen, Sabine!“ ſagte Jemand von unten, und „Johannes!“ rief ſie, ſich weit aus dem Fenſter beugend, „Gott ſei ewig gelobt!“

„Hurrah! unſere Bürgermeiſter!“ jubelte die Menge und drängte ſich freudig um die Geretteten.

„Ja, dankt Gott, der die Stadt behütet hat in großer Gefahr!“ ſagte Herr Zierenberg, als er zu Worte kam, und Adrian von der Linde rief: „Was ſteht Ihr hier und lärmt, wenn der Feind an Euren Wällen klettert? Kommt, folgt mir dahin, wo es vielleicht für uns Nachzügler noch etwas zu thun giebt!“

„Ja, verlaßt dieſen Platz, und gehe jeder heim oder wohin er befohlen wird,“ ſprach wieder Zierenberg. „Was Ungebührliches hier heut geſchehen iſt, will Se. Majeſtät Euch verzeihen. Wir aber haben uns mit Ehre und Kopf verpfändet, daß alles ferner hier in Ruhe und Ordnung bleiben ſoll. Hinwieder gelobt Euch Se. Majeſtät Beſtätigung all Eurer Rechte und Freiheiten und ſtrenge Beſtrafung des Verrates, den einige Böswillige haben anſtiften wollen.“

„Vivat!“ „Es lebe der König!“ ſchrie der raſch umgeſtimmte Volkshaufe, aber ein Mann, der ſich eben Bahn machen

wollte, rief: „Herrgott, ist das nicht Zierenbergs Stimme? Schwager, Herr Adrian, wie seid Ihr glücklich erhalten?“

„Durch ein Wunder! Aber Eberhardt, wie stehts am Heiligen-Leichnamsthor?“

„Alles aufs beste! Der Feind hat nicht einmal die Zähne gewiesen. Unser Heinrich hats entdeckt und zuerst Lärm geschlagen, und die Wache ist noch gerade zu rechter Zeit gekommen, daß sie die Strickleitern gefunden und abgerissen haben, und ehe die unten am Graben sich nur besinnen konnten, waren auch schon von den Unsern genug zur Stelle, daß sie mit Steinen und Haubitzenkugeln ihnen einen Gruß schicken konnten, der ihnen den Geschmack an uns gleich verdarb.“

Neuer unendlicher Jubelruf begleitete diese Erzählung Eberhardt Königs, die bald durch andere herbeikommende Ratsherren bestätigt und ergänzt ward; und um ihrer Freude den rechten Ausdruck zu geben, trug die Menge die befreiten Bürgermeister auf ihren Schultern nach dem Rathause hinüber.

Was übrigens in dem Berichte fehlte, war der Anteil den Frau Trude Krebs an dem letzten Ereignis genommen hatte, wiewohl sie doch bis zu ihrem in hohem Alter erfolgten Tode des Glaubens lebte, daß sie und kein anderer die Stadt gerettet habe.

Noch ehe nämlich Heinrich Schütz mit Aufbietung seiner letzten Kräfte die Höhe erreichte, war sie, die gute Hausfrau, gekommen, um doch vor der Nacht in ihrem Gebiet noch einmal zum Rechten zu sehen. Sie war aber nicht wenig erstaunt, als sie die Fremde, deren Schicksal ihr so sehr am Herzen lag, in der Gesellschaft der beiden Polen fand.

„Was!“ rief sie aus und stemmte die Arme in die Seite, „das ist also das arme, verfolgte Lamm, das gleich so wie man den Rücken wendet, sich mit zwei Mannsbildern einläßt! Und wer ist das? Welt des Lebens! das ist ja wohl gar das

Fräulein Emma! Kind, wie kommst Du her, und welcher Spitzbube hat Dich so zugerichtet!" und sie eilte der Gebundenen, die sich in flehender Stellung emporrichtete, beizustehen.

Luboßki und Lubenyi hinderten sie daran, und ersterer sprach, indem er den Dolch zückte: „Wir müssen sie stumm machen." Marina jedoch hielt ihn zurück: „Schont ihres Lebens; sie hat mir Gutes gethan!"

Ihr Dazwischentreten wäre aber kaum nötig gewesen; denn schnell wie der Blitz hatte das beherzte Weib einen Brand aus dem Feuer gerissen und fuhr damit ihrem Angreifer ins Gesicht, daß er mit brennendem Bart zurücksprang.

„Ihr habt den Teufel im Leibe!" rief er wütend. Aber in eben dem Augenblick tönte Heinrichs Alarmruf, und die erschreckten Polen stürzten hinaus, um zu sehen, was es gäbe. Frau Trude folgte ihnen mit gellendem Zetergeschrei und brachte dadurch die herbeieilenden Danziger so trefflich auf ihre Spur, daß nur ihre außerordentliche Schnelligkeit sie der Gefangenschaft entzog. Lubenyi schon ergriffen, riß sich dennoch los, und unter dem Schutze der Dunkelheit gelang es ihm, seinen Verfolgern zu entkommen, und, er wußte selbst kaum wie, in rasendem Lauf die Hofthür des Schenkenhauses zu erreichen, wo sein Anklopfen ihm Einlaß und Rettung verschaffte. Luboßki hatte wohl wieder das Versteck aufsuchen wollen, das er vorhin so zweckmäßig gefunden hatte, aber sei es, daß er in der Hast einen Fehltritt that, oder hatte ihn ein herabgerollter Stein getroffen, kurz, er war hinabgestürzt, und, weniger glücklich als Heinrich, mußte er in den Wellen seinen Tod gefunden haben. Wenigstens fand man beim späteren Reinigen des Wallgrabens einen Leichnam, den man für den seinigen hielt, um so mehr, da er seit jenem verhängnisvollen Abend gänzlich verschwunden und verschollen war.

Marina war, als die Drei das Zimmer verließen, wie

eine Bildsäule stehen geblieben. Als aber aus dem Getöse draußen klar ward, daß der Anschlag mißlungen war, als Suchende sich dem Hause näherten und Frau Trudens eifernde Stimme sich schon wieder ganz in der Nähe hören ließ, kam ihr das Bewußtsein der eigenen dringenden Gefahr. „Man kommt, man wird sich meiner bemächtigen! Weyers Tochter in den Händen des Bürgerpöbels!“ Mit diesem Gedanken ergriff sie die Flucht. Aber dicht an der Thürschwelle vernahm sie schon die Tritte der Kommenden, und jedes andern Auswegs beraubt, flüchtete sie sich in Todesangst die finstere Stiege hinauf und trat in das Giebelstübchen.

Die arme Anna, die sich vorhin nicht einmal hinausgewagt hatte, um ihre Lampe aufzuheben, hatte doch bei dem Lärm all dieser Ereignisse ihre Thür entriegelt und half ihrem kranken Vater, der so unsanft aus seinem Schlummer geweckt war, seine von Gicht gekrümmten Glieder aufzurichten und mit den nötigsten Kleidern bedecken. Seine Schmerzen und ihr eigenes Unvermögen, sie zu verringern, entlockten ihr Thränen und sie seufzte: „Ach, daß Euch auch hier die Ruhe nicht gegönnt ist! und vielleicht nicht einmal mehr das Obdach! Ich wußte es wohl, daß es ein Unglück geben würde, wo diese bösen Menschen sich sehen lassen.“

„Sei ruhig, Kind,“ tröstete sie der Vater; „was mein Gott will, das g'scheh allzeit! Du weißt wohl, wie es weiter heißt. Noch wissen wir ja nicht, was geschehen ist. Er wirds ja aber wohl versehen.“

„Wer ist da?“ unterbrach er sich plötzlich, als er in dem trüben Lichte des Lämpchens eine große Frauengestalt so hastig hereinkommen sah. Der Tochter entfuhr ein Schrei; Marina jedoch eilte auf beide zu und rief in mehr gebietendem als flehendem Ton: „Um Gottes willen, still! Ich weiß, Ihr seid arm und leidend! Laßt mich hier bleiben und verratet mich nicht, und ich mache Euch reich für Lebenszeit!“

„Ist das Panna Marina, die bei uns Schutz sucht!“ sprach halb verwundert, halb zweifelnd der Kranke. Das Fräulein mußte ihn in demselben Augenblick erkennen, denn sie fuhr betroffen zurück und rief: „Der Hausirer!“ und schaute dann eine Sekunde lang fragend, bangend, beschämt und trotzig auf den Mann, den sie und ihr Vater arm, elend und heimatlos gemacht und auch dann noch mit ihrem Zorn verfolgt hatten bis hierher. „Es ist vorbei,“ sagte sie mit einem kurzen, verzweifelten Lachen. „Der Rache dieser Bettler muß ich fallen! Allein denkt nicht, daß ich Euch um Gnade bitte, oder daß Ihr mich lebendig ausliefern könnt!“ Und mit entschlossener Hand zog sie ein kleines, kunstreich gearbeitetes Stilet hervor.

Aber Anna, die sich bisher an ihren Vater geklammert, als müsse sie ihn vor einer noch unbekannten Gefahr schützen, fiel ihr mit ihrer schwachen Kraft in den Arm, und der Kranke rief: „Halt, Fräulein! und Du, Tochter, schweig still! Wir rächen uns nicht! Verfolgt man Euch, und könnt Ihr schwören, daß nichts Böses —“

Sie sah bei dieser Rede zu ihm hinüber, als begriffe sie ihn nicht, aber schwere Männerschritte, die auf der Treppe erklangen, machten, daß Stolz und Scham in ihrem Herzen der Furcht wichen. „Man kommt!“ sagte sie halb flüsternd, „ich schwöre“ —

„Verbergt Euch unter meiner Tochter Bett,“ antwortete er ebenso, „und, Anna, lösch das Licht wieder.“

Beide gehorchten, und als gleich darauf die Häscher in das Zimmer schauten, gewahrten sie nichts, das ihren Verdacht erregte, und kehrten um so schneller zurück, als Frau Trude ihnen von unten zurief, da halte sich gewiß niemand versteckt, denn „die Leutlein hätten von den Polen ganz genug zu leiden gehabt“ und wären überdem „Herrn Heinrichs und ihre Pflegekinder.“

Auf diese Weise kam es, daß trotz aller Nachforschungen, die während der Nacht und am folgenden Tage angestellt wurden, der Zusammenhang dieser Ereignisse noch lange in ein rätselhaftes Dunkel gehüllt blieb, besonders da Emma König, die wohl außer den Entflohenen am besten hätte Auskunft geben können, lange Zeit an das Krankenbett gefesselt, ja, Wochen hindurch der Besinnung beraubt war.

Frau Trude war mit ihrem Urteil schnell fertig. Sie behauptete, der Böse habe seine Hand im Spiel gehabt. „Wie hätte das Weibsbild es mir sonst so anthun können, und nachher aller Spuk verschwunden sein! Aber ich merkte es gleich, wie ich ihm mit dem Feuerbrand zu Leibe ging. Da blitzte er mich so mit seinen Augen an, als wollt er sagen: „Ja, komm mir nur! Das ist recht mein Element.“ Der Volksmund war bereit, sich diese Ansicht anzueignen und trug sich eine Weile damit, bis die ganze Geschichte allmählich in Vergessenheit geriet.

Der Rat war natürlich anderer Meinung als das Volk, aber er fand keine Gelegenheit, sie durch die That zur Geltung zu bringen. Von Seiten der Eingeweihten unter den Polen geschah alles, um den Thatbestand unklar zu machen, und der König fand, daß er sein Versprechen, den Verrat zu bestrafen, voreilig gegeben habe.

Jakob Weyer verweigerte stolz jede Erklärung, sammelte seinen zahlreichen Anhang um sich und nahm gegen Ladislaus wie gegen die Bürgerschaft eine herausfordernde Haltung an. Der König fühlte sich nicht mächtig genug, diesen Trotz zu brechen, und mußte ihm innerlich zürnend recht geben, als er hochfahrend aussprach, er habe hier soviel zu gebieten, als der König selber. Der Bischof dagegen wußte sich aufs glänzendste zu rechtfertigen, ja, die Worte, die Ladislaus selbst vernommen hatte, erklärte er, nur zur Beruhigung der Aufgeregten gesagt

zu haben, damit nicht eine Übereilung, ein Ausfall auf die Empörer sie alle ins Unglück stürze. Fürst Jablunka, und alle, die der König fragte, sprachen so übereinstimmend damit, waren so unbekannt mit dem Plan gewesen, legten so einmütig die ganze Schuld auf den vermißten Luboßki und den seinen Wunden erlegenen Lubenyi, daß Ladislaus daran verzweifelte, Licht in die Sache zu bringen, und in seine gewohnte Mattigkeit zurücksinkend, das weitere Fragen aufgab. Er begnügte sich, dem Rate der Stadt die Privilegien wieder zuzustellen, und ihn nebst seiner Gnade zu versichern, daß unter den Ueberlebenden seines Gefolges niemand habe einer Schuld überführt werden können. Da man nun die Toten nicht zur Rechenschaft ziehen könne, so hoffe er, der Rat werde gleich ihm gewillt sein, den Schleier christlicher Liebe über das Vergangene zu decken.

Es gab wohl Mitglieder des Rates, die mit letzterem Vorschlage wenig zufrieden waren. Doch denen sagte Herr Zierenberg: „Lieben Freunde, wir haben bisher nichts begehrt, als unser Recht ohne Gewalt und Eigenmächtigkeit, und Gott hat uns lassen wohl dabei fahren, daß unserer Feinde Anschlag vernichtet und alle unsere Gerechtsame uns geblieben sind. Wollen wir nun zum Dank nach Rache schreien und Zwietrachtssamen für die Zukunft säen? Laßt uns viellieber vergeben und vergessen, und nur bei uns kein Unrecht dulden, so wird Gott das weitere beschicken.“ Und die Mehrzahl der Versammlung pflichtete ihm bei, ja, am Ende auch die übrigen, weil sie, wie sie sagten, ihm heute gern zeigen wollten, wieviel er ihnen wert sei.

Heinrich Schütz, der doch auch imstande gewesen wäre, manche Auskunft zu erteilen, erwies sich (wenigstens gegen neugierige Mitbürger) sehr zurückhaltend. Nur seinem Oheim, dem Präsidenten, hatte er unter vier Augen einen ausführlichen Bericht abgestattet, von welchem dieser zwar jedenfalls dem

Rate das nötige mitteilte, aber nichts in die Öffentlichkeit bringen ließ. Die Wahrheit war dies gewiß, denn Herr Zierenberg hatte sich frühmorgens mit seinem Neffen an den Ort des Verbrechens begeben, sogar das Giebelstübchen besucht, das außer Heinrich seit der Durchsuchung niemand betreten hatte, und er schärfte beim Weggehen der Frau Trude recht ein, daß weder sie, noch sonst jemand heute den armen Kranken oben stören solle. Eine Stunde vor Abend ward sie aufs Rathaus entboten, um ihre Aussagen zu machen, und in ihrer Abwesenheit führte Heinrich Schütz aus ihrem Hause einen schwarzlockigen Edelknaben, der in einen weiten Mantel gehüllt war und fast dem schwarzen Domino glich, den einige auf dem Maskenfest bemerkt haben wollten. Diesen Jüngling geleitete Schütz zu dem Quartier des Herrn Weyer und bestellte dort zugleich einen Gruß und einen Brief von dem Rat, infolgedessen der Woiwod noch desselben Tages mit seinem ganzen Gefolge aus der Stadt abzog, um nie dahin zurückzukehren.

Ob seine Tochter ihrer verlorenen Liebe nachweinte, ist nicht bekannt. Sie ging einige Jahre später in ein Kloster und ward Äbtissin desselben um dieselbe Zeit, als ihr Vater seine sagenberühmte Pilgerfahrt nach Jerusalem antrat.

Zwanzigstes Kapitel.

Nur mir die Lösung des Rätsels gebührt,
Das alles zum glücklichen Ende geführt.
W. Scott.

Die Untersuchungen des Rates hatten wenigstens festgestellt, daß kein Einheimischer mitschuldig war an dem beabsichtigten Verrate. So war auch Heinrichs Anteil an dem glücklichen Ausgang den Vätern der Stadt kein Geheimnis geblieben, und

nur auf seine ausdrückliche Bitte machte man davon so wenig Aufhebens wie möglich. Aber Sabine, der Zierenberg alles gesagt hatte, war um so stolzer auf ihren „Sohn", wie sie ihn so gern nannte, und bat ihm in Gedanken jeden Tadel ab, der sich etwa in ihre Seele gestohlen hatte.

Freilich, wenn sie auf ihre beiden Töchter sah, konnte sie einen leisen Seufzer nicht unterdrücken. Anfangs hatte wohl die Sorge um den Vater und dann die Freude über seine Rettung in ihr, wie in ihnen jede andere Regung zurückgedrängt; aber lange konnte es dem sorgsamen Mutterauge nicht verborgen bleiben, wie sie seit gestern verändert waren. Johanna schien auf einmal um mehrere Jahre älter und gereifter. Eine ruhige Klarheit und Sicherheit war über sie gekommen, und sie glich dem Jugendbilde Sabinens mehr wie je. Nur als Heinrich im Laufe des Freitags endlich Zeit fand, seinen Verwandten einen kurzen Besuch zu machen, stieg ihr das Blut heiß und jäh in die Wangen, und sie sprang auf, als wollte sie ihm entgegeneilen oder fliehen. Doch ehe noch die Mutter ihren Liebling begrüßt und beglückwünscht hatte, war Johanna schon wieder gefaßt und sagte einfach und herzlich: „Grüß Gott, Vetter Heinrich, nach so großer Gefahr!"

Er hatte sie in der Freude des Augenblicks umarmt wie die übrigen und hatte wohl nicht Muße und Gelegenheit gefunden, sich über ihre Miene dabei zu beklagen, wenn sie ihm ja aufgefallen war. Sabinen aber gabs einen Stich ins Herz, nicht minder als da sie die verständnisvollen Blicke sah, die Rose und Heinrich einmal miteinander austauschten, und wie jene, deren ganzes Wesen so seltsam unruhig war, auf jedes seiner Worte lauschte, als höre sie mehr heraus als andere.

Es waren Fremde zugegen, und Schütz konnte nicht lange bleiben. „Ich muß einmal wieder nach meinem kranken Gast sehen," entschuldigte er sich gegen Rose, die ihn sehr dringend

zu längerem Aufenthalt einlud, und wie Sabinen dünkte, gar zu gern ein paar Worte mit dem Vetter allein gesprochen hätte.

Sie war nach seinem Fortgehen etwas ruhiger als vorhin, wo sie ihn wahrscheinlich mit großer Ungeduld erwartet hatte, aber jedem, der sie sonst in ihrer gutgelaunten Fröhlichkeit kannte, mußte es verwunderlich sein, wie sie heute still und reizbar war, bis sie, von jemand darauf angeredet, in desto lautere Lustigkeit ausbrach. Ihr Vater schob es auf ihr Unwohlsein und allen gestern ausgestandenen Schreck und befahl, daß sie zeitig zu Bett gehen sollte. Die Mutter war wohl willens gewesen, mit ihr zu reden. Allein an diesem Tage hatte sie nicht die Zeit, noch die rechte Stimmung dazu. Sie fühlte sich gekränkt durch den Mangel an Vertrauen, den sie bei Rose bemerken mußte, und doch wollte sie ihr nicht zum zweiten Mal Vorwürfe machen, die vielleicht zu hart ausfielen, besonders, da die Tochter wirklich leidend war. Kurz, Sabine traute sich selbst nicht in dieser Angelegenheit und verschob das Aussprechen daher lieber auf die Tage, wo alles wieder im gewohnten Geleise sein würde. „Und darauf wartet auch gewiß nur Heinrich," sagte sie zu sich selber; „er ist ja so verständig und aufrichtig. Was würde er sich mit Heimlichkeiten einlassen! Gewiß hat er der Rose noch so wenig den Antrag gemacht als uns Eltern, und ahnt nicht, daß ihm andere so gut in Herz und Antlitz lesen können!"

Auch Johanna ließ sie still gewähren. Sie wußte, wie ihr selber in gleicher Lage zu Mute gewesen war, und wollte in nichts eingreifen. Das Kind ging ja so unbeirrt seinen Weg, und außer der Mutter sah wohl kaum jemand, daß sie litt.

Am Sonnabend wollte der König die Stadt verlassen. Doch um zu beweisen, daß er im vollen Frieden mit ihr stehe, wollte er sich noch einmal öffentlich zeigen, und zwar nicht in

feierlichem Aufzug (der größte Teil seiner Begleiter war ohnehin schon aufgebrochen), sondern zu Fuße und mit einer kleinen, auserwählten Gesellschaft wollte er ausgehen, um diejenigen Sehenswürdigkeiten zu betrachten, die er noch nicht in Augenschein genommen hatte. Herr Zierenberg, Herr Opitz und andere sollten dabei sein.

Es war sehr still in des Bürgermeisters Hause, und Johanna, die von ihrer Mutter den Auftrag erhalten hatte, eins der Zimmer zu ordnen, die die polnischen Gäste inne gehabt hatten, (sie wollte ihr wohl Gelegenheit geben, alle in zusein!) konnte sich in der Einsamkeit nicht den Trost der Thränen versagen. Noch eben hatte sie eine harte Prüfung bestanden. Rose hatte sich an ihre Brust geworfen und gesagt: „Liebste Schwester, verzeih mirs doch, daß ich so launisch und garstig gegen Dich geworden bin. Weil Du aber doch weißt, was mich drückt, könntest Du denn nicht ein Wort darüber mit mir reden?“

Johanna wandte sich ab. „Sei nicht traurig,“ sagte sie nach kurzem Kampf, „es wird ja bald vorübergehen und alles gut werden.“

„Gut werden!“ rief Rose, „weißt Du denn nicht, daß die Mutter“ —

„Ei, ich denke, die ahnt es so gut wie ich,“ entgegnete die Schwester; „sie wird nicht viel dagegen haben.“

„Meinst Du das wirklich!“ sprach jene wieder und drückte sie heftig an sich. „O, Johanna, wenn Du — würdest Du für mich bitten, wenn sie mir zürnte! Ach, mir deucht, sie thut es schon jetzt, und ich habe doch nichts Unrechtes gethan, als —“

„Johanna!“ hatte da Sabinens Stimme gerufen, und diese, froh dem Befehl zu gehorchen, hatte noch die Kraft gehabt, der Schwester zu sagen: „Quäle Dich doch nicht so umsonst. Sie hat Dich ja lieb! und was ich kann —“

Weiter hatte sie nicht zu reden vermocht und war enteilt, und jetzt stand sie vor einem Schränkchen, stellte die Sachen darin immer wieder in andere Ordnung und ließ ihren Thränen dabei freien Lauf.

„Regnets hier im Zimmer?“ klang es da plötzlich neben ihr. „Um Vergebung, Kind, ich dachte, der Herr Bürgermeister wäre hier schon wieder eingezogen! Aber was hat mir das zu bedeuten? Stillgestanden und gebeichtet! Hat der alte Neckerbart zweimal den hilfreichen Engel gespielt, wer weiß, er thuts vielleicht noch zum dritten Mal.“

Johanna trocknete hastig ihre Augen. „O, Herr Syndikus,“ sagte sie entschuldigend, „ich glaubte, ich wäre allein.“

„Da bin ich doch wohl zu täppisch gewesen!“ meinte der so Zurückgewiesene und schaute sie an mit dem ihm eigentümlichen Blick, in welchem bei allem Ernst fast immer ein Funke von Schalkheit glomm. Aber dieser verwandelte sich auf einmal in ein weiches, warmes Leuchten, und er sagte: „Hannchen, Kind, möchtest Du nicht einem alten, wunderlichen Kauz vertrauen, der sich, weiß Gott, kein größeres Glück denken kann, als Dir die Steine aus dem Wege zu räumen, ja, Dich auf Händen zu tragen, so lange er lebt.“

„O, Herr Neckerbart!“ stammelte sie in großer Verwirrung, und er fuhr fort: „Ja, das ist wahrlich ein Name, der einer jungen Frau so wenig gefallen möchte, wie mein Gesicht und mein Alter. Drum hab ich auch bisher nicht der Narr sein wollen und anfragen. Aber weil Du doch sonst nicht von denen bist, die nur aufs Äußere sehen, und weil kein anderer“ — hier wurde seine Stimme ganz unverständlich, bis er hinzusetzte: „Wolltest Du Dirs da nicht einmal überlegen?“

Johanna hatte ihn zu Ende reden lassen. Sie begriff anfangs nicht, was er wollte, wie wäre ihr auch in den Sinn gekommen, daß Herr Neckerbart je so etwas meinen könnte!

Jetzt, wo sie ihn verstand, hob sie ihre sanften, tiefen und heute so überaus traurigen Augen zu ihm, ihre Hand streckte sich ihm halb entgegen und mit leisem, schonendem Tone sagte sie: „Ach, Herr Syndikus, Ihr waret ja immer so gut zu mir, fast wie mein Vater, und ich ehre und vertraue Euch auch wie eine Tochter, aber —“

„Weiter geht es nicht?“ ergänzte er trübe. „Ich konnte mir das denken. Wer eine köstliche Perle zuerst findet, hat damit noch kein Recht auf sie, ob er schon alles hingeben möchte, um sie zu kaufen. Gehab Dich wohl, Kind, und laß Dir keine grauen Haare darum wachsen, daß ich ein Thor war. Auch wirst Du ja christlich über mich spotten.“

Seine Miene stand in so schneidendem Gegensatz zu diesen halb scherzhaften Worten, daß Johanna es nicht ertragen konnte. Sie deckte beide Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

So fand sie Sabine, als sie nach einer kleinen Weile das Zimmer betrat. Sie wußte nicht, was eben geschehen war und fragte auch nichts, aber sie setzte sich zu der Tochter und zog ihren Kopf an ihre Brust, und wie sie dort mit ihrem Schmerze ruhte wie vor mehr als zwanzig Jahren eine andere Johanna, erzählte ihr die Mutter den Teil ihrer Jugendgeschichte, den sie noch nicht kannte, wie sie, Sabine, Heinrichs Vater liebte, wie sie die Neigung ihrer Schwester für ihn entdeckte und lieber entsagte, als ein Glück festhielt, das jener Herzeleid bereitet hätte. Und doch war ihr das Opfer, das sie damals brachte, kaum so schwer geworden, als was sie jetzt mit ihrer Tochter litt.

Doch davon ließ sie sich nichts merken. Sie legte ihre Hand auf Johannas Haupt, schaute sie an mit einem Blick voll Liebe und schloß dann mutig: „Und siehst Du, ich bin trotz alledem wieder froh und glücklich geworden, ja, weit glücklicher, als ich jemals dachte, oder als ich mit Hans Anselm je geworden wäre, und danke Gott, daß ich Deines Vaters Frau

geworden bin. Und wenn mir jetzt auch einmal ein Lieblingswunsch versagt wird, so denk ich, Gott weiß und meint es besser als irgend einer; drum laß fahren und mach nicht Federlesens."

Johanna drückte und küßte ihre beiden Hände und sagte dann: „Ja, Herzmutter, so will ichs ja auch. Aber Herrn Keckerbart zum Manne nehmen, das kann ich doch nicht!"

„Hat er um Dich geworben? Armes Kind, das ist viel auf einmal! Aber getrost! Wir waren in größerer Not vorgestern Abend, und war doch der Ausweg schon gefunden, dadurch wir herauskamen. Darüber sollten wir froh und dankbar sein, so lange wir leben."

Sie horchten beide plötzlich auf. Ein schneller, bekannter Schritt kam die Treppe herauf, und Johanna fuhr erschrocken empor. „Ich werde es Rose sagen, daß er da ist," sagte sie eilig und ging durch die eine Thür hinaus, gerade als Heinrich durch die andere eintrat.

Er mochte es bemerkt haben, denn er blickte sinnend dort hinüber, sagte aber nichts davon, sondern hub nach der Begrüßung an: „Wie lieb ist es mir, liebe Muhme, daß ich Euch endlich einmal allein treffe. Hätte ich doch schon längst gern mit Euch über eine Sache geredet, die ich gar niemals hätte geheim halten mögen, und doch, wie es einmal stand, durfte ichs nicht offenbaren. Aber Ihr seht aus, als wüßtet Ihrs jetzt bereits. Hat Rose sich Euch entdeckt?"

Sabine nahm all ihre Festigkeit zusammen, denn jetzt galt es. „Nein," sagte sie so ruhig, wie ihr möglich war, „ich habe es nur erraten. Meinst Du aber nicht, daß es besser wäre, Du sprächst gleich mit Zierenberg?"

Er sah sie verwundert an. „Das möchte ich mich doch nicht so ohne weiteres unterstehen," sagte er, „vielmehr möchte ich Euch bitten, daß Ihr es thätet."

Nun war es Sabine, die fragend aufblickte. „Brauchts denn so vieler Umstände?“ sagte sie. „Mein Mann wird ja gewiß nichts dagegen haben.“

Aber Heinrich schüttelte den Kopf. „Wenn das wäre,“ sagte er lächelnd, „so hätten sich Zwei viel Ängste sparen können; nun aber scheint mir, wir verstehen uns doch nicht recht. Oder sollte Oheim Zierenberg wirklich so leicht einen Polen zum Schwiegersohn annehmen wollen?“

Jetzt wußte die Frau Bürgermeisterin nicht mehr, was sie denken sollte: „Von wem in aller Welt sprichst Du?“ rief sie aus.

„Ei, von wem anders, als von Janikowski, der sich vom ersten Augenblick an so sterblich in unsere Rose verliebt hat, daß ich nicht weiß, wie ers überstehen soll, wenn Ihr ihm nicht wenigstens Hoffnung gebt! Er sagte mirs, als er noch gesund war, wie ein Ehrenmann, und bat mich, ihm zu helfen. Das wollte und konnte ich natürlich nicht sogleich, so brav und treu ich ihn auch überall erfunden habe. Aber am Ballabend forschte ich Rose ein wenig aus und merkte, daß sie ihm nicht minder gewogen war. Und ich dachte, auch Euch wäre es nicht entgangen, wie ihr seine Verwundung und Krankheit zu Herzen ging. Nun, er ist gottlob über das schlimmste hinweg. Aber Ihr solltet es hören, wie er von ihr spricht! Im Fieber hatte er nur ihren Namen auf der Zunge. Wie er nur zu sich kam, war seine erste Frage nach ihr, und wenn ich von ihm ging, trug er mir nichts auf als Grüße an sie. Muhme, ich wollte nicht den Zwischenträger machen, aber wie ich sie sah mit den verweinten Augen und dem verängstigten Gesichtchen, meinte ich, ich müßte mich ihrer annehmen, und ich that, was ich konnte, sie beide zu beruhigen. Und seht, das drückte mich, daß ichs Euch noch nicht sagen konnte; denn ich dachte immer, Ihr würdet gleich das richtige treffen, daß niemanden zu weh geschieht.“

Sabine hörte dies alles wie im Traum, und es erweckte ihr kaum eine andere Empfindung als: „Du haſt dich geirrt, und all dein Leid war vergeblich!“

Ihr Schweigen und der Ausdruck ihrer Züge fiel endlich dem Neffen auf. „Was ſinnt Ihr, liebe Muhme?“ fragte er, „und was wars denn eigentlich, was Ihr vorhin meintet, daß ich dem Oheim ſagen ſollte?“

„Ach, Heinrich, davon wollen wir nur ſtill ſein!“ rief ſie. „Ich bin eine thörichte Frau geweſen.“

„Nein, aber Ihr glaubtet, ich wollte für jemand ſonſt den Freiwerber machen?“ Er hielt inne, denn wie ſie ihn anſah, verſtand er ſie plötzlich, und über ſeine offene Stirn legte ſich trüber Ernſt. „O, Muhme,“ ſagte er, „ich dachte, Ihr wenigſtens wüßtet beſſer, wem meine Lieb und Treue gehört von Kindheit an.“

Er hatte erſt den Blick geſenkt, jetzt aber ſchlug er ihn ſo warm und innig auf, daß der ihre feucht wurde.

„Aber, Kind!“ rief ſie zwiſchen Lachen und Weinen, „wenn ich Dich recht verſtehe, was ſoll da all dies ſeltſame Weſen! Du weißt ja, wie wir Dich lieb haben, und daß Du nur zu reden brauchteſt —“

„Nein, Muhme,“ erwiderte er, „ich weiß, wie gut Ihr ſeid, und glaube faſt, daß Ihr mich ſo gern in Wahrheit Sohn nenntet, wie ich Euch Mutter, auch daß der Oheim mirs wohl nicht abſchlagen würde. Aber, ſo lieb ich Johanna habe — ich kann mich keiner Zeit erinnern, wo ichs nicht gethan hätte! — ſo wollt ich doch nicht, daß ſie mein würde aus Gehorſam oder durch Zureden, und ihr Herz ſagte nicht Ja und Amen dazu. Aber gleich als ich heimkam und ſie ſo lieblich aufgeblüht fand an Leib und Seele, daß alles, was ich mir in der Fremde vorgeſtellt hatte, davor erblaßte, da merkt ich doch, daß ſie für mich nicht dieſelbe geblieben war. Ich nahms zu Anfang

noch für Schüchternheit oder jungfräuliche Sprödigkeit und hoffte, es würde weichen, wenn sie mich wieder besser kennte, sagte darum auch kein Wort, das sie hätte stutzig machen können, und gab mich ihr wie ein Bruder seiner Schwester. Sie aber ließ mich immer wieder merken, daß wir uns fremd wären, und seit drei Tagen hat sie sich vollends von mir gewandt. Komme ich, so geht sie; müssen wir bei einander sein, so sieht sie mich doch nicht an, und rede ich mit ihr, so weiß sie mich abzuweisen und zu wehren, als stünde ein Eisberg zwischen uns, da keines hinüber könnte. Mutter, ich dachte nie darüber zu klagen, aber es ist mit dem Leid, wie mit dem Wasser; zieht man das Wehr auf, so ist kein Halten. Weiß ich doch auch, daß, was ich Dir sage, bei Dir begraben ist! — Und muß ich nun ledig bleiben, so sollst Du doch wissen, warum, und zwischen uns beiden solls klar sein!"

Er stand auf und reichte ihr die Hand, und sein Gesicht war schon wieder so freundlich ernst wie gewöhnlich, als habe er seinen Kummer wirklich für immer eingeschlossen. Aber Sabine hielt ihn fest und sagte: „Mein Sohn, mein lieber Sohn, was sind wir doch alle blind! Es ist ja keine halbe Stunde her, daß ich an dieser Stelle suchte die Hanna zu trösten, weil sie glaubt, daß Du ihre Schwester meinst, und ihr das Herz fast darüber brechen will."

Zur selben Zeit fand auch droben im Jungfrauenstübchen zwischen den beiden Schwestern eine Unterredung statt, die der jüngeren plötzlich zeigte, in welchem Irrtum sie befangen gewesen war. Sie war zwar sehr erschrocken und betrübt, daß Rosens Liebe sich dem Fremden zugewandt hatte, der anderen Glaubens war und den Eltern schwerlich genehm sein könnte, aber sie gestand gern ein, daß, was Janikowski für sie gethan hätte, reichlich die Schuld seines Vaters aufwöge, und schenkte ihr das vollste schwesterliche Mitleid, als Rose sagte: „Ich

werde ihn ja nie wiedersehen, und wage nicht einmal seinen Namen zu nennen, weil die Mutter schon so zürnte, daß ich mehrmals mit ihm tanzte; aber vergessen kann ichs dich nie, daß er zum Tod verwundet ward, nur weil er mich retten wollte."

„Nein, liebe Tochter, das sollst Du auch nicht vergessen," sprach Sabine, die, ohne daß die beiden vertieften Mädchen es gewahrten, ins Zimmer getreten war, „so wenig, als daß doch keiner so sehr auf Dein bestes bedacht sein kann, als Dein Vater und Mutter, und Du ihnen vertrauen sollst. Komm, ich weiß noch nicht, was Dein Vater thun wird, noch was ich ihm raten soll, wenn er mich fragt; aber das wollen wir uns hier beide geloben, daß wir allein fragen wollen, was Gott haben will, und daß wir alles mit einander tragen wollen, Freud und Leid, wies auch kommt. — Und dann, nicht wahr, wirst Du Dich auch freuen können, daß Deine Schwester jetzt glücklicher ist, als Du? — Ja, Hanna, mein Kind, soeben hat mirs Heinrich gestanden, daß er — daß Du ihm gerade so viel Schmerz gemacht hast, wie er Dir."

Rose hing schon längst an ihrem Halse; „Mutter, Mutter," schluchzte sie, „was bist Du gut! — Ich bin ja nur so unglücklich gewesen, weil ich dachte, Ihr wolltet nichts mehr von mir wissen und würdet mir nicht verzeihen. Und Hanna, Herzenshanna, kann das sein! und Du hast michs nicht einmal ahnen lassen? Aber es könnte mir ja nichts auf der Welt noch solche Freude machen, als daß Ihr zwei ein Brautpaar würdet!"

Johanna sprach noch immer kein Wort und stand vollkommen regungslos. Aber wie sich ein rosiger Schimmer immer tiefer ihr über Wangen, Stirn und Nacken breitete, brach aus ihrem Auge immer leuchtender ein heller Freudenglanz, bis sie der Mutter und Schwester die Hände entgegenstreckte, und ihre herzlichen Liebkosungen glückselig erwiderte.

Es traf sich wohl sehr ungelegen, daß gerade als die drei ins Wohnzimmer getreten waren, wo Heinrich ihrer harrte, Herr Martin Opitz an die Thür klopfte. Er that sehr eilig und geschäftig und sagte nach einigen Worten der Begrüßung und Entschuldigung, die Angelegenheit, in der er komme, gestatte keinen Aufschub.

„Se. Majestät," fuhr er fort, „sind soeben nach der Pfarrkirche aufgebrochen. Nun, Ihr wißt, es war der casus belli, der Zankapfel! Und überdem, soviel Mühe man auch von allen Seiten anwendet, so sind die Mißhelligkeiten doch noch allen zu frisch im Gedächtnis, daß nicht irgend ein kleiner unvorhergesehener Windstoß den Brand aufs neue anfachen könnte, der auf so wunderbare und heldenmütige Weise gedämpft ward."

„Wie meint Ihr das?" fragte Sabine nicht ohne Besorgnis, jedoch der Dichter versetzte: „Versteht mich wohl, meine verehrte Frau Präsidentin, noch sehe ich keinen solchen Anlaß, allein als Diener Sr. Majestät und dankbarer Freund dieser Stadt wünschte ich, daß die Harmonie zwischen beiden vor dem Scheiden eine rechte und dauernde würde; dazu bedarf ich aber noch einmal Eures Beistands. Se. Majestät lieben vor allem die schönen Künste und geruhten sich selbst einmal mit Saul zu vergleichen, mich aber mit David, der ihm mit meinen Liedern die bösen Geister bannte. Nun aber weiß ich, daß von allen Ergötzlichkeiten, die ihm hier bereitet wurden, ihm nichts so wohl gefallen hat, als der Gesang Eurer jüngsten Jungfrau Tochter. So kam mir die Idee, wenn sie sich noch einmal wollte vor ihm hören lassen und ihm in der Kirche einen Valetgruß singen, so würde das nicht allein ein anmutiger Abschluß sein, sondern es würde auch besser als alles andere die Wolken vertreiben, die etwa der Sonne des glücklichen Freundschaftsbundes drohten."

Sabine hätte wohl allerlei Einwände erhoben. Der Vorschlag schien ihr seltsam; auch hätte sie ihren Kindern gar zu gern eine längere Aussprache ermöglicht, so weit das vor des Vaters eingeholter Zustimmung schicklich war. Hatte doch kaum Heinrich einige Worte sagen können, und nur in Johannas Blicken hatte er ihre Antwort lesen können. Aber zum Erstaunen der übrigen sagte das junge Mädchen, sobald nur Opitz zu Ende geredet hatte, mit strahlendem Lächeln: „Erlaubt Ihrs, liebe Mama?"

„Wie, Hanna," rief der Jüngling, „bist Du auf einmal so mutig?" Sie aber sah ihn an, als könnten ihr in ihrem Glücke alle Könige und Kaiser keine Scheu einflößen.

„Ja, wenn Ihr alle mitgehen wollt, so will ich dem guten König singen, was ich kann!"

Was Opitz geäußert hatte, war nicht unrichtig. Die Stimmung unter der Gesellschaft des Königs war nicht so, wie man es von allen Seiten wünschte. Während er sich bemühte, durch Leutseligkeit alle unangenehmen Vorfälle der letzten Tage vergessen zu machen, konnte er selber nicht vergessen, in welchem Lichte er diesen getreuen Bürgern erscheinen müsse, und während er durch sein Verweilen beweisen wollte, daß er nicht mit seinen Großen im Einverständnis gehandelt habe, noch von ihnen abhängig sei, fühlte er mehr denn je seine schimpfliche Ohnmacht, weil er sich nicht entschließen konnte, noch getrauen durfte, auch den Bischof zu entfernen, der mit der größesten Unbefangenheit ihn auch auf diesem Gange begleitete und durch seine bloße Anwesenheit den Danzigern kein geringes Ärgernis war. Ja, der König sah wohl, wie das Volk auf den Gassen dem Prälaten Drohgeberden nachsandte, und eine halblaute Verwünschung, die zuweilen sein Ohr erreichte, verbesserte seine Laune keineswegs.

Die Ratsherren hätten unter diesen Umständen gewünscht,

die Pfarrkirche ganz zu umgehen. Aber Ladislaus, der schon früher sehr begierig gewesen war, dies Meisterwerk baltischer Gotik eingehend zu betrachten, hätte jetzt solch Vermeiden als einen neuen Beweis des Mißtrauens empfunden, und drückte seinen Wunsch so deutlich aus, daß man ihm wohl willfahren mußte. Selbst der Bischof konnte nicht von dem Besuch der Kirche ausgeschlossen werden, da, wie gesagt, gewöhnlich der Ein- und Durchgang einem jeden freistand.

So hatte man das heilige Gebäude betreten, und da Herr Opitz, der bisher den Cicerone gemacht hatte, sich in aller Stille entfernt hatte, waren andere nicht säumig, den Schatz ihrer Vaterstadt zu zeigen und den hohen Gast auf alle Merkwürdigkeiten hinzuweisen: die astronomische Uhr, die herrliche Darstellung St. Michaels mit der Wage des Gerichts, das lebensgroße und so erschütternd lebenswahre Krucifix und vor allem das wundervolle Altarblatt des Hochaltars.

Der König beschaute alles mit steigendem Wohlgefallen, als ihn der Bischof durch Winke auch auf diejenigen Kunstschätze aufmerksam machte, die, als nur dem katholischen Kultus angehörig, in verschlossene Seitenkapellen verwiesen waren. Einmal daran erinnert, wollte sie sich Ladislaus nicht vorenthalten lassen, und Frankowski nahm Gelegenheit anzudeuten, wie auch die Bildwerke, die der Kirche verblieben wären, meist in die Fensternischen und Winkel verbannt seien.

„Eine verwitwete Königin!“ sagte er, als man in das Schiff zurückkehrte, laut genug, daß mehrere Danziger es hörten, und ihre gereizten Blicke bewiesen, daß sie sich mit Gewalt enthielten, eine solche Kränkung zu erwidern.

„Nun ja, meine Herren,“ sagte Ladislaus wie entschuldigend, „Ihr könnt uns den Schmerz nicht verargen, wenn wir sehen, wie all dies Schöne, das unsere Kirche mit solcher Liebe hegte, von der Eurigen verdrängt und zurückgestellt wird. Ihr

könnt nicht leugnen, daß dies Armut ist für Reichtum, oder was bietet der protestantische Ritus zum Ersatz für alle diese zu Grabe gelegte Pracht?"

„Die Wahrheit, Majestät," sagte Herr Adrian von der Linde. Indessen Ladislaus erwiderte mit mattem Lächeln und Achselzucken: „Die meint freilich ein jeder zu haben."

„Und es hat sie auch ein jeder, der sie im Herzen fühlt; das Thor des Herzens aber sind die Sinne." So sprach einlenkend der Bischof, denn er sah an den Mienen der Umstehenden, daß es Zeit war, und nur die Heiligkeit des Orts sie abhielt, ihrem Unmut Worte zu leihen.

Da brauste auf einmal mit mächtigem Schall die Orgel. Die Tonwellen schwollen und bebten wunderbar durch den weiten, hochgewölbten Raum, als mische sich Donnersturm mit Äolsharfenklängen. Dann starben sie dahin in einem stillen, sanften Sausen, wie es wohl am sonnigen Tag den Hochwald durchschauert, und erhoben sich dann wieder lauter in einer klaren, markigen und freudigen Melodie. Und mit ihr klang aus dem Dunkel des Chors eine Stimme, als ob es einem seligen Geist vergönnt sei, mit menschlicher Zunge sein Glück, seinen Frieden und alle seine Liebe zu Gott und den Menschen auszusprechen:

Es wolle Gott uns gnädig sein,
Uns seinen Segen geben.
Sein göttlich Wort mit hellem Schein
Uns leucht zum ew'gen Leben,
Daß wir erkennen seine Werk',
Und was ihm lieb auf Erden,
Und Jesus Christus Heil und Stärk'
Bekannt den Menschen werden
Und sie zu Gott bekehren.

So danken Gott und loben dich
Die Völker überalle,
Und alle Welt erfreue sich
Und sing mit großem Schalle,

Daß du auf Erden Richter bist
Und läßt die Sünd' nicht walten.
Dein Wort die Hut und Weide ist,
Die alles Volk erhalten,
In rechter Bahn zu wallen.

Und fröhlicher, inniger noch tönte es durch die hallende Kirche:

Es danke Gott und lobe dich
Dein Volk in guten Thaten!
Das Land bring reiche Frucht in sich,
Dein Hilf woll' uns beraten.
Uns segne Vater und der Sohn,
Uns segne Gott der heil'ge Geist,
Dem alle Welt soll Ehre thun,
Von ihm sich fürchten allermeist!
Drauf sprecht von Herzen: Amen.

Das klang so traut und doch so überwältigend, daß kaum ein Auge dabei trocken blieb. Es war nicht das volle und weiche Metall, nicht der jugendliche Schmelz dieser Stimme, das so wunderbar zum Herzen sprach, vielmehr der aus dem tiefsten Innern dringende Ausdruck des frommen, frohen Glaubens, wie er nur in der reinsten Seele wohnen kann. Und wie die Hörer unten den heiligen Klängen lauschten, glätteten sich die umwölkten Stirnen, ein stiller Friedenshauch schien durch die Säulenreihen zu wehen, und Herrn Zierenbergs glänzende Blicke schienen zu sagen: „Und fragt Ihr noch, was unsere Kirche bietet für Marienbilder und Reliquienkästchen? So spricht der Glaube unserer Väter. Den sollen, wills Gott, unsere Kinder bewahren und weiter tragen."

Der König hatte das Haupt auf den Arm gestützt, und seine Hand beschattete sein Antlitz. Er schwieg noch lange, nachdem der Gesang verstummt war, und als er dann aufstand, um ins Freie zurückzukehren, schaute er wirklich darein, als wäre ein Bann von ihm gewichen. Er sprach nicht viel; was

bedurfte es deſſen auch! „Habt Ihr mehr ſolcher Lieder?“ ſagte er im Hinausgehen zu Johannes Zierenberg, und als dieſer erwiderte. „Gottlob, die Menge, Ew. Majeſtät!“ fuhr er fort: „Das iſt wahrlich ein Reichtum; und Ihr beſonders ſeid ein reicher und glücklicher Mann.“

Dieſe Worte hätten in noch höherem Maße demjenigen gelten können, der einige Minuten ſpäter hinter Sabinen und ihrer Tochter die Chortreppe hinabſtieg und mit ihnen durch ein Seitenpförtchen ſchlüpfte.

„Ich danke Dir, Geliebte,“ ſagte Heinrich, indem er Johannas Hand in der ſeinigen drückte, „und ſoll dies Lied fortan das Symbolum unſeres Lebens ſein.“

Er ſprach ſehr leiſe, und Herr Keckerbart, der noch im Schatten eines Pfeilers ſtand und mit einem ſeltſamen Augenzwinkern kämpfte, das ſeit dem Geſange über ihn gekommen war, Herr Keckerbart verſtand Heinrichs Rede nicht, aber er ſah die Geſichter der beiden jungen Leute und ſprach bei ſich ſelber: „Alſo doch! Ich dachte, als ich ſie das letzte Mal hier auf dem Kirchhof bei einander ſah, ich hätte mich geirrt. Aber ſieh da! er hat meine Perle doch gefunden. Nun, Gott ſegne ſie, wie ſie geſungen hat.“

Der Einzige, der unbefriedigt die Kirche verließ, war Biſchof Stanislaus. Er hatte gehofft, zum Schluſſe mindeſtens ein Samenkorn zu legen, woraus in ſpäterer Zeit ſein Weizen blühen könnte. Nun war auch dies fehlgeſchlagen. Allein ſein Benehmen zeigte keine Spur davon. Mit gewandter Zunge ſprach er ſein Entzücken aus über den gehabten Kunſtgenuß. „Jedenfalls,“ ſchloß er, zum Bürgermeiſter gewandt, „haben wir dieſe Ueberraſchung doch Euch zu verdanken. Es war in der That ein feiner Einfall, und ich müßte mich ſehr irren, wenn Se. Majeſtät nicht Verlangen tragen ſollte, der Sängerin noch perſönlich ſein Wohlgefallen auszuſprechen.“

Ladislaus schien jedoch auf diesen Wink nicht zu achten, und Zierenberg versicherte eifrig, daß er von nichts wisse. Da trat mit lächelnder Miene und tiefer Verneigung Martin Opitz heran, und der König sagte gütig: „Ah, mein Herr von Boberfeld, ich wußte wohl, daß niemand als Ihr so meine Neigungen kannte. Nehmt meinen Dank und sagt Eurer Gehilfin, daß sie uns einen unvergeßlichen Augenblick bereitet hat."

Er war sichtlich gerührt. Als aber später der Bischof gleichsam prüfend die Frage hinwarf: „Sollte es nicht Mittel geben, diese baltische Sirene an den Hof Ew. Majestät zu ziehen," entgegnete Ladislaus mit großer Entschiedenheit: „Nein, Bischof, dort wäre kein Platz für so viel Reinheit."

Eine Stunde darauf schied aus Danzig in gnädigster Stimmung, die er der Stadt auch fernerhin bewahrte. Er selber kam nicht wieder dorthin, wohl aber seine in Frankreich für ihn geworbene Gemahlin, die Prinzessin Maria von Parma, die auf seinen ausdrücklichen Wunsch ihren Weg über Danzig nahm, und der zu Ehren Rat und Bürgerschaft noch einmal all den Glanz entfalteten, der bei dem Besuch des Königs durch Kämpfe und Ränke so sehr getrübt worden war.

Herrn Zierenbergs Töchter waren damals schon beide glückliche Hausfrauen.

Es war für den Vater keine kleine Überraschung gewesen, als er nach des Königs Abreise heimkehrte und von seiner Frau erfuhr, was sich in seiner Familie ereignet hatte. Allein so einverstanden er mit Johannas Neigung war, so machte er doch Rosens wegen große Schwierigkeiten. Die Erfahrungen, die er in letzter Zeit mit polnischen Edelleuten gemacht hatte, konnten auch wahrlich nicht dazu beitragen, ihm einen Janikowski zum Schwiegersohn zu empfehlen. Allein Heinrich Schütz war ein guter Fürsprecher, und Herr Johannes wie seine Sabine waren so glücklich über den Ausgang, den alles übrige genommen

hatte, daß sie nicht hart sein konnten, auch wenn das sonst ihre Art gewesen wäre; und der Bürgermeister willigte ein, den jungen Polen nach seiner Genesung bei sich zu sehen, und darnach das weitere zu beschließen.

„Aber, Heinrich," er ist doch von anderer Religion!" Das war der einzige Einwand, den die Mutter geltend machte. Doch er erwiderte: „Das war auch mein höchstes Bedenken, aber Freund Kasimir sagt: „Eine Lehre, die solche Mittel gutheißt, wie sie der Bischof hier brauchen wollte, kann nimmermehr die rechte sein." Und ich meine, in seinem Herzen war er immer evangelisch."

Und als dann Janikowski selbst erschien, mit dem Arm in der Binde und blaß im Gesicht, aber freundlich und unbefangen wie immer, und in seiner treuherzigen Weise sagte: „Hab sich so sehr lieb die schöne Tochter, und wollt ich ihr halten recht wie Blatt meines Herzens" — da hätte Herr Zierenberg ihm nicht gram bleiben können; und nachdem er mit vollster Überzeugung zur lutherischen Kirche übergetreten war, auch versprochen hatte, das Bürgerrecht in Danzig zu erwerben, durfte er seine geliebte Rose heimführen, und sein Glück wie seine Dankbarkeit war über alle Beschreibung.

Heinrich Schütz und Johanna, die der Schwester nicht hatte den Vorrang ablaufen wollen, traten mit ihnen zugleich vor den Altar der Pfarrkirche, und die ganze Stadt freute sich der beiden so überaus lieblichen Bräute und feierte sozusagen die Hochzeit mit.

Herr Opitz hatte die Carmina dazu geliefert und war ein geehrter Gast, nicht minder als Herr Neckerbart. „Und waren wir drei Junggesellen," schreibt Eberhardt König, „die lustigsten von allen, als die auch die meisten Trinksprüche ausbrachten, davon zumal einer des Syndiko sehr scherzhaft war. Er neckte meinen lieben Heinrich darin erst ein wenig und sagte unter

anderem: „Man ſoll keinem Deutſchen trauen, der aus Wälſchland kommt, ſonſt wird man ſicher hinters Licht geführt. Da meint ich, dieſer junge Mann habe auf ſeinen Reiſen nichts gelernt, als venetianiſche Kleider tragen, den Apollo ſpielen und den Frauenzimmern gefallen. Und eh man ſichs verſieht, iſt er klüger als wir alle und rettet und bewacht die Stadt, derweil ich ihm ſeinen Schatz hüten mußte. Nun aber denk ich, wollen wir wieder ein jeder ſeine Lektion lernen.“

„Unſer Heinrich drückt ihm drauf die Hand ſo feſtiglich, daß michs Wunder nahm, und ſagte: „Von ganzem Herzen, und ſollt ich bei dieſer noch einen Fehler machen, ſo ſollt Ihr mir einen Denkzettel geben. Das Lehrgeld aber ſoll Euch meine Braut noch heute zahlen mit dem Ehrentänzlein.“

Emma König war nicht bei dem Feſt zugegen. Die harte Strafe ihres Leichtſinnes hatte ſie ſehr kleinmütig gemacht, und ſo ſehr auch Heinrich Schütz und Zierenbergs bemüht geweſen waren, ihren Ruf zu ſchonen, ſo munkelte man doch in der Stadt ſo viel, daß ſie ſich ſcheute, nach ihrer Geneſung über die Straße zu gehen. Sie zog es daher vor, zu ihren mütterlichen Verwandten nach Elbing zu reiſen, wo ſie ſich bald darauf verheiratete. Vor ihrer Abfahrt bat ſie Johanna, die ſie während ihrer Krankheit treulich gepflegt hatte, aufs reumütigſte um Verzeihung und ſandte auch Roſen und der Tante Grüße und Entſchuldigungen, die dieſe nicht unerwidert ließen.

Sie wären auch wohl ſelbſt zu ihr gegangen, wenn Emma ſie nicht aus Scham gebeten hätte, es nicht zu thun.

Frau Sabine Zierenberg freute ſich noch lange an dem Glücke ihrer Lieben. Sie ſah Heinrich noch Jahre lang die Würde eines Syndikus bekleiden und war hochgeehrt von Kindern und Kindeskindern, die ſie fleißig beſuchten. Denen mußte ſie dann oft das prächtige und kunſtreiche Armband zeigen, das ihr, als Anerkennung für die bei ihr genoſſene Gaſtfreundſchaft und

vielleicht noch manches andere, der König Ladislaus durch Janikowski überſandt hatte.

Auch beſchloß der Rat, nachdem er zur vollen Einſicht in die Ereigniſſe jenes Septemberabends gekommen war, zum Andenken an die ſo glücklich von der Stadt abgewandte Gefahr, das Bild der Frau Bürgermeiſterin im Sitzungsſaale aufhängen zu laſſen. „Denn," ſagten ſie, „haben andere Danzig gerettet vor feindlichem Überfall, ſo hat ſie es bewahrt vor eigener Ungerechtigkeit, und das iſt mehr."

Sabine ſelbſt war ſehr erſtaunt, als ihr Herr Zierenberg ſtolz die Nachricht brachte. „Ich meine doch," ſagte ſie, „Dir oder Herrn von der Linde oder auch unſerm Heinrich gebührte viel eher ſolche Auszeichnung." Als aber Herr Johannes dagegen ſehr eifrig proteſtirte, ſchloß ſie: „Ei nun, es hat ja alles Gott der Herr gethan."

Verlag von Wolf Lothar Demler in Hamburg.

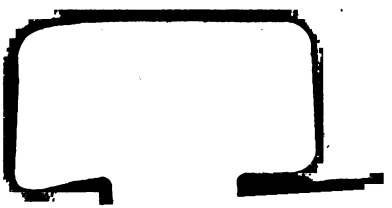
Johannes Knades Selbsterkenntnis.

Historische Erzählung aus der Zeit der Reformation.

Von

C. Quandt.

Preis brosch. 7 M. 50 Pf., gebunden 9 M.

Das „lutherische Kirchenblatt" (1879, Nr. 22) empfiehlt obiges Werk mit folgenden Worten: „Schon in den beiden Anzeigen, mit denen ich im Kirchenblatt das von Pastor Strehle herausgegebene Familienblatt: „Quellwasser fürs deutsche Haus" empfohlen habe, ist von mir auf die Vortrefflichkeit dieser Erzählung aufmerksam gemacht worden. Wie nicht anders zu erwarten war, ist sie nun in demselben Verlage in sehr ansprechender Ausstattung im Separatabdruck erschienen. Wir finden in derselben in einem seltenen Maße vereinigt, was sich nur als Vorzug an einer Dichtung rühmen läßt. Die Schilderung der Gemüts- und Seelenzustände des Hauptheldens, des Predigermönchs Knade, sind so naturgetreu, daß man es für unmöglich hält, daß eine Dame diesen, wenn auch immerhin etwas weich geschaffenen Charakter ganz aus sich heraus so treffend wiedergeben könne. Wie ich nun aus sicherster Quelle weiß, liegt allerdings der Erzählung eine alte Familienchronik zu Grunde. So war ja freilich hierdurch das Charakterbild Knades von vorn herein in bestimmten Zügen vorgezeichnet, aber sowohl diejenigen Stellen, die die Verfasserin selbst als eigene Ergänzungen bezeichnet, als auch die ganze Gesammtgestaltung der Handlung, sowie auch die Schilderung im Detail, ganz besonders die vielen höchst sinnreich ausgearbeiteten Dialoge in derselben sind unverkennbar das eigenste Werk der Verfasserin und ein gewisses Zeugnis dafür, daß wir in diesem Werk eine originale geistige Schöpfung vor uns haben und in der Verfasserin eine poetische Größe begrüßen dürfen, der in unserer Zeit wohl nur wenige gleich zu stellen sind. Es ist hier nicht der Ort, dies Urteil ausführlicher zu begründen; ich beschränke mich deshalb summarisch mein Lob dahin zusammenzufassen, daß, während sonst die sogenannten christlichen Romane erbaulich *unterhalten*, dieser hier unterhaltend oder, besser noch, tief belehrend *erbaut*. Dies aber wird nicht etwa durch lehrhafte Auseinandersetzungen und erbauliche Gefühlsergüsse erreicht, sondern durch wirklichen Griff ins Leben, das ja, wie Goethe sagt, wo man es packt, immer interessant, ganz besonders aber auch erbaulich ist, wenn wahrhaft christliches gesundes Geistesringen in lebensvoller Wahrheit vorgeführt wird. Den Mittelpunkt derselben bilden Knade und sein späteres Ehegemahl Anna Rastenberger. Beide liegen noch anfangs unter der katholischen Gesetzlichkeit gefangen, gegen dieselbe macht sich in ihnen das heilige Recht einer reinen Geschlechtsliebe geltend, bis die evangelische Erleuchtung die innere und der Gang der Geschichte die äußere Befreiung bringt. So kann ganz zuversichtlich gesagt werden: es giebt keine Erzählung, die die Priesterehe so gesund und lebenswahr rechtfertigt als diese."

JUN 22 1915